Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

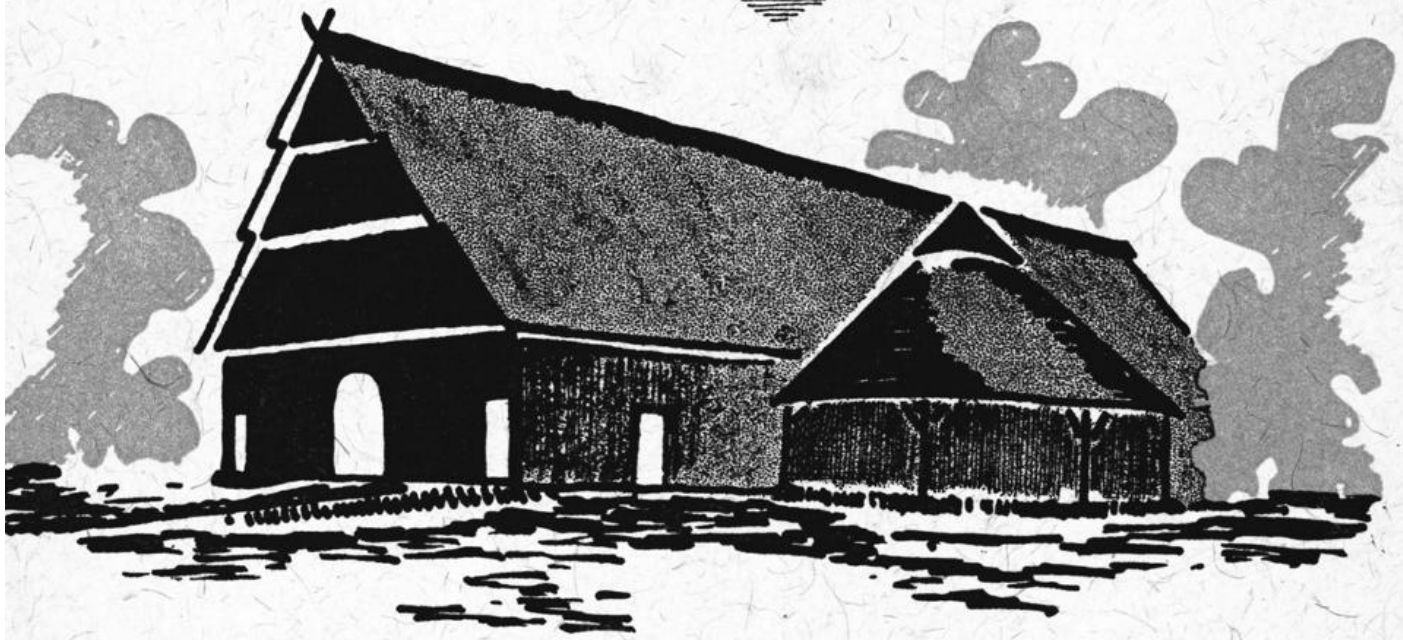
Vechta, Oldb, 1952

Bd. 2. 1953

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Visual Library

1953



Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1953

Herausgegeben
im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem Vorstand des Heimatbundes
von

Dr. Heinrich Ottenjann

Druck und Verlag:
Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)

Landesbibliothek Oldenburg

Der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland 1952 im Urteil seiner Leser

Bremen, den 21. Dezember 1951.

„Soeben erhalte ich Ihren Kalender für 1952. Ich habe das schmucke Buch gleich durchgelesen und mich über den ausgeglichenen Inhalt gefreut. So muß ein Kalender sein. Er muß in allem, was er bringt, bleibenden Wert haben und zu einem Schatz im Hause werden. Ich bin gewiß, daß Sie zur Fortsetzung den Weg innehalten, den Sie so zielsicher beschritten. Dazu ein herzliches Glückauf!"

München, den 28. Dezember 1951.

„Was nun den Kalender selbst betrifft, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie gut er mir gefällt, und Ihnen zu diesem Start Glück zu wünschen. Ich habe das Heft rasch ganz durchgelesen, wenn mir der Dialekt auch hie und da einige Schwierigkeiten bereitet hat. Es ist in wirklich großartiger Weise gelungen, die verschiedensten Interessengebiete und Darstellungsarten zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen, interessant und doch ohne aufdringliche Belehrung zu gestalten, und das Heft dabei dem Wissenschaftler ebenso wertvoll zu machen, wie einem mehr allgemein interessierten Publikum. Ich bin überzeugt, daß Sie damit sehr viel Anklang finden werden."

Oldenburg, den 11. Januar 1952.

„Der Kalender ist wirklich recht gut ausgefallen und kann bestimmt in Wettbewerb treten mit vielen derartigen Erscheinungen im übrigen Deutschland."

Hannover, den 15. Januar 1952.

„Was den schönen Heimatkalender anbelangt, so muß ich offen gestehen, daß ich, der ich viele solche Dinge durchgesehen und durchgearbeitet habe, doch noch niemals einen so guten, inhaltreichen und warmherzigen Heimatkalender in die Hand bekommen habe. Heimatliebe findet man schon in allen Heimatkalendern, doch Heimatliebe allein, ohne wohlbegründete Kenntnisse, artet leicht in Heimatblödelei aus. Hier aber, im Kalender des Oldenburger Münsterlandes, spürt man überall eine feste Unterlage, und darum ist es auch so etwas Gediegenes geworden. Man kann dem Heimatbund zu dem wirklich guten Start gratulieren."

Oldenburg, den 29. Dezember 1951.

„Der Heimatkalender für das Münsterland nimmt es ernst mit der Form und dem Inhalt. Man spürt die leitende Hand eines Mannes, der sein Leben in den Dienst der Sache gestellt hat. Der Kalender bringt eine Fülle von Wissenswertem aus allen Bereichen des Lebens. Hier ist das Haus der Raum einer Lebensgemeinschaft, in der die Elemente einer jeden Kultur wachsen, reifen und bewahrt werden. Auch die locker eingestreuten Erzählungen dienen dazu, dieses Wissen zu vermitteln und es im lebendigen Bewußtsein zu bewahren. Der Umbruch ist ästhetisch dem Inhalt angemessen. Die Anzeigen, die ein solcher Kalender nun einmal enthalten muß, sind an den Schluß gehängt und stören nicht den Text."

Münster, den 18. Dezember 1951.

„Ich habe den Heimatkalender inzwischen mit lebhaftem Interesse studiert und kann Sie zu diesem Erzeugnis nur herzlich beglückwünschen. Der vielseitige Inhalt ist ebenso volkstümlich wie belehrend, auch der Humor fehlt nicht; m. E. steht der Kalender weit über dem Durchschnitt seiner zahlreichen Kollegen weit und breit . . ."

Oldenburg, den 7. März 1952.

„Über den Heimatkalender kann ich nur freimütig sagen, daß wir für unsere Bestrebungen von Herzen froh sein können, wenn etwas so schön ausfällt, wie dieser Münsterlandkalender, und ein Verlag so einsichtig und heimatgebunden ist, das zu mäßigem Preis herauszubringen."

Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters-Cloppenburg. Die Monatsbilder stellte freundlicherweise das Werbe- und Verkehrsamt der Provinzialhauptstadt Münster zur Verfügung. Den darunter stehenden Text, auch die Übersetzung der auf der münsterischen Domuhr verzeichneten lateinischen Hexameter, verfaßte der wissenschaftliche Assistent am Museumsdorf Cloppenburg Klaus Gruna. Dank dem Entgegenkommen des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde konnte auch der Gandert'sche Aufsatz über die Silberschatzfunde von Klein-Roscharden reich illustriert werden; die betreffenden Bilder wurden erstmalig im Oldenburger Jahrbuch 1951 veröffentlicht. Die Urheber der sonstigen, dem Kalender eingefügten Bilder stehen unter diesen verzeichnet. An dem Kalendarium arbeitete außer Prof. Dr. Georg Reinke-Vechta, der den ersten Entwurf lieferte, eine Reihe weiterer Heimatforscher mit.

Landesbibliothek Oldenburg

Vorwort des Herausgebers

Der erste Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland, der Heimatkalender des Jahres 1952, fand überall Beifall und Anerkennung. Auch das Urteil maßgeblicher Kreise über diesen Kalender war durchaus positiv. Wenigstens einen Teil der mir schriftlich übermittelten Meinungsäußerungen glaubte ich, den Lesern des Kalenders für das Jahr 1953 nicht vorenthalten zu sollen. Sie wurden daher diesem Kalender vorausgeschickt. Aber auch in freimütiger Aussprache, so vor allem in einer Aussprache mit dem erweiterten Vorstand des Heimatbundes, kam schließlich und immer wieder die Ansicht zum Durchbruch, daß der einmal eingeschlagene Kurs weitergesteuert werden müsse, daß aber im Interesse des Kalenders dahin zu streben sei, daß dieser von Jahr zu Jahr volkstümlicher werde.

Indes darf nicht vergessen werden, daß der Kalender nicht nur der Unterhaltung, sondern gleichzeitig und in nicht geringerem Maße auch der Belehrung dienen und nicht zuletzt auch zu positiver Mitarbeit an der Erforschung der Geschichte der Heimat mit all ihren Problemen anspornen soll. Daß dies, das eine wie das andere, schon durch den ersten Kalender, wenigstens bis zu einem gewissen Grade; erreicht ist, daß der Kalender bereits in viele Familien und Schulen Eingang fand und die Zahl der Mitarbeiter größer wurde, freue ich mich sehr, feststellen zu können. Doch soll auch festgestellt werden, daß alles, was bisher erreicht wurde, nur als ein bescheidener Anfang gewertet werden darf, daß in jeder Hinsicht weit mehr noch erstrebt und erzielt werden muß.

Es ist mir aber auch ein Bedürfnis, allen, die zu dem einen oder anderen Erfolg beigetragen haben, dafür herzlichst zu danken, den Privatpersonen nicht minder als den amtlichen Stellen. Besonderer Dank gebührt wieder dem Verlag, der es als selbstverständliche Pflicht ansah, auch in diesem Jahre den Kalender herauszubringen und so das neue bedeutsame Unternehmen des Heimatbundes fortzusetzen. Es soll aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß die beiden Kreise Vechta und Cloppenburg in diesem Jahre dankenswerterweise einen finanziellen Zuschuß leisteten, der wesentlich dazu beitrug, daß der Kalender 1953, was Umfang und Ausstattung betrifft, dem Kalender des Jahres 1952 sich würdig an die Seite zu stellen vermag. Nicht zuletzt aber gebührt der Dank allen Mitarbeitern; daß ihre Zahl von Jahr zu Jahr wachsen möge, ist mein aufrichtiger Wunsch.

I. A. des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland
Dr. Heinrich Ottenjann.

Landesbibliothek Oldenburg

JANUAR

1.	**Do.**	**Neujahr** **Beschneidung des Herrn**	1 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
2.	Fr.	Marquard, Dietrich	
3.	Sa.	Genovefa	
2. Woche		Namen Jesu. Lukas 2, 21.	1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl.-Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze).
4.	**So.**	**Sonntag nach Neujahr** Namen Jesu-Fest	
5.	Mo.	Eduard, Telesphorus	5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
6.	**Di.**	**Ersch. der Hl. 3 Könige**	
7.	Mi.	Valentin, Reinhold	
8.	Do.	Severin ☾	5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum Vechta.
9.	Fr.	Julian	
10.	Sa.	Wilhelm, Erzbischof	
3. Woche		Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Luk. 2, 42—52.	
11.	**So.**	**1. nach Erscheinung** Theodosius, Alwin	5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.
12.	Mo.	Ernst	
13.	Di.	Veronika, Gottfried	
14.	Mi.	Hilarius, Felix ●	7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbühren zwei Höfe in Essen.
15.	Do.	Paulus der Einsiedler	
16.	Fr.	Marzellus	
17.	Sa.	Antonius, Abt	
4. Woche		Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11.	
18.	**So.**	**2. nach Erscheinung** Petri Stuhlfeier in Rom	13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
19.	Mo.	Martha, Kanut	
20.	Di.	Fabian und Sebastian	
21.	Mi.	Agnes, Meinhard	
22.	Do.	Vinzenz u. Anastasius ☽	19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehrendomherr.
23.	Fr.	Raymund, Emerentiana	
24.	Sa.	Timotheus	
5. Woche		Ev.: Der Hauptmann von Karphanaum. Matth. 8, 1—13.	19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.
25.	**So.**	**3. nach Erscheinung** Pauli Bekehrung	
26.	Mo.	Polykarp	21. 1845 † Maria Johanna von Aachen, geb. von Amboten - Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.
27.	Di.	Johannes Chrysostomus	
28.	Mi.	Karl der Große	
29.	Do.	Franz von Sales	
30.	Fr.	Martina, Adelgunde ♉	22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.
31.	Sa.	Petrus Nolaskus	

Landesbibliothek Oldenburg

Januar

Pocula Janus amat, comeditque et potat ad ignem.
Der Januar schmauset und trinkt am lodernden Feuer im Hause.

Der Blick in die warme Geborgenheit dieser Patrizierstube läßt uns das Wasser im Munde zusammenlaufen. Alles, was die Küche an Herrlichkeiten herzugeben vermag, wird uns vorgeführt, vom fetten Braten bis zum Eiserkuchen.

Landesbibliothek Oldenburg

FEBRUAR

6. Woche		Ev.: Von d. Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1—16.	
1.	So.	**Septuagesima** Ignatius v. A., Brigitte	
2.	Mo.	Mariä Lichtmeß	
3.	Di.	Blasius, Ansgar	
4.	Mi.	Andreas Corsini,	
5.	Do.	Agatha	
6.	Fr.	Titus, Dorothea, Otilde	
7.	Sa.	Romuald, Richard	☾
7. Woche		Ev.: Gleichnis vom Säemann. Luk. 8, 4—15.	
8.	So.	**Sexagesima** Johannes von Matha	
9.	Mo.	Cyrillus, Apollonia	
10.	Di.	Scholastika	
11.	Mi.	Ersch. U. L. Fr. v. Lourdes	
12.	Do.	Eulalia	
13.	Fr.	26 Märtyrer v. Japan	
14.	Sa.	Valentin, Bruno	●
8. Woche		Ev.: Das Geheimnis des Leidens. Luk. 18, 31—43.	
15.	So.	**Quinquagesima** Faustinus u. Jovita	
16.	Mo.	Juliana	
17.	Di.	Fastnacht	
18.	Mi.	Aschermittwoch	
19.	Do.	Konrad	
20.	Fr.	Eleutherius, Eucharius	☽
21.	Sa.	Eleonore	
9. Woche		Ev.: Die Versuchung Christi. Matth. 4, 1—11.	
22.	So.	**1. Fastensonntag** Petri Stuhlfeier in Ant.	
23.	Mo.	Petrus Damianus	
24.	Di.	Matthias	
25.	Mi.	1. Quatember	
26.	Do.	Walburga	
27.	Fr.	Alexander	
28.	Sa.	Leander	○

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust - Cloppenburg, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ök.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Löningen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdam-Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.

Landesbibliothek Oldenburg

Februar

Contrahit inde gelu fluvios Februarius algens.
Februar läßt in der Kälte das Wasser der Flüsse erstarren.

Man spürt fast körperlich die Kälte, die Knecht und Magd zwickt. Um die Wäsche zu waschen, ist das Eis des Flusses vor der Stadtmauer aufgeschlagen. Während behäbige Bürger im Pelzwerk zusehen, versucht der Knecht, durch seinen warmen Atem die Hand vor der Kälte zu schützen.

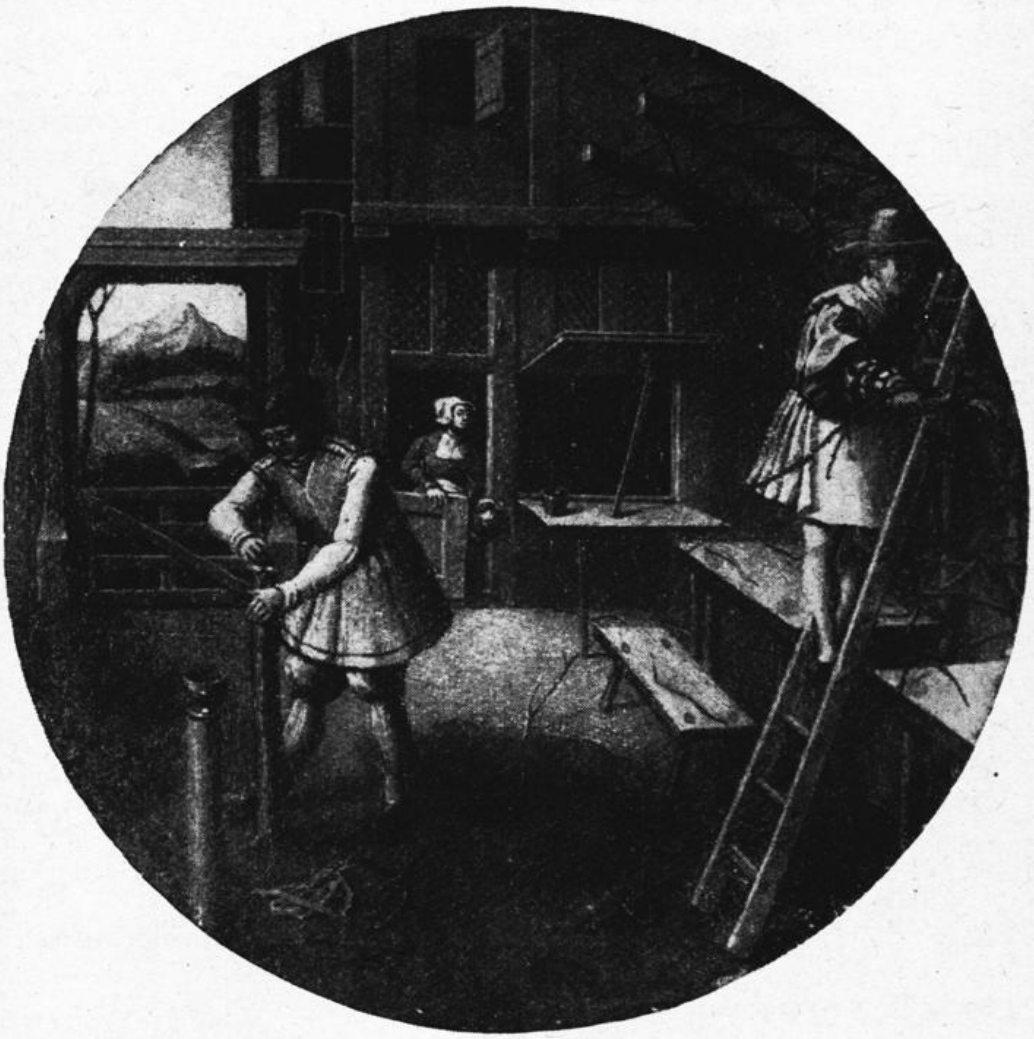
Landesbibliothek Oldenburg

MÄRZ

10. Woche		Ev.: Verklärung Christi. Matth. 17, 1—9.	
1.	So.	**2. Fastensonntag** Albinus, Suitbert	
2.	Mo.	Simplicius	6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.
3.	Di.	Kunigunde	
4.	Mi.	Kasimir	
5.	Do.	Friedrich, Theophil	
6.	Fr.	Perpetua und Felizitas	
7.	Sa.	Thomas v. Aquin	6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OMF-Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.
11. Woche		Ev.: Austreibung eines Teufels. Luk. 11, 14—28.	
8.	So.	**3. Fastensonntag** ☾ Johannes v. Gott, Gerhard	7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.
9.	Mo.	Franziska von Rom	
10.	Di.	40 Märtyrer, Gustav	
11.	Mi.	Wolfram, Rosina	
12.	Do.	Gregor der Große	16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.
13.	Fr.	Theodora, Euphrasia	
14.	Sa.	Mathilde, Meta	
12. Woche		Ev.: Die wunderbare Brotvermehrung. Joh. 6, 1—15.	
15.	So.	**4. Fastensonntag** ● Klemens M. Hofbauer Heribert,	16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.
16.	Mo.	7 Schmerzen Mariä	
17.	Di.	Patricius, Gertrud v. N.	
18.	Mi.	Cyrill v. Jerusalem	
19.	Do.	Joseph	17. 1951 † Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.
20.	Fr.	Joachim, Wolfram	
21.	Sa.	Benedikt	
13. Woche		Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde. Joh. 8, 46—59.	20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.
22.	So.	**Passionssonntag** ☽ Nikolaus v. d. Flüe	
23.	Mo.	Otto, Irenäus	
24.	Di.	Gabriel, Erzengel	22. 1625 † Otto v. Dorgelo - Lohne, Dompropst in Münster.
25.	Mi.	Mariä Verkündigung	
26.	Do.	Liudger	
27.	Fr.	Johannes v. Damaskus	
28.	Sa.	Johannes v. Kapistran	22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.
14. Woche		Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.	
29.	So.	**Palmsonntag** Rudolf, Cyrillus	
30.	Mo.	Quirinus, Roswitha ♈	31. 1812 † J. B. Gerst-Damme, Domprediger und Generalvikariatsassessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.
31.	Di.	Guido, Cornelia	

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.

Landesbibliothek Oldenburg



März

Deinde putat vites et scindit Martius arva.
Dann aber schneidet der März die Reben und pflüget die Äcker.

Früher wurde bis weit in den Norden hinauf Weinbau getrieben. Im März schnitt man die Stöcke zurecht und befreite sie von überflüssigen Trieben. Unser Bild gibt einen schönen Einblick in einen Garten hinter dem Haus.

Landesbibliothek Oldenburg

APRIL

1.	Mi.	Hugo, Theodora	
2.	Do.	Gründonnerstag	
3.	Fr.	Karfreitag Richard, Konrad	
4.	Sa.	Karsamstag, Isidor	
15. Woche		Ev.: Auferstehung Christi. Mark. 16, 1—7.	
5.	**So.**	**Ostersonntag** Vinz. Ferrerius, Juliana	
6.	**Mo.**	**Ostermontag** Isolde, Cölestinus	
7.	Di.	Hermann Joseph	☾
8.	Mi.	Walter, Dionysius	
9.	Do.	Maria Kleophä	
10.	Fr.	Ezechiel, Mechtildis	
11.	Sa.	Leo der Große	
16. Woche		Ev.: Der Osterfriede. Joh. 20, 19—31.	
12.	**So.**	**Weißer Sonntag,** Julius	
13.	Mo.	Hermenegild, Ida	●
14.	Di.	Justinus, Tiburtius	
15.	Mi.	Anastasia	
16.	Do.	Benedikt	
17.	Fr.	Anicetus, Rudolf	
18.	Sa.	Apollonius	
17. Woche		Ev.: Der gute Hirt. Joh. 10, 11—16.	
19.	**So.**	**2. Sonntag nach Ostern** Leo IX., Emma, Werner	
20.	Mo.	Hildegunde, Victor Anselm,	☽
21.	Di.	Konrad v. Parzham	
22.	Mi.	Lothar	
23.	Do.	Georg	
24.	Fr.	Adalbert, Fidelis v. Sigmaringen	
25.	Sa.	Markus, Erwin	
18. Woche		Ev.: Noch eine kleine Weile. Joh. 16, 16—22.	
26.	**So.**	**3. Sonntag nach Ostern** Kletus und Marzellinus	
27.	Mo.	Petrus Canisius	
28.	Di.	Paul vom Kreuz	
29.	Mi.	Robert, Petrus Märtyrer	♉
30.	Do.	Katharina von Siena	

1. 1919 † Holzenkamp-Lohne, Dechant und Ehrendomherr.

1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Heimatdichter und Mitbegründer des Heimatbundes.

10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.

11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding - Lohne, bedeutender Heimatschriftsteller.

13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.

13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Museumsdorf Cloppenburg.

15. 1831 Errichtung des kath. Offizialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.

16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.

23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.

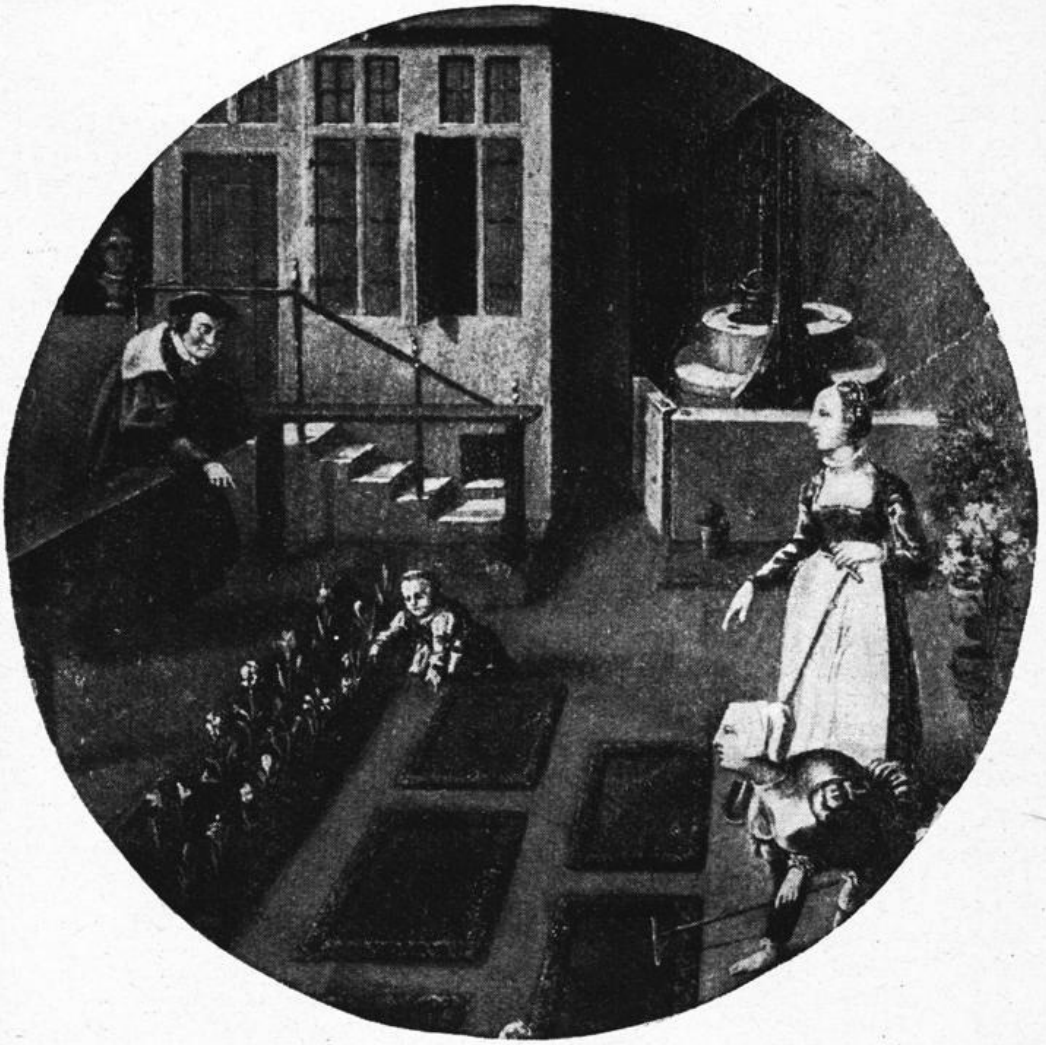
23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Cloppenburg.

24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs - Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.

25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.

28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Cloppenburg.

Landesbibliothek Oldenburg



April

Aprilis terras agerit cum florida prodit.
Das Erdreich lockert April, dieweil schon Blumen erblühn.

Die ersten Blumen sind erblüht, ein Kind erfreut sich an den bunten Farben, Frauen arbeiten in den abgezirkelten Beeten, der Herr des Hauses aber gibt die Anweisungen für die Gestaltung des Gärtchens.

Landesbibliothek Oldenburg

MAI

1.	Fr.	Philippus und Jakobus	
2.	Sa.	Athanasius	
19. Woche		Ev.: Verheißung des hl. Geistes. Joh. 16, 5—14.	
3.	**So.**	**4. Sonntag nach Ostern** Kreuzauffindung, Alexander I.	
4.	Mo.	Monika, Florian	
5.	Di.	Pius V., Papst	
6.	Mi.	Joh. v. d. lat. Pforte	☾
7.	Do.	Stanislaus, Gisela	
8.	Fr.	Ersch. des Erzengels Michael	
9.	Sa.	Gregor von Nazianz	
20. Woche		Ev.: Die Kraft des Gebetes. Joh. 16, 23—30.	
10.	**So.**	**5. Sonntag nach Ostern** Isidor, Bauer (Bittwoche)	
11.	Mo.	Mamertus	
12.	Di.	Pankratius	
13.	Mi.	Servatius	●
14.	**Do.**	**Christi Himmelfahrt** Pachomius	
15.	Fr.	Sophie	
16.	Sa.	Johannes von Nepomuk	
21. Woche		Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos. Joh. 15, 26—16, 4.	
17.	**So.**	**6. Sonntag nach Ostern** Ubaldus, Bruno, Muttertag	
18.	Mo.	Venantius, Erich	
19.	Di.	Petrus, Cölestinus	
20.	Mi.	Bernardin v. Siena, Elfriede	☽
21.	Do.	Felix	
22.	Fr.	Julia, Eberhardt	
23.	Sa.	Desiderius, Gisbert	
22. Woche		Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn. Joh. 14, 23—31.	
24.	**So.**	**Pfingstsonntag,** Johanna	
25.	Mo.	**Pfingstmontag** Gregor VII., Urban I.	
26.	Di.	Philipp Neri	
27.	Mi.	Beda, Magdalena v. Pad. Quatember	
28.	Do.	Wilhelm	♉
29.	Fr.	Maximinus Quatember	
30.	Sa.	Felix I., Papst, Ferdinand Quatember	
23. Woche		Ev.: Das Geheimnis der hl. Dreifaltigkeit. Matth. 28, 18—20.	
31.	**So.**	**Dreifaltigkeitsfest** Angela v. M., Petronilla	

1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.

1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.

1. 1907 Lohne wurde Stadt.

2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.

3. 1901 † Dr. Jos. Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.

6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr

6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.

8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta-Cloppenburg).

12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.)

13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche-Vechta.

13. 1926 † Bernhard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.

16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt.

20. 1307 † Heinrich von Oythe (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.

27. 1891 † Franz Terbeck-Vechta, Seminardirektor, Prälat.

27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.

28. 1811 Großer Brand in Essen. (147 Häuser vernichtet).

Landesbibliothek Oldenburg

Mai

Ros et frons nemorum Maio sunt fomes amoris.
An Quellen und grünendem Laub entzündet im Mai sich die Liebe.

Das Land grünt und blüht ringsum. Zwei Paare haben sich im Grünen gelagert. Doch Frühstück und Laute sind vergessen vor dem Glück der Liebe. Ehedem das gleiche Bild wie heute.

Landesbibliothek Oldenburg

JUNI

1.	Mo.	Regina, Theobald, Juventius	
2.	Di.	Erasmus	
3.	Mi.	Kothilde	
4.	**Do.**	**Fronleichnam**	☾
		Walter, Quirinus	
5.	Fr.	Bonifatius	
6.	Sa.	Norbert	
24. Woche		Ev.: Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16—24.	
7.	**So.**	**2. Sonntag nach Pfingsten**	
		Robert	
8.	Mo.	Medardus	
9.	Di.	Primus und Felizian	
10.	Mi.	Margarete	
11.	Do.	Barnabas	●
12.	Fr.	Johannes v. Fak.	
		Herz-Jesu-Fest	
13.	Sa.	Antonius von Padua	
25. Woche		Ev.: Freund der Sünder und Zöllner. Luk. 15, 1—10.	
14.	**So.**	**3. Sonntag nach Pfingsten**	
		Basilius der Große	
15.	Mo.	Vitus	
16.	Di.	Benno	
17.	Mi.	Rainer, Adolf	
18.	Do.	Markus und Marzellus	
19.	Fr.	Gervasius u. Protasius	☽
20.	Sa.	Silverius	
26. Woche		Ev.: Der reiche Fischfang. Luk. 5, 1—11.	
21.	**So.**	**4. Sonntag nach Pfingsten**	
		Aloysius	
22.	Mo.	Paulinus	
23.	Di.	Edeltraud	
24.	Mi.	Johannes der Täufer	
25.	Do.	Prosper	
26.	Fr.	Johannes und Paulus	
27.	Sa.	Siebenschläf., Ladislaus	
27. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des neuen Bundes. Matth. 5, 20—24.	
28.	**So.**	**5. Sonntag nach Pfingsten**	
		Leo II.	
29.	**Mo.**	**Peter und Paul**	
30.	Di.	Pauli Gedächtnis	

1. 1809 † Ferd. Math. Driver, ältester Heimatschriftsteller.

1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.

2. 1917 † Dr. Bernhard Brägelmann-Vechta, Professor.

4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese, Münster.

5. 1940 † Wilhelm Schulte-Scharrel, Pfarrer, hervorragender Kenner der saterländischen Mundart.

6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann-Lohne, Begründer der Lohner Pinsel- und Bürstenindustrie.

6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

7. 1870 † A. H. Wilking - Langförden, Lehrer, Verfasser von Jugendschriften.

9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.

18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. ab.

18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).

18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimatforscher.

23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theologischer Schriften.

30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppenburg an das Herzogtum Oldenburg.

30. 1848 † Bernh. Mönig-Essen, Pfarrer, Heimatschriftsteller

Landesbibliothek Oldenburg

Juni

Tondet oves nostras hinc Junius ille ludentes.
Der Juni bringt unter die Schere die lustig springenden Lämmer.

Geduldig halten die Schafe still unter der Hand des Scherers. Die große Bedeutung der Schafzucht und Schafschur — eine viel größere als heutzutage — zeigt unser Bild. Dabei wollen wir nicht vergessen, einen Blick in die Landschaft mit dem stolzen Herrenhaus jener Zeit zu tun.

Landesbibliothek Oldenburg

JULI

1.	Mi.	Fest d. kostbaren Blutes, Theobald	
2.	Do.	Mariä Heimsuchung, Otto	
3.	Fr.	Hyazinth, Bertram	☾
4.	Sa.	Berta, Ulrich	
28. Woche		Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung. Mark. 8, 1—9.	
5.	**So.**	**6. Sonntag nach Pfingsten** Antonius Maria Zaccaria	
6.	Mo.	Thomas Morus	
7.	Di.	Willibald	
8.	Mi.	Kilian, Elisabeth von Portugal	
9.	Do.	Cyrillus	
10.	Fr.	Sieben Brüder, Amalia	
11.	Sa.	Pius I., Papst	●
29. Woche		Ev.: Warnung vor den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.	
12.	**So.**	**7. Sonntag nach Pfingsten** Joh. Gualbert	
13.	Mo.	Margarete	
14.	Di.	Bonaventura	
15.	Mi.	Heinrich	
16.	Do.	Skapulierfest	
17.	Fr.	Alexius	
18.	Sa.	Arnold, Friedrich	
30. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter. Luk. 16, 1—9.	
19.	**So.**	**8. Sonntag nach Pfingsten** Vinzenz von Paul	☽
20.	Mo.	Hieronymus	
21.	Di.	Praxedis, Arbogast	
22.	Mi.	Maria Magdalena	
23.	Do.	Apollinaris, Liborius	
24.	Fr.	Christina	
25.	Sa.	Jakobus	
31. Woche		Ev.: Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—47.	
26.	**So.**	**9. Sonntag nach Pfingsten** Anna	♌
27.	Mo.	Pantaleon, Berthold	
28.	Di.	Innozenz I., Viktor I.	
29.	Mi.	Martha, Felix II.	
30.	Do.	Wiltrud	
31.	Fr.	Ignatius von Loyola	

6. 1543 Bischof Franz von Münster führt durch Magister Hermann Bonnus in Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.

7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.

9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler - Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.

10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander nach Wildeshausen.

10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.

10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann-Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.

10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte

15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.

16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.

20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.

25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.

29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.

Landesbibliothek Oldenburg

Juli

Fena metit pecori nostrati Julius alma.
Das fette Gras auf den Wiesen schneidet fürs Großvieh der Juli.

Müde und durstig von der Hitze des Sommers erscheinen die Arbeiter auf dem Julibild. Einer von ihnen schneidet das Gras in schnurgerader Linie, ein anderer schärft soeben seine Sense, und ein Dritter hat die große, hölzerne Wasserkanne an den Mund gesetzt. War es auf dem Februarbild die klirrende Kälte, so zeigt sich hier der Maler als Meister in der Darstellung des drückenden Sonnenglastes.

Landesbibliothek Oldenburg

AUGUST

1.	Sa.	Petri Kettenfeier
32. Woche		Ev.: Gleichnis vom Pharisäer u. Zöllner. Luk. 18, 9—14.
2.	**So.**	**10. Sonntag n. Pfingsten** Portiuncula, Alfons von Ligouri ☾
3.	Mo.	Auffindg. d. hl. Stephanus
4.	Di.	Dominikus
5.	Mi.	Maria Schnee, Oswald
6.	Do.	Verklärung Christi
7.	Fr.	Kajetan, Donatus, Ida
8.	Sa.	Cyriakus
33. Woche		Ev.: Heilung eines Taubstummen. Mark. 7, 31—37.
9.	**So.**	**11. Sonntag n. Pfingsten** Petrus Faber ●
10.	Mo.	Laurentius
11.	Di.	Tiburtius, Susanna
12.	Mi.	Klara, Hilarius
13.	Do.	Hippolytus und Kassian
14.	Fr.	Eusebius
15.	Sa.	Mariä Himmelfahrt
34. Woche		Ev.: Gleichnis v. barmherzigen Samaritan. Luk. 10, 23—37.
16.	**So.**	**12. Sonntag n. Pfingsten** Joachim, Rochus
17.	Mo.	Hyazinth, Emilie ☽
18.	Di.	Helena
19.	Mi.	Johannes Eudes, Sebaldus
20.	Do.	Bernhard
21.	Fr.	Franziska von Chantal
22.	Sa.	Timotheus, Philibert
35. Woche		Ev.: Zehn Aussätzige. Luk. 17, 11—19.
23.	**So.**	**13. Sonntag n. Pfingsten** Philippus, Benitius
24.	Mo.	Bartholomäus ○
25.	Di.	Ludwig, Gregor
26.	Mi.	Zephirin, Egbert
27.	Do.	Joseph von Calasanza
28.	Fr.	Augustinus
29.	Sa.	Johannes' Enthauptung
36. Woche		Ev.: Gottes Vatergüte. Matth. 6, 24—33.
30.	**So.**	**14. Sonntag n. Pfingsten** Rosa von Lima
31.	Mo.	Raymund, Isabella ☾

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg-Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerh. Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Löningen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

24. 1730 Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernh. Jos. Hackstätte - Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.

Landesbibliothek Oldenburg

August

Augustusque spicas demessas cogit in agris.
Im Monat August fällt unter der Sense das Korn auf den Feldern.

Die auf dem Felde sauber aufgerichteten Hocken werden auf den schon hochbepackten Erntewagen geladen. Im Vordergrund ist ein Garbenbündel aus der Reihe gestellt; wahrscheinlich handelt es sich um die zehnte Garbe, die der Zehntsammler, der Thegeder, für die Kirche einzuholen hatte. Die allzu elegante Form des Viergespanns und die Art, wie die Magd den Krug auf dem Kopf trägt, deutet auf eine Übermalung aus späterer Zeit hin.

Landesbibliothek Oldenburg

SEPTEMBER

1.	Di.	Aegidius
2.	Mi.	Stephan
3.	Do.	Erasmus, Dorothea
4.	Fr.	Rosalia, Irmgard
5.	Sa.	Laurentius Justiniani
37. Woche		Ev.: Jüngling von Naim. Luk. 7, 11—16.
6.	**So.**	**15. Sonntag n. Pfingsten** Magnus, Zacharias
7.	Mo.	Regina, Korbinian
8.	Di.	Mariä Geburt, Hadrian ●
9.	Mi.	Gorgonius
10.	Do.	Nikolaus aus Tolentino
11.	Fr.	Protus und Hyanzinthus
12.	Sa.	Mariä Namensfest
38. Woche		Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers. Luk. 14, 1—11.
13.	**So.**	**16. Sonntag n. Pfingsten** Notburga
14.	Mo.	Fest Kreuzerhöhung
15.	Di.	Sieben Schmerzen Mariä
16.	Mi.	Cornelius und Cyprian Quatember ☽
17.	Do.	Lambert, Hildegard
18.	Fr.	Richardis
19.	Sa.	Januarius
39. Woche		Ev.: Das Hauptgebot. Matth. 22, 34—46.
20.	**So.**	**17. Sonntag n. Pfingsten** Eustachius
21.	Mo.	Matthäus
22.	Di.	Mauritius, Moritz
23.	Mi.	Linus, Thekla ♍
24.	Do.	Gerhard
25.	Fr.	Kleophas
26.	Sa.	Justina, Meinhard
40. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter. Matth. 9, 1—8.
27.	**So.**	**18. Sonntag n. Pfingsten** Kosmas und Damian
28.	Mo.	Wenzeslaus, Lioba
29.	Di.	Erzengel Michael ☾
30.	Mi.	Hieronymus

1. 1824 † Trenkamp - Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.

1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.

1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.

4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.

6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, heimatkundlicher Familienforscher.

8. 1931 † Bernard Dinkgrefe - Addrup b. Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.

9. 1678 † Christoph Bernhard v. Galen - Ahaus, Fürstbischof.

9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins.

12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.

14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.

17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.

20. 1929 † Grönheim-Löningen, Prof., Jubilarpriester.

26. 1929 † August Kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.

27. 1719 † Herbert Wichmann - Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.

28. 1868 † Friedr. Aug. Clodius - Lohne, Zigarrenfabrikant.

30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.

Landesbibliothek Oldenburg

September

Semina committit sulcis September aratis.
In die Furchen der Äcker bettet das Saatkorn September.

Quer über das Bild ziehen die Pferde einen hölzernen Pflug, den ein Knecht an einer Gabel in den Boden drückt. Dem Beschauer entgegen schreitet der Bauer mit weitausholender Bewegung und senkt das Korn in die Furchen. Trutzig und wehrhaft steigen im Hintergrund die Zinnen und Türme einer Stadt auf.

Landesbibliothek Oldenburg

OKTOBER

1.	Do.	Remigius
2.	Fr.	Leodegar
3.	Sa.	Theresia vom Kinde Jesu
41. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl. Matth. 22, 1—14.
4.	**So.**	**19. Sonntag n. Pfingsten** Erntedankfest, Rosenkranzfest Franz von Assisi
5.	Mo.	Placidus
6.	Di.	Bruno
7.	Mi.	Sergius
8.	Do.	Brigitta
9.	Fr.	Dionysius, Günther
10.	Sa.	Franz von Borgia, Viktor
42. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten. Joh. 4, 46—53.
11.	**So.**	**20. Sonntag n. Pfingsten** Protus
12.	Mo.	Maximilian
13.	Di.	Eduard
14.	Mi.	Calixtus, Burchard
15.	Do.	Theresia
16.	Fr.	Othmar, Gallus
17.	Sa.	Hedwig
43. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. Matth. 18, 23—35.
18.	**So.**	**21. Sonntag n. Pfingsten** Kirchweihfest, Lukas
19.	Mo.	Petrus von Alkantara
20.	Di.	Wendelin
21.	Mi.	Ursula, Hilarion
22.	Do.	Kordula
23.	Fr.	Severin, Joh. v. Kapistran
24.	Sa.	Raphael
44. Woche		Ev.: Der Zinsgroschen. Matth. 22, 15—21.
25.	**So.**	**22. Sonntag n. Pfingsten Christkönigsfest** Crispin und Crispinian
26.	Mo.	Evaristus, Amandus
27.	Di.	Sabina
28.	Mi.	Simon u. Judas Thaddäus
29.	Do.	Narzissus, Dietrich
30.	Fr.	Serapion, Dorothea
31.	Sa.	Wolfgang, Reformationsfest

1. 1802 † Sigismund Hoynd - Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes".

1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haskamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.

16. 1899 † Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—75) und des Krankenhauses (1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.

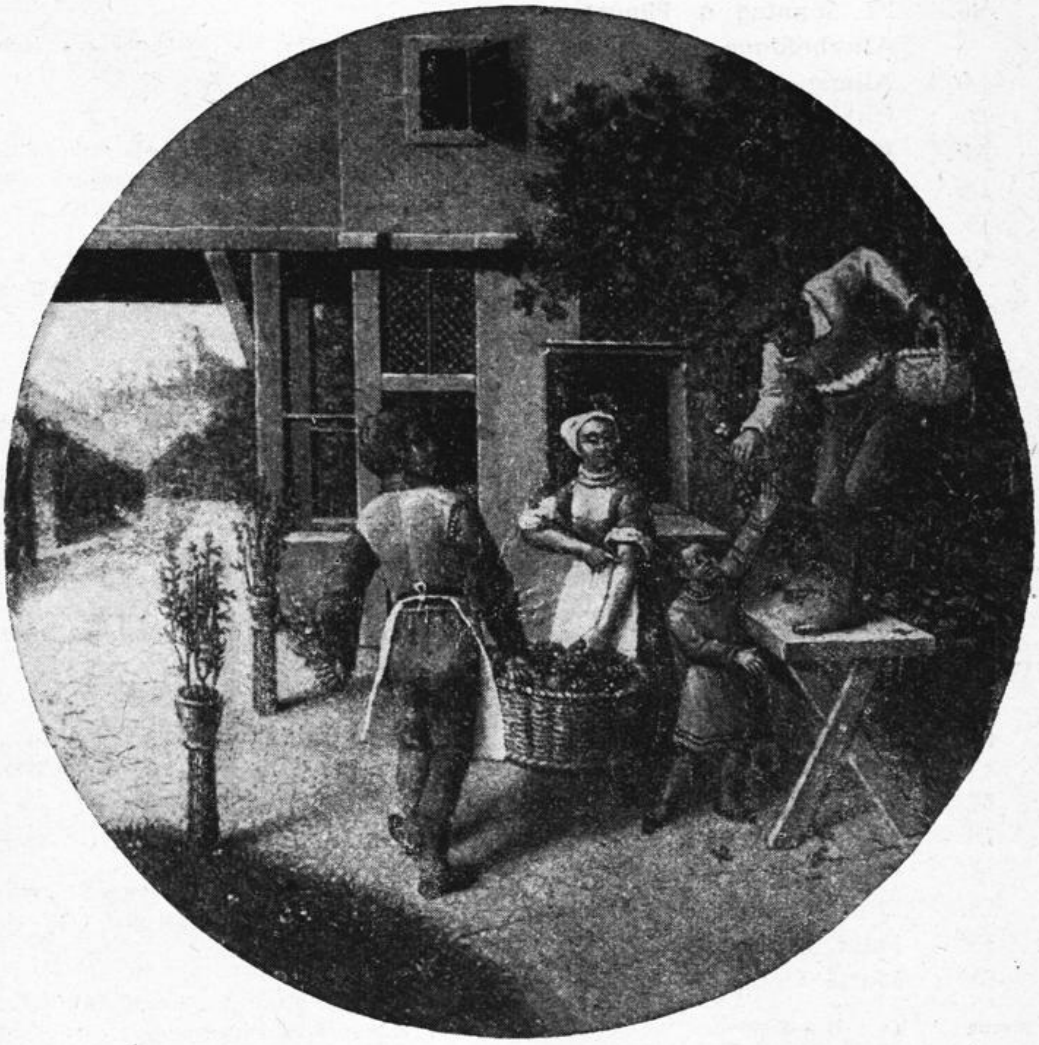
19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter.

25. 1400 Graf Nikolaus v. Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barßel an Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.

Landesbibliothek Oldenburg



Oktober

Post haec October coctas bene colligit uvas.
Die in der Sonne gereiften Trauben pflückt dann der Oktober.

Beim Oktoberbild kehrt die Aussicht vom März wieder. Jetzt trägt der Weinstock überreiche Frucht, die Arbeit vom Frühjahr bringt ihren Lohn. Dem aufmerksamen Beobachter fällt aber auf, mit welch geringer Sorgfalt manche Einzelheiten dieses Bildes gegeben sind.

Landesbibliothek Oldenburg

NOVEMBER

45. Woche		Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus. Matth. 9, 18—26.	
1.	So.	**23. Sonntag n. Pfingsten Allerheiligen**	1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.
2.	Mo.	Allerseelen	
3.	Di.	Hubert	
4.	Mi.	Karl Borromäus	4. 1258 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).
5.	Do.	Zacharius und Elisabeth	
6.	Fr.	Leonhard ●	8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.
7.	Sa.	Engelbert, Willibrord	
46. Woche		Ev.: Gleichnis v. Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30.	9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.
8.	So.	**24. Sonntag n. Pfingsten** Vier gekrönte Märtyrer	9. 1826 † Bernhard Overberg, einsichtiger Förderer und Reformator der kath. Volksschulen
9.	Mo.	Theodor	
10.	Di.	Andreas Avellinus	10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.
11.	Mi.	Martin v. Tours, Bischof	
12.	Do.	Kunibert, Emil	
13.	Fr.	Stanislaus Kostka	15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—Lohne.
14.	Sa.	Josaphat ☽	
47. Woche		Ev.: Gleichnis vom Senfkorn u. Sauerteig. Matth. 13, 31—35.	15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Cloppenburg—Oldenburg (17. Okt. 1875 von Oldenburg—Quakenbrück).
15.	So.	**25. Sonntag n. Pfingsten** Albertus Magnus	
16.	Mo.	Edmund	
17.	Di.	Gregor, der Wundertäter	15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, bedeutender Schulmann und Schriftsteller.
18.	Mi.	Odo, Abt, Buß- u. Bettag	
19.	Do.	Elisabeth von Thüringen	17. 1875 † Franz Bramlage - Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.
20.	Fr.	Felix von Valois	
21.	Sa.	Mariä Opferung ⊛	18. 1885 † Bernhard Holthaus sen. - Dinklage, Maschinenfabrikant, Begründer der Holthausschen Maschinenfabrik.
48. Woche		Ev.: Das Ende der Welt. Matth. 24, 15—35.	
22.	So.	**26. und letzter Sonntag nach Pfingsten** Cäcilia	18. 1887 Großer Brand in Dinklage.
23.	Mo.	Klemens, Felizitas	
24.	Di.	Johannes vom Kreuz	19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Münster unterstellt; bis dahin hatte es kirchlich zum Bistum Osnabrück gehört.
25.	Mi.	Katharina	
26.	Do.	Konrad	
27.	Fr.	Willehad	28. 1821 † Andreas Romberg - Vechta, Komponist, zuletzt in Gotha.
28.	Sa.	Sosthenes ☾	
49. Woche		Ev.: Wiederkunft Christi zum Gericht. Luk. 21, 25—33.	29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.
29.	So.	**1. Adventssonntag,** Anfang des Kirchenjahres (Geschlossene Zeit) Saturnin	
30.	Mo.	Andreas	

Landesbibliothek Oldenburg

November

Laetatur porcos mactando quisque November.
Die Freuden des Schlachtfestes bringt uns alljährlich der Monat November.

Das Novemberbild findet bei den Beschauern stets die größte Beachtung. So also ging es früher beim Metzger zu. Auf offener Straße spielte sich alles ab, vom Anstechen der Halsschlagader über das Abschaben mit dem Messer bis zum Ausweiden und Waschen in großen Bottichen. Die Häuser im Hintergrund ähneln denen des Prinzipalmarktes in Münster; das Pflaster aus Katzenköpfen ist überall zu Hause.

Landesbibliothek Oldenburg

DEZEMBER

1.	Di.	Eligius, Edmund	
2.	Mi.	Bibiana	
3.	Do.	Franz Xaver	
4.	Fr.	Barbara	
5.	Sa.	Reinhard	
50. Woche		Ev.: Gesandtschaft des Täufers. Matth. 11, 2—10.	
6.	**So.**	**2. Adventssonntag**	2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann - Cappeln. Heimatschriftsteller.
		Nikolaus, Bischof	
7.	Mo.	Ambrosius	
8.	**Di.**	**Mariä Empfängnis**	3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsat, Mitbegründer des Heimatbundes.
9.	Mi.	Anastasia	
10.	Do.	Melchiades, Walter	7. 1892 † Dr. Wulf - Lastrup, Dechant, Heimatforscher.
11.	Fr.	Damasus	
12.	Sa.	Epimachus	8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.
51 Woche		Ev.: Das Zeugnis des hl. Johannes. Joh. 1, 19—28.	8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.
13.	**So.**	**3. Adventssonntag**	11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.
		Lucia	
14.	Mo.	Nikasius	11. 1837 † Josef Renschen - Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.
15.	Di.	Christiana	
16.	Mi.	Eusebius, Adelheid	
17.	Do.	Lazarus	14. 1932 † Bernard Bünger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.
18.	Fr.	Wunibald	
19.	Sa.	Thea, Nemesius	
52. Woche		Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste. Luk. 3, 1—6.	20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.
20.	**So.**	**4. Adventssonntag**	
		Christian	
21.	Mo.	Thomas	20. 1933 † Josef Meyer - Hemmelsbühren, Ökonomierat.
22.	Di.	Beata, Honoratus	
23.	Mi.	Dagobert, Viktoria	
24.	Do.	Adam und Eva	24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.
25.	**Fr.**	**1. Weihnachtstag**	
26.	**Sa.**	**2. Weihnachtstag**	
		Stephanus. (Offene Zeit.)	
53. Woche		Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird. Luk. 2, 33—40.	24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.
27.	**So.**	**Sonntag n. Weihnachten**	
		Johannes, Evangelist	
28.	Mo.	Fest der unschuldigen Kinder	25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.
29.	Di.	Thomas von Canterbury	
30.	Mi.	David	
31.	Do.	Silvester	30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.

Landesbibliothek Oldenburg

Dezember

Ligna focis findit spolians virgulta December.
Reisig und Scheite fürs Feuer schneidet und spaltet Dezember.

Nachdem die Arbeit auf den Feldern beendet ist, geht's mit allen Kräften „ins Holz". Drei Arbeiter schlagen die dünnen Stämme und stellen sie zurecht zum Gebrauch. Im Januarbild lodern die Scheite im Herd, die im Dezember zubereitet wurden. Und damit schließt sich wieder der Kreislauf des Jahres.

Landesbibliothek Oldenburg

Unsere Monatsbilder

Die Tätigkeit des Menschen in Haus und Hof, in Feld und Garten während des Ablaufs des Jahres hat schon früh ihre Darstellung in den Monatsbildern gefunden. Nach vorbereitenden Leistungen im frühen und hohen Mittelalter - erinnert sei an die über tausendjährigen Salzburger Monatsbilder — erreichte die künstlerische Gestaltung in der burgundischen Miniaturmalerei vor etwa 500 Jahren ihren Höhepunkt. Die Monatsdarstellungen im „Seelengärtlein", dem hortulus animae, und im Tagzeitenbuch des Kardinals Grimani gehören zu den großen Schätzen der abendländischen Kunst und Kultur.

Aus dieser Überlieferung sind auch die Monatsbilder des diesjährigen Heimatkalenders erwachsen. Man findet sie an der astronomischen Uhr im Dom zu Münster. Wahrscheinlich hat Ludger tom Ring d.J., ein Mitglied der berühmten münsterschen Malerfamilie, diese köstlichen Kunstwerke um 1540 auf kleine Kupferscheiben gemalt. Glücklicherweise sind die Brände und Zerstörungen des zweiten Weltkrieges an diesen Kostbarkeiten vorübergegangen. Jeder, der sich im Dom zu Münster den Umgang der hl. drei Könige ansieht, möge es nicht versäumen, sich von der unerschöpflichen Erfindungsgabe des Künstlers in das Leben unserer Vorfahren zurückversetzen zu lassen.

Wollte man die Kalenderdarstellungen dieses Jahres mit denen des letzten Heimatkalenders, dem Werk eines Malers der Rokokozeit um 1750 in Lippstadt in Westfalen, vergleichen, dann würden wir erkennen, wie die Lebensart der Menschen und die Darstellungsweise des Künstlers sich in 200 Jahren gewandelt haben, wie aber der Mensch selbst immer der gleiche geblieben ist in seinen Mühen und Erfolgen, in seinen Leiden und Freuden.

Klaus Gruna

Landesbibliothek Oldenburg

Heimatpflege und ihre Verankerung im Religiösen

Es ist heute das Schicksal von Millionen, heimatlos zu sein. Einem Menschen die Heimat nehmen ist der Versuch, ihn geistig zu töten. Wenn die von uns charakterlich verschiedenen ostdeutschen Brüder und Schwestern, die Schlesier und andere, gezwungenerweise bei uns sind, so sollten wir großes Verständnis für ihre Sehnsucht zur angestammten Heimat haben. Wenn wir Oldenburger gezwungen sind, in der Fremde zu sein, dann befällt uns leicht eine Krankheit — wir nennen sie Heimweh. Nirgendwo kam mir dieser Schmerz über den Verlust der Heimat klarer zum Bewußtsein als in Rußland, wo wir Söhne von oldenburgischen Bauern, Handwerkern und Kaufleuten mit den Kameraden unser allabendliches Nachtgebet hinter Stacheldraht sangen: Großer Vater, der Du bist da droben, laß mein Flehen nicht vergeblich sein; laß mich meine heißgeliebte Heimat und die guten Eltern wiederseh'n.

Die Heimat muß also einen seelischen Wert darstellen, sonst würden wir sie nicht lieben. Heimatliebe aber ist — ob wir uns dessen bewußt sind oder nicht — im Tiefsten Dankbarkeit gegen Gott und die Eltern als die Grundlage unseres Seins; sie ist der berechtigte Stolz und die Freude über die Geschichte und den Wert unseres Volkstums. Daher ist sie zutiefst religiös begründet. Denn vom Schöpfergott sind wir durch unsere Eltern in diese oldenburgische Heimat hineingeboren, haben von unseren Eltern und Voreltern, von der Natur und dem Klima dieses bestimmten Fleckchens Erde, von dem Boden und der Art seiner Bebauung unsere charakterliche Veranlagung, unser Temperament, unsere Lebensweise. Wir stehen damit durch die Natur und ihren Schöpfergott in einem intimen Verhältnis zu diesem bestimmten Fleckchen Erde, das für uns innere Vertrautheit bedeutet, und zu den Menschen, die mit uns blutsmäßig verbunden sind und durch Geschichte, Erleben und Arbeitsweise mit uns eine naturgewachsene Gemeinschaft bilden. Alles, was wahrhaft natürlich ist, ist gottgewollt und daher gut; wir lieben es.

Wir lieben und schätzen unsere Heimat aber nicht nur, weil sie und ihre bodenständigen Menschen mit ihrem bestimmten Naturell und ihrer Geschichte ein Stückchen aus dem Völkerplane Gottes sind, sondern weil sie eine christliche Landschaft darstellt. Genau so wie die Christianisierung der germanischen Völkerschaften eine wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Rückwirkung auf die Kirche hatte, so übte die Kirche umgekehrt ihren ungeheuren Einfluß auf die Seele des Volkes aus; auch bei uns im oldenburgischen Münsterland. Die Kirche hat durch die Einheit der religiösen Wahrheit innerhalb der verschiedenen Stämme nicht nivellierend gewirkt, ebenso wenig wie die allgemein geltenden Regeln der Architektonik die Bauwerke auf eine Schablone bringen; sie hat unser religiöses Denken und Fühlen bestimmt und zwar aus der psychologisch richtigen Einstellung, daß die religiöse Tätigkeit an das Bodenständige und Ererbte, an das in Familie, Gemeinde und Landschaft Gebräuchliche anzuknüpfen hat.

Durch natürliche und christliche Religiosität wurde also unser Wesen bestimmt; wir sind dafür bekannt, von Natur aus schlicht, strebsam und bedächtig zu sein. Aber wir Menschen sind nicht nur Geist oder Seele, sondern wir sind in der Leiblichkeit verwurzelter Geist; und es ist daher natürlich und notwendig, daß sich dieser unser Geist nach außen hin offenbart. In dieser Offenbarung unseres Wesens, in dieser Realisierung unseres angestammten Geistes in die materielle Welt, in unsere Lebensweise, in unsere Bräuche, in unsere bäuerliche Kultur empfängt unsere Heimatliebe erst einen sichtbaren Inhalt. — Ich erinnere mich mit Freude der Schulferien meiner Jugendzeit, die ich auf verschiedenen Bauernhöfen des oldenburgischen Münsterlandes verbrachte. Wenn der Bauer nach dem sonntäglichen Kirchgang seine Felder durchschritt, so merkte man an seiner Bedachtsamkeit, daß er sich als Persönlichkeit fühlte, daß er sich in seiner alltäglichen schweren Arbeit als gegenwärtiger und verpflichteter Repräsentant der Vergangenheit und Zukunft fühlte, dessen Aufgabe es ist, im Rhythmus der Jahreszeiten und der Natur das für seine Kinder und Kindeskinder zu „erwerben", was er von seinen Ahnen geerbt. In der Verbindung mit seinem „Hergott", der alles

Landesbibliothek Oldenburg

Gedeihen und jeglichen Segen bringt, war dieser Feldgang im Tiefsten nichts anderes als eine Fortsetzung des Gottesdienstes; „Wer bestellt sein Land, sät in Gotteshand" — hörte ich meinen alten bäuerlichen Onkel öfter sagen, und bei der Begrüßung auf dem Felde rief er von weitem: „Gott helpe jau!", worauf die Antwort kam: „Gott lohn et!" — Wenn „Tante Zettgen" oder „Penkhusen Mamme" des Morgens in die Schlafkammer der Kinder rief: „Auf im Namen Jesu Christ, der für uns gestorben ist," so blieben wir zwar öfter liegen, aber sie waren in diesem Vers die Vertreter unserer Volksseele. Deutlich erscheint diese Offenbarung unseres seelischen Lebens im Brauchtum unserer Heimat; es ist eine Verknüpfung von Religiösem mit ursprünglich Volkhaftem. Die Kirche als gemeinschaftformende Kraft hat hier besonders gewirkt und ist unserer angeborenen Naturverbundenheit und Innigkeit weit entgegengekommen; durch sie ist mancher Volksbrauch entstanden, oder vorchristliche Bräuche haben durch sie einen neuen Inhalt empfangen. Ich denke z. B. an den Pfingstbaum, an das Kreuzzeichen, das die Mutter auf das Brot machte, bevor wir Kinder es aßen, an Lieder und Sagen, an die vielen Wetterregeln entsprechend den kirchlichen Zeiten, an die Sinnsprüche an den Giebeln unserer langgestreckten Bauernhäuser. Niemals werde ich den Spruch meines Ahnenhofes in Spreda vergessen, aus dem das Gefühl der Vergänglichkeit des Einzelnen spricht, der aber auf dem festen Grund des Ererbten sich als lebendige Verbindung der vergangenen Geschlechter mit den zukünftigen weiß:

Das Haus, das hier gebaut, betracht' es nur als Zelt,
Drum Wanderer, der Du's schaust,
Bedenk', daß diese Welt, wo Du zur Vorbereitung bist
Nur eine Wanderstätte ist.

Diese meine persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse sind ein kleiner Ausschnitt dessen, was uns die Heimat wertvoll und liebenswert macht. Was wir aber lieben, sollen wir bewahren, schützen, entwickeln — pflegen. Nicht in dem Sinne, daß wir in der Tradition einen Selbstzweck oder etwas Absolutes sähen. Alles entsteht und vergeht bekanntlich nach Gesetz; Tradition als Selbstzweck hemmt das unserer menschlichen Natur innewohnende Entwicklungsgesetz und ist wie ein stehendes Gewässer, das mit der Zeit verfault, stinkt und zu einem Tümpel wird. Tradition jedoch — soweit sie Grundlage und Ausgangspunkt neuer Entwicklung ist — bedeutet für uns, unser seelisches und materielles Leben eine absolute Notwendigkeit. Ein Volk und auch ein Volksstamm ohne Geschichte, Überlieferung und Verwurzelung im Boden ist im wahrsten Sinne des Wortes „ent-wurzelt"; und wie ein entwurzelter Baum wird es zum allmählichen Tode verurteilt sein.

Dieses klingt vielleicht theoretisch, vielleicht glaubt man, aus diesen Worten eine Art Romantik herauslesen zu können; aber zu Unrecht. Wir sehen in der Betonung einer lebendigen Tradition, der Verwurzelung im Boden und der Pflege der Heimat eine ganz nüchterne, ja eine sittlich-ethische Verpflichtung für unsere Zukunft.

Schauen wir doch einmal über die Grenzen unserer engeren Heimat hinweg. Wenn die „Verwurzelung" sich bei uns leider zu lockern beginnt, so sind doch unsere Städte, Vechta, Cloppenburg, Friesoythe, mein Seemannsort Barßel im nördlichsten Zipfel des Münsterlandes noch so eng mit der Scholle und der Bodenständigkeit unseres Bauerntums verknüpft, daß sie trotz aller Unterschiede eine landschaftliche Großfamilie darstellen; dies gibt uns eine für heutige Verhältnisse große kulturelle und wirtschaftliche Stabilität, das Gefühl der Heimatlichkeit, das Gefühl einer im Boden verwurzelten natürlichen Gemeinschaft. Wir sind „boden — ständig", sind damit insgesamt gesehen ein „Stand", und Stand bedeutet Festigkeit. Das ist natürlich; und alles wahrhaft Natürliche ist — wir sagten es bereits — gottgewollt und daher gut und gesund.

Der Arbeiter und Angestellte unserer Industriestädte dagegen ist zum Großteil entwurzelt, ist nicht mehr „boden-ständig", hat infolge der menschlich-künstlichen Fehlkonstruktionen der industriellen Entwicklung und der Vernachlässigung des menschlich-Natürlichen und Notwendigen die „Standfestigkeit" verloren; er „schwebt" daher in einer Welt voll Unsicherheit, voll Ratlosigkeit; aufgrund seiner materiellen und vor allem seelischen Unzufriedenheit, aufgrund seiner widernatürlichen „Entpersönlichung", der er wiederum durch die Hintertür der Massenorganisation entfliehen möchte, kann er einem jeden demagogischen Sturm zum Opfer fallen. Das ruhige Glück unseres Volkes hat aber als Voraussetzung die naturgemäße „Entwicktung aus der Stabilität", aus dem „Stand", aus der „Boden-ständigkeit"! Die heute so berühmte soziale Frage wird daher nie end-

Landesbibliothek Oldenburg

gültig durch Lohnsteigerung und Mitbestimmungsrecht gelöst werden, sondern letztlich dadurch, daß den entwurzelten Menschen eine „Heimat" zurückgegeben wird.

Wer aus diesem größeren Rahmen heraus — ich deutete ihn nur an — wer von dieser höheren Perspektive aus unser völkisches Leben und seine Zukunft betrachtet, wird den Wert der Heimat kennen, schätzen und lieben; er wird die Heimat und das Bewußtsein davon sogar pflegen und pflegen müssen! Heimat in diesem Sinne ist die Voraussetzung für ein menschenwürdiges und daher gottgewolltes seelisches und materielles Leben.

Wenn jemand aus diesem Bewußtsein „Heimatpflege betreibt", wenn sich einer einsetzt für die Erhaltung und Entfaltung des Geistes unserer Väter in den Schulen und Kultureinrichtungen unseres Landes, wenn jemand ein ganzes Leben lang arbeitet und forscht und mit Bienenfleiß sammelt, um der gegenwärtigen Generation und unseren Kindeskindern die Werke, die Schöpfungen unserer bäuerlichen Kultur plastisch vor Augen zu stellen, der zeigt uns darin die in die Materie übersetzte Seele unserer Ahnen. Aus dieser Seele unserer Vorfahren haben wir mit zeitentsprechenden Methoden uns zu „entwickeln", aber so, daß wir an unserer menschlichen Substanz nicht verlieren oder unserem eigenen Wesen fremd werden. Diese Art Heimatpflege aus der gottgewollten Heimatliebe heraus ist im christlich ethischen Sinne eine sittliche Tugend, die der Vaterlandsliebe verwandt ist. Sie ist Heimatpflege, verankert zutiefst im Religiösen. —

P. Dr. C. H. Siemer O. P.

Wer für seine Liebe Dank erwartet, liebt nicht

Eine kleine Gedankenlese für Heimatfreunde

Undankbarkeit, aufs schmählichste und schmerzlichste erlebt, bildet die härteste Prüfung jeder Liebe. Nur Liebe, die am Undank nicht zerbricht, ist echt und von innerer Notwendigkeit getragen, ist Schicksal und Bestimmung. Sie zieht ihre Kraft sogar noch aus dem Schmerz der Mißachtung und Verkennung. Sie bleibt lebendig ohne das Echo der Erwiderung. Ihre Uneigennützigkeit findet Erfüllung im beharrlichen Dienen, ihr Opfersinn im selbstlosen Verzicht trotz Zurückweisung oder Verhöhnung. Jede gnadenhafte Liebe trägt das unauslöschliche Merkmal dieser Bewährung.

Der wahrhaft heimatliebende Mensch wird also vornehmlich erkennbar an Taten, für die er keinen Dank erwarten kann. Er wird seinen Weg gehen nach dem inneren Gesetz seiner Liebe und nicht nach dem Beifall oder der Kritik einer oft verständnislosen menschlichen Umwelt. Er liebt die Heimat um ihrer selbst willen aus der besonderen Begnadung seines Sehens, Denkens, Erkennens und Fühlens. Seine liebende Gebundenheit empfängt die innerliche Befriedigung im Erlebnis des ganzen umfassenden Seinsbereiches der räumlichen und geschichtlichen Heimat. Die Stille der Felder, das Schweigen der Wälder, die Einsamkeit der Moore, das Bewußtsein der Gliedhaftigkeit in der Kette der Ahnen, die Größe und Eigenart der Zeugen heimischer Architektur und Kunst sind ihm Dank genug und Verpflichtung zugleich.

Wahre Heimatliebe wird aber nicht meßbar sein an der Zahl der Hektare oder materiellen Werte, die jemand besitzt, wohl auch nicht an der Höhe von irgendwelchen Titeln und Würden. Sie wird sich nicht formulieren lassen an tagespolitischen Positionen und ehrenamtlichen Aufträgen. Weder die Lautstärke noch die Reichweite eines Wortes in der Öffentlichkeit werden Maßstab für den Grad des liebenden Wirkens im Dienst der Heimat sein.

Praktische Heimatarbeit, diese vornehmste Aufgabe, die ein Mensch sich stellen kann, setzt solch echte Heimatliebe als edelste Bedingung voraus. Sie zielt opferwillig und uneigennützig ins Allgemeine, auch wenn sie sich als stumme Dienstbarkeit im Hintergrunde hält. Heimatarbeit im universalen Sinne organischer Erhaltung, lebendiger Umwandlung, erzieherischer Pflege, geistiger Führung und sogar politischer Vertretung wird nie die Angelegenheit betriebsamer Eintagsfliegen sein, die dieselbe zeitweilig als Mittel persönlicher Inszenierung benutzen mögen. Sie setzt vielmehr Menschen voraus, die wie ein Bauer wachstümlich denken und geduldig warten können. Die besten und gesündesten Früchte prak-

Landesbibliothek Oldenburg

tischer Heimatarbeit reifen erst spät und dem Sämann sehr häufig verborgen.

Den Ausschlag gibt das glühende Herz, jenes starke Herz, das ausharrt in unaussprechlicher Gebundenheit. Das gläubige, ideale Herz, dem die materiell denkende Welt „Romantik" nachsagt und dessen Äußerungen von ihr gelegentlich als „barock" abgetan werden, erträgt unverzagt den natürlichen Widerstand einer trägen Öffentlichkeit. Seine Substanz beseelt alle Anstrengungen im Dienste der Heimat und speist gleichsam das lautlose Perpetuum mobile der Heimatliebe. Darum versagt in der praktischen Heimatarbeit alle Mechanik der Propaganda, die sich an eine herzlose Masse richtet. Der lebendige Mensch in seiner lebendigen heimischen Umgebung wird eben nur von der Kraft des liebenden Herzens erreicht. Freilich ist und bleibt der Mensch immer der schwierigste Gegenstand der Heimatliebe, und er allein kennt jenen Undank, der zur Prüfung wird.

Die Landschaft und Geschichte der Heimat beantworten unsere liebevolle Versenkung eher mit beglückenden Erlebnissen und Erkenntnissen. Die Menschen der Heimat mögen zeitweilig enttäuschen — auf die Dauer zwar werden auch sie nicht unberührt bleiben —, die Heimat selbst enttäuscht nie, wie eine Mutter. Das ist in den Zeiten der Bewährung der Heimatliebe ein entscheidender Trost.

Vielleicht kommt es überhaupt mehr darauf an, eine bedrohte Wallhecke, einen uralten Baumriesen, ein wertvolles Brauchtum oder einen ehrwürdigen Hof zu retten, als Aufsätze und Bücher darüber zu schreiben. Die kleinste Tat wiegt mehr als das geistreichste Wort. Der Nimbus der Wissenschaftlichkeit wird mangelnde Liebe nie ersetzen. Gelehrte Erkenntnis ohne praktische Bedeutung und Verwertung, also ohne den herzlichen Willen menschen- und landschaftsformender Anwendung, kann dem aktiven Heimatfreunde kaum nützen. Wem das Herz in der Brust unbändig brennt, dem ist mit wissenschaftlichen Floskeln wenig gedient. Trotzdem muß hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerkt werden, daß auch die Ergebnisse stiller und beharrlicher Heimatforschung meistens dem fruchtbaren Grunde tätiger Heimatliebe entkeimen. Nur der dialektische Streit um Methoden als allzu menschliche Folge persönlichen Ehrgeizes sollte vom Felde der praktischen Heimatarbeit verbannt werden. Wahre Heimatfreunde wissen zu tief um die Problematik ihrer Liebe, um sich gegenseitig mit Undank zu überschütten.

Es ist nicht so, daß derjenige, der „wenig zu sagen" hat, wirklich wenig zu sagen hat. Nur die echte Heimatliebe gibt den Mut zum unscheinbaren Wirken im Kleinen und zum geduldigen Ausharren im Schatten. Die Stillen im Lande, die das Rampenlicht der Öffentlichkeit bescheiden meiden, besitzen oft das größere Herz und die mächtigste Tatkraft. Sie finden die moralische Befriedigung mehr im Bewußtsein ihres unbeirrbaren Opferns als in lauter Anerkennung. Sie sind die Treuesten und Zuverlässigsten. Man sollte sie in der Betriebsamkeit offizieller Veranstaltungen nicht übersehen. Diese „Lokalforscher" erwarten keinen Dank, aber sie haben es nicht verdient, um ihrer Liebe willen als „Wühlmäuse im Schutthaufen der Heimatvergangenheit" bezeichnet zu werden, wie man unlängst lesen konnte.

Es dürfte wohl an der Zeit sein, solche Gedankengänge in diesem Kalender einmal vorzubringen. Die Heimatbewegung unserer Tage läuft manchmal Gefahr, die große Sicht zu verlieren und leider auch Sammelbecken widerstrebender Kräfte zu werden. Nicht der berechnende Intellekt verfügt über einigende Kraft, sondern das aufrichtige Herz.

Nicht der private Ehrgeiz und Erfolg sollten triumphieren, sondern das versöhnlich überbrückende Opfer im Dienst an der gemeinsamen Aufgabe. Das gilt vor allen Dingen dann, wenn aus dem rein politischen Raum eine verhängnisvolle Dynamik die Heimatfreunde aufzuspalten droht. Befürchtungen dieser Art sind nicht ganz unbegründet, wie die jüngste Vergangenheit bewiesen hat. Darum sei dieser Hinweis am Rande abschließend erlaubt. Im übrigen mögen Worte aus einem Gedicht von unserem Oldenburger Heimatdichter G. Ruseler, dem die Heimatliebe zum tragischen Schicksal wurde, die ursprüngliche Grundstimmung dieser „Gedankenlese" ausklingen lassen:

„Heimat, teure Heimat, Arbeit hast du gegeben, Nahrung dem Leib und Spiele der Seele; meinem Liede hast du gelauscht. Nun ein Bestes gib noch nach des Tages Arbeit, gib Muße dem Herzen, das des Feierabends gern sich erfreuet. Wenn unter der Abendröte ein stiller Friede sich senkt über die früchtevolle Flur, o Erde der Heimat, empfange gern ein winziges Häuflein Asche! Immer noch bin ich dir, Heimat, du teure Heimat!" Alwin Schomaker

Landesbibliothek Oldenburg

Anpassungs- und Lebensfähigkeit der niedersächsischen Bauernhausform

Wir sprechen vom „Niedersächsischen Bauernhaus", weil die Allgemeinheit das am besten versteht; die Wissenschaft hat seine allerälteste Form als „westgermanisches" und die jüngeren Formen als „nordwestdeutsches Hallenhaus" bezeichnet. Sie wollte es damit vom „Gulfhaus" an der nordwestlichen Meeresküste und vom „Ernhaus" im Süden und Osten unterscheiden. Alle loben an ihm seine Alt-Ehrwürdigkeit, seine zähe Beständigkeit. Bei diesem etwas einseitigen Lob aber wird man einer anderen seiner Eigenschaften gar nicht gerecht: seiner großen Anpassungsfähigkeit. Das Alter von rund zweitausend Jahren, das seine Kern-Idee dabei erreicht hat, wäre niemals möglich geworden, wenn die Bauern dabei immer nur an einer festgefügten Form starr festgehalten hätten. Das Leben hat bisher im Wohnteil wie im Wirtschaftsteil immer neue Forderungen gestellt. In einzelnen Teilen und inneren Einrichtungen wurde es, um diese Forderungen zu erfüllen, immer wieder abgewandelt, und nur darum konnte die Kern-Idee so lange beibehalten werden. Ohne solche Abwandlungen wäre sie längst als unbrauchbar aufgegeben worden.

Betrachten wir also die Kern-Idee!

Eine breite, befahrbare Stallgasse durchzieht — als „Halle" — die Längsrichtung und damit zugleich die Firstrichtung des Hauses. Der erste wissenschaftliche Darsteller — Wilhelm Peßler — nannte sie „Mittellängsdiele", später hat man recht anschaulich auch von der „Arbeitsachse" gesprochen. Der Wesenszug des Gleichgewichtes zu beiden Seiten von Arbeitsachse und First war sehr einprägsam, und zwar in seiner Verbindung mit dem Übergewicht der Längserstreckung über die Breite. Über dieser bleibenden Eindeutigkeit hat man oft die vielen Abwandlungen in den Nebenzügen viel zu wenig gewürdigt. Es gab und gibt Abarten, wo die Halle das Haus ganz durchschneidet, den vordern Giebel als Einfahrt, den hintern als Ausfahrt benutzend. Sie stehen einem reinen Stallbau oder einem Stall- und Scheunenbau sehr nahe. Das meist gebräuchliche Niedersachsenhaus verkörpert aber eine „Wohn-Stall-Scheune". Überwiegend hat nämlich die Stallgasse wohl eine Einfahrt, prallt aber dann auf den abschließenden Wohnteil gleichsam auf. So sehr also das Haus rechts und links im Gleichgewicht ruht, ebenso deutlich sind dann vorderer und hinterer Giebel ungleich. Der eine öffnet sich mit dem großen Tor der ganzen Landwirtschaft. Der andere wird durch die Wohnung torlos abgeschlossen — (Allerdings hat er dabei oft eine Mitteltür, doch ändert das nichts Wesentliches). Symmetrie der Längsseiten — Traufseiten —, gleichzeitig nachdrücklicher Unterschied zwischen verkehrsoffenem Wirtschaftsgiebel und geschlossenem Wohngiebel: sie gehören zur Kernidee; weiter gehört dazu die Balkenlage über der Stall-Halle, mit der ihr aufgepackten schweren Last des Erntevorrates.

Blicken wir nun auf Wandlungen in Form, Stoff und Farbe! Wir nennen nur Stichworte: Vollwalm oder Halbwalm, Bausch-, Deck- oder Steckwalm, alle neben dem vorherrschenden Vollgiebel, Wände in Fachwerk, in Verbretterung oder in Mauerwerk! Und wie groß waren die Wandlungen im innern Gefüge, im Gerüst! Sie änderten meist den Dachboden, um seinen Fassungsraum für den Ernte-Ertrag zu vergrößern.

Der Dachboden war anfangs nicht breiter als die Stallhalle, als der Abstand der einen Ständer-Längsreihe von der andern. Dann aber griff das „Auskragen" der Balken — und damit auch der Sparren — über die Ständerlängsreihen kräftig hinaus. Der Dachboden wurde damit breiter und — wohlgemerkt auch höher. Und noch mehr: neben der Stallhalle, der „Diele" war erst nur eine „Dachabschleppung" auf niederer Wand, eine Kübbung oder Abklappung. Später wurde dort vollhoher Raum gebaut, ein vollwertiges „Seitenschiff". Alsdann stand der Dachstuhl also nicht mehr nur über dem Mittelraum, zwischen den zwei inneren Ständerreihen; sondern er spreizte sich über vier Ständerreihen, zwei äußere und zwei innere zugleich, er gewann so die volle Breite der Grundfläche, aus dem inneren Mittelschiff und den beiden äußeren Seitenschiffen dazu!

Mit diesen Wandlungen wurde das größere Wachstum des Ernteertrages aufgenommen, und eben dadurch wurde die

Landesbibliothek Oldenburg

Lebenskraft der unerschütterten Kernidee so erheblich verlängert!

So weit nannten wir in aller Kürze konstruktive Veränderungen. In gleicher Kürze müssen wir der Grundrißwandlungen gedenken. Zunächst am Wirtschaftsende (also „vorn"). Das Tor war manchmal nur Öffnung in der Wandfläche, manchmal aber auch ein Einschnitt, eine Nische, ein „Vörschöpsel". Damit gab es zu beiden Seiten der Einfahrt bald Walmschleppen, bald kleine Sonder-Walme, bald auch kleine Giebel (wie Kinder des großen Giebels). Doch das blieb nicht von Dauer, es kam wieder in Fortfall. Ungleich wichtiger wurden die Veränderungen am Wohnende (also „hinten"). Der Zimmermann hat das lange Haus aus querliegenden Hochen, aus „Fachen" zusammengefügt. Zählt man das Fach am Tor als das erste, so wurde das letzte Fach oder das vorletzte und letzte zum Wohnen benutzt. Man sprach vom „Herdfach" — es hieß auch „das Flett". Aber wieder genügte das nicht für die Dauer. Das in stetiger Wandlung begriffene Leben verlangte noch mehr Raum für das Wohnen. Zum einfachen oder doppelten „Herdfach" kam noch ein „Kammerfach". Wie — das ist wissenschaftlich noch nicht einmal voll ergründet; jedenfalls erweiterte sich das Wohnen damit „nach hinten". Und auch das genügte schließlich nicht. Man erweiterte auch noch „nach vorn". Das heißt, man griff vom Herdfach her in den Wirtschaftsteil hinein, der Wohnplatz zog Stallräume — gleichsam wie Taschen — an sich, indem er sie zu Wohnkammern wandelte. Was dem Stallbau damit verlorenging, wurde häufig dadurch wiedergutgemacht, daß man den Gesamtbau zugunsten des Wirtschaftsteiles v o r n um ein oder zwei Fache erweiterte. (Eine Gruppe kleinerer Wandlungen verschweigen wir dabei schon). — Dabei hatte das Haus anfangs einen offenen Herd mit freiem Rauch, dann einen — einzigen — Schornstein, dann zum Herd einen angehängten Ofen, den „bilegger", dann selbständige Öfen, zuletzt mehrere Schornsteine. — Ursprünglich war das Haus nur ebenerdig bewohnt, war treppenlos. Dann wandelte man die Wohnung zur Zweigeschossigkeit, mit einer Treppe. Überwiegend konnte die Zweigeschossigkeit sich im unveränderten Wohngiebel entwickeln. Aber am Niederrhein und etwa in der Wilster Marsch genügte das nicht, da schoben sich aus dem anfangs einzigen Langfirst zwei seitliche und untergeordnete, später ein gleich hoher und damit konkurrierender Querfirst hervor. Da wurde eine Grenze dessen erreicht, was die Kernidee noch ungeschädigt duldet. — Verschweigen wir nun jene Wandlungen, die als verunstaltende Umbauten entstanden, ohne reife neue Form zu werden. Verschweigen wir aber doch folgendes nicht: das Einführen von Wasserleitung, von Blitzschutz, von elektrischem Kraft- und Lichtstrom, den Einbau von bequemen Heizvorrichtungen, von Wasch-, Brause-, Bade- und Abort-Einrichtungen: all das gehört nicht zu den Gefährdungen, bewirkte vielmehr weitere Verlängerung der Lebensfähigkeit!

Und wie lebhaft war seit 100, teils 150 Jahren, der Austausch „naturnaher" Werkstoffe gegen andersartig verarbeitete! Zimmermannswerk wich dem Mauerwerk, Weichdach mancherlei Arten der Hartdeckung, manches Höhenmaß der Fenster und Türen und gar der Räume selbst wurde vergrößert. Wie wurde die äußere und die innere „Erscheinung" dabei doch so weitgehend gewandelt, ohne aber die Lebenskraft der Kernidee zu untergraben! Wollen wir das voll erkennen, so müssen wir allerdings vorübergehend einmal darauf verzichten, unseren „Geschmack", das heißt unser ästhetisches Empfinden, „einzuschalten". In Friedenszeiten geht die Wandlung in erstaunlich großem Ausmaße „nur" schrittweise, „nur" durch Umbau vor sich, Stück um Stück und dabei auf weite Sicht gesehen dennoch fast „total". Viel seltener, als die Stadtbewohner ahnen, geschieht sie Schlag um Schlag durch Abbruch und Neubau „vom Grunde auf". Aber nun der moderne Krieg!

Der zweite Weltkrieg hat ganz brutal dazu gezwungen, völlig Neues an die Stelle von Zerstörtem zu setzen. Das war die denkbar schärfste Probe auf die Richtigkeit der hier vertretenen Behauptung, daß Wandlungen im Einzelnen die Lebenskraft einer großen Kernidee hervortreten lassen. Lebt das Niedersachsenhaus noch? Ist es untergegangen? — Antworten kann nur der, der beim Wiederaufbau in voller Fühlung mit der Bauerschaft an verschiedenen Orten ernstlich mitgeplant und genau beobachtet hat. Mit erstaunlich ruhiger Sicherheit haben viele Bauern die Kernidee beibehalten: die lange Arbeitsachse des Betriebes, die Vorderlage der Wirtschaft und Rücklage der Wohnung, die Mittelhalle mit ihrer Tragdecke und der darüber geschichteten Ernte. Freilich ist dabei viel „ganz Neues" als schon „gewohnt" aufgetreten. Wand-

Landesbibliothek Oldenburg

mauerung statt Zimmerung, Hartdach statt Weichdach, doch vor allem: statt Holz der Ständer und Balken bereits Stahlbeton und Hohlstein als Pfeiler und Decke, also Bautechnik statt Bauhandwerk.

Besonders sei erwähnt, welche Wandlung die Kernidee noch im Bleiben geduldet hat: neben der alten Dreischiffigkeit eine Vierschiffigkeit (durch Doppeldiele!) und ganz vereinzelt sogar eine Fünfschiffigkeit. Diese fünfschiffige Breite nahm unter ihren langen First sogar einen etwas schmäleren voll zweigeschossigen Wohnteil auf. Es liegen da noch Möglichkeiten zu späterer Ausschöpfung; mancher überstürzte Versuch aus ungeübter Hand müßte nur seine Wiederholung in meisterlicher Überlegung finden.

Zugleich ist aber bislang Unerschüttertes dennoch scharf bedroht. Ein Gegner des Niedersachsenhauses ist beispielsweise das ostfriesische Gulfhaus, das im oldenburgischen Raume den nächsten Nachbarn bildet.

Es hat, fast verwirrend, immerhin auch einige Verwandtschaft mit dem niedersächsischen Hallenhause: es hat Längsachse, Vorderlage der Wirtschaft, Rücklage des Wohnteils. Aber es hat keine Mittellängsdiele, auch keine Tragdecke für Ernte darüber. An Stelle der breit befahrbaren Stallhalle steht der Gulf, hoch und deckenlos, durch bodenlastige Ernte gefüllt; links eine Seitendiele, rechts Stallgasse. Das Gulfhaus schiebt eine Kampfgrenze nach Osten und Süden in den niedersächsischen Raum vor — seine Vorposten stehen schon südlich von Osnabrück. — Der Gulf erspart seinem Hause die Kosten einer Decke, die Ernte liegt auf seinem vorhandenen Boden.

Aber das Reich des niedersächsischen Bauernhauses wird auch von seiner Südostgrenze angegriffen. Niedersachsen betrieb ursprünglich reinen „Einhausbau": auf der geräumigen Siedlungsstätte hatte die Wohnstallscheune einmal Alleinherrschaft, hatte wohl höchstens den kleinen Schweinestall und den Holzschuppen neben sich stehen. Daraus wurde dann mehr und mehr nur noch eine Oberherrschaft, indem nämlich das Haupthaus der Wohnstallscheune noch eindeutig die kleineren Einzelkörper überwog. Mitteldeutschland dagegen grenzte inmitten der Siedlungsstätte sogleich den Hof als „Raum" ab, legte um diesen als Teilring oder Vollring das Wohnhaus, den Stallbau, die Scheune und den Schuppen. Mit dieser völlig wesensanderen Grundhaltung im Lageplan verbindet sich der ausschlaggebende Verzicht auf eine Mittellängsdiele. Diese bestimmte ja jahrhundertelang im Niedersächsischen in großartig übersichtlicher Arbeitsachse die Wege beim Füttern, sie war dort zugleich befahrbarer Futterstapelplatz und Dreschdiele, dazu auch noch der Standort beladener oder leerer Erntewagen. Nun aber hatte die Dreschmaschine die Aufeinanderfolge der Arbeitsvorgänge und der Raumbenutzung in ungeahntem Ausmaß verändert! Einstmals mußte die gesamte Ernte als ungedroschene Masse schleunigst zunächst nur „unter Dach und Fach" gebracht werden — erst später wurde sie, nach Bedarf und Möglichkeit, vom Boden zur Halle geworfen und in ihr gedroschen, um sich zu teilen in Korn für den Speicher und Stroh für den Boden. Heute schließt sich der Maschinendrusch gleich an die Ernte an, auf dem Hofe oder gar auf dem Felde; ohne Nutzung der Diele werden sofort Speicher und Boden beschickt. Breite und Höhe der köstlichen und kostbaren Halle haben damit das Wesentliche ihrer alten Notwendigkeit eingebüßt. Der weite Bergungsraum darüber ist noch nützlich, das Dach umschließt ihn noch billiger als es gemauerte Wand könnte, aber die tragfähige Decke darunter macht ihn zu teuer.

Mitteldeutschland legt die Stallgassen in kurzen Streifen quer zum First und gewinnt dadurch wohlfeil manche Bewegungsfreiheit. Im ganzen zeigt sich: das großartige Anpassungsvermögen des Hallenhauses ist doch schließlich begrenzt. Gefahr liegt nicht im Wohnteil, sondern im Wirtschaftsteil; da allein ist das Kampffeld. Blicke man nur auf das Futter! Es wurde bisher mit der Forke befördert, als Fuder vom Gespann oder vom Trecker gefahren; jetzt wird es geschnitzelt, schnellgetrocknet, „siliert" und künftig vielleicht wie Stroh kleingehäckselt. Dann braucht es weniger Raum, nur leichten Transport. Die ernste Erforschung der günstigen Betriebsform macht wohl noch Vorbehalte, z. B. ob gehäckseltes Futter die Ernährung des Viehes nicht verschlechtert, aber sie spricht nach dieser einzigen Wandlung nicht nur vom künftigen Bauernhof als „Häckselhof", sie hat schon Häckselhöfe genug zu Versuchen gebaut — völlig neue Gebilde, die rein gar nichts mehr mit alten Kernideen gemein haben.

Was kleingehäckselt liegt, das häuft sich viel dichter, man kann es mit Gebläse durch leichte Rohre befördern, einmal wagerecht, dann auch aufwärts. Es läßt sich an fast

Landesbibliothek Oldenburg

beliebigem Platz auf kleinen Raum bringen, kann von dort in Futterkrippe oder Sack einfach fallen. Raumersparnis und Arbeitsersparnis — man sieht, die Baukosten könnten durch den Häckselhof zu einem erheblichen Bruchteil des bisherigen Mindestaufwandes verringert werden.

Die vorausgegangenen Zeilen sind der Versuch, die Entwicklung der grundlegenden und bisher bleibenden Kernidee der niedersächsischen Hausform aus einem einfachen Gebilde zu einem vielgliedrig zusammengesetzten darzustellen, längst Bekanntes in einem Überblick über eine Folge von sehr starken Wandlungen zusammenzufassen. Jede einzelne Wandlung erhielt ihren Anstoß aus einer jeweils neuen Forderung des stets wachsenden Lebens, aus einem dringenden Verlangen nach einer Mehrung oder Besserung im Wohnen oder im Wirtschaften. Durch Jahrhunderte hin war es immer wieder möglich, solche Mehrung oder Besserung durch eine erfinderische Veränderung zu gewinnen, ohne den ruhigen Halt an der Gesamt-Idee zu verlieren. Der Rückblick wirkt auf uns beharrlich evolutionär, durchaus nicht wie Bruch und Revolution. Die Erfinder kennen wir in keinem Falle, sie blieben namenlos. Wir wissen nicht einmal, ob und wann ein Einzelner die zündende Idee der wandelnden Neuerung hinzugetragen hat, oder wieweit sie aus der Gemeinschaftsarbeit von Bauer und Zimmermann hervorging; etwas besser könnten wir über die Herkunft der jüngsten Neuerungen Aussagen machen.

Sehr naheliegend ist die schon einmal erwähnte Fragestellung: Lebt das Niedersachsenhaus noch? Ist es untergegangen? — Und doch wäre es falsch mit einem hitzigen Ja oder Nein als Antwort darauf los zu sprudeln. Die naive, namenlos, langsam aber sicher arbeitende Gestaltungskraft der Zeitenspanne des Bauhandwerks ist erloschen, aber die Bautechnik bringt aus Einzel- oder Gemeinschaftsarbeit je und je noch ungeahnte Erfindungen hervor. Warum sollte diese reiche Fähigkeit, wenn sie nur mit ernstem Fleiß in die bislang so großartig dauerhafte Entwicklungsrichtung der niedersächsischen Hausform hineingeleitet würde, nicht nochmals eine Wandlung finden, die ihrem Leben eine weitere Spanne öffnen würde?

Prophezeien kann da wenig nützen. Sehr nützlich aber könnte es werden, wenn skeptische oder zuversichtliche Nutznießer und Freunde der niedersächsischen Hausform sich zu Erörterungen und Versuchen einer Gemeinschaftsarbeit an diesen spannenden Fragen zusammentun wollten.

Vor einer gewissen Zeit krankte die Hausforschung schwer daran, daß sie nur „Bestände" sah, bis sie endlich „Bewegungen" erkannte, Wandlungen, Entwicklung. Mag sie ihre Forschungsarbeit begrenzen auf die Entwicklung bis zu den Weltkriegen — ihren Blick muß sie darüber hinaus auch für die Entwicklung in die Zukunft hinein öffnen. So sollte ihr auch die Entwicklung zum Häckselhof nicht fremd bleiben. Es wird vermutlich weder nötig noch möglich sein, nur von Grund auf neue Häckselhöfe zu bauen, sondern es wird auch da neben dem Neubau manches Mal ein Umbau in Betracht kommen, um den hohen Wert eines vorhandenen Baubestandes in den Dienst einer neuen Art von Betriebswirtschaft zu stellen, wie das ja mit Selbsttränke, mechanischer Melkanlage, mit Längs- und Höhenförderern auch schon geschehen ist. Vielleicht ist diese Wandlung ein Weg, um manchen Bau, auch niedersächsischer Art, länger zu erhalten, als es ohne solche möglich sein würde.

Die Gestaltung der bäuerlichen Bauten in der Zukunft hängt, genau wie die Gestaltung allen Bauens überhaupt, nicht nur von den Baumeistern, sondern ebenso sehr von den Bauherrn ab. In einem gewissen Sinne und Maße ist sie eine Erziehungsaufgabe. Nicht nur für die Hoch- und Staatsbauschulen im Hinblick auf die Landbaumeister, sondern ebenso für die Landwirtschaftsschulen im Hinblick auf die Landbauherren. Das Landbauwesen ist nicht nur darum wichtig, weil seine Leistungen, mehr als Bauleistungen auf anderem Gebiet, unmittelbar das Bild der Landschaft mitbestimmen. Der Anteil der bäuerlich Beschäftigten, der ums Jahr 1800 noch 77 v. H. der Bevölkerung überhaupt ausmachte, soll vor einigen Jahren, kurz nach den Weltkriegen, immerhin noch 18 v. H. betragen haben. Das ist wenig und ist dennoch immer noch ein sehr beträchtlicher Anteil am Gesamtleben. Eine gute Baugesinnung kann nicht nur allgemein entwickelt werden, es gilt auch, sie für den besonderen Ausschnitt des Landesbauwesens an Hand der einschlägigen Gedanken und Beispiele zu entwickeln. Das ist nur durch Zusammenarbeit aller derer erreichbar, die dazu etwas beitragen können. Es geht also besonders die Baumeister und die Landwirte an, und bei der Herausbildung einer guten Lehre sollte hier auch die deutsche Bauern-

Landesbibliothek Oldenburg

hausforschung einen Platz erhalten und ausfüllen. Forschung muß oft arbeiten, als wäre sie um ihrer selbst willen da, aber eins der Ziele einer verständig betriebenen Hausforschung wird immer die Herausbildung einer Hauskunde, sagen wir getrost: vor allem einer deutschen Hauskunde sein. Das praktische Gegenwartsleben sucht immer nach volkstümlicher und kurzgefaßter Lehre, nach solcher, die aus dem allzu gehäuften, aber auch allzu zersplitterten Wust des Wissens um Vergangenes nur das auswählt, von dem man hofft, daß es Saatkorn für die Zukunft sein kann. Wenn man die Masse des Schrifttums über deutsche Bauernhausformen mit dieser Zielrichtung durchsucht, ist das Endergebnis noch nicht befriedigend; auf diesen Mangel hinzuweisen, ist nebenbei auch ein Ziel dieser kleinen Betrachtung.

Gustav Wolf

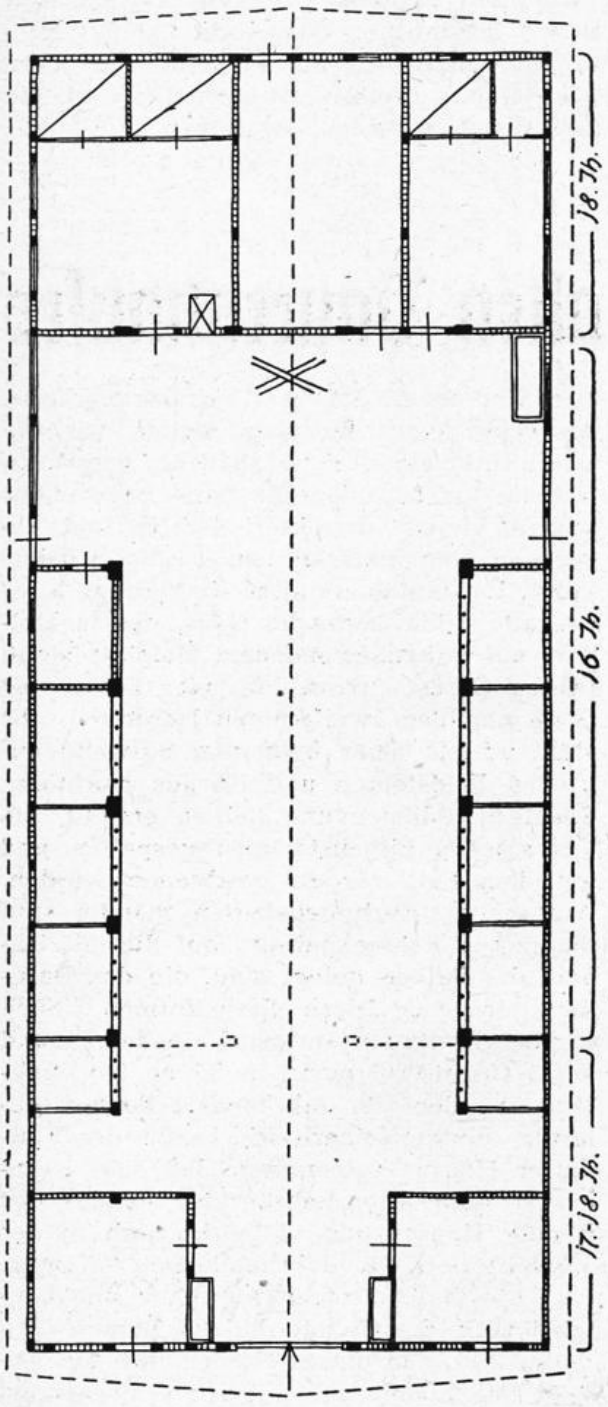
Die Geschichte eines alten Bauernhauses

Das niederdeutsche Bauernhaus alter Art wird in der Fachsprache auch als Zweiständer- oder als Gerüstbau bezeichnet, weil seine Eigenart darin besteht, daß sein hohes Dach nicht von den Außenwänden, sondern von einem inneren Gerüst getragen wird, das auch die Erntelast aufnimmt und dem ganzen Bau Standfestigkeit verleiht. Durch seine Lage im Hausinnern bleibt es vor schädlichen Witterungseinflüssen verschont. Weiterhin wirkte der frei durchs Haus abziehende Rauch von Herd und Ofen konservierend auf das Holz ein, und die alten Hausgerüste vermögen daher Jahrhunderte ohne Schäden zu überdauern, wenn nicht Feuer oder Abbruch ihr Dasein gewaltsam beenden. Wesentlich ungünstiger steht es um die Lebensdauer der Außenwände. Sie genießen durch die überhängenden Traufen nur einen unvollkommenen Schutz gegen den Schlagregen und haben besonders an den Ställen durch die Feuchtigkeit zu leiden. Sie sind daher oft ausgebessert oder ganz erneuert worden. Im Wohnteil wurde das alte schlichte Fachwerk mit seinen kleinen Lichtöffnungen nach dem Aufkommen größerer Fenster und reicherer Fachwerkgestaltung im 18. Jahrhundert durchweg beseitigt und mußte den zeitgemäßen Formen weichen. Auch die Giebel der Bauernhäuser vermochten nur in wenigen Fällen mehr als zwei oder drei Jahrhunderte zu überdauern. Wurden die alten Bauten erweitert, dann mußten zuerst die Giebel weichen, und nur selten wurde das alte Giebelfachwerk wieder verwandt. Meistens wurde im Zuge der Erweiterung auch ein neuer Giebel in zeitgemäßem Fachwerk aufgeführt.

Angesichts dieser Verhältnisse nimmt es nicht wunder, wenn die inneren Kerngerüste alter Bauernhäuser oft beträchtlich älter sind als die äußeren Umfassungswände. An Hand eines Beispiels wollen wir die Geschichte eines Bauernhauses verfolgen, wie sie für das niederdeutsche Bauernhaus unserer Heimat charakteristisch ist und, abgesehen von Einzelheiten, häufig wiederkehrt. Ein besonders altes Kerngefüge birgt das alte Schlarmannsche Haus, das in Holdorf auf eichenbestandenem Hofplatz steht. Dieses Gerüst umschließt vier Fache der Diele und den zweifachigen Herdraum. Es steht mittels einer hölzernen Schwelle auf großen Feldsteinen und ist aus mächtigen Ständern, Rähmen und Balken erstellt, die aus starken Eichenstämmen gespalten und mit dem Beil zurecht geschlagen wurden. Auf die natürlich gegabelten Ständer sind die dicken Rähme gezapft, auf die mit Dübeln die Balken gelegt sind, die das Dachwerk tragen. Diese Gerüstformen haben wir bereits im vorjährigen Kalender anhand des Hauses Wehrmann in Bünne bei Dinklage aus dem 16. Jahrhundert kennen gelernt. Einige feinere Merkmale des Holdorfer Hauses zeigen auf, daß sein Kerngerüst noch altertümlicher ist als das des Bünner Hauses und vielleicht noch in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden ist. Die Balken ragen nur ganz unbedeutend über die Rähme hinaus und weisen darauf hin, daß dieses Gerüst noch am Anfang der Zimmerung mit sparrentragenden Dachbalken steht. Die Hillenhölzer, welche die Ständer in halber Höhe der Länge nach verbinden, sind noch nicht wie bei allen späteren Bauten mit angeschnittenen Zapfen bündig eingesetzt, sondern als Bohlen in voller Stärke und ohne Vernagelung in die Ständer eingeschoben. Diese Hillenhölzer weisen noch die Löcher auf, die ursprünglich für die Holznägel bestimmt waren, mit denen die „Föskede" der Rinderställe an die

Landesbibliothek Oldenburg

Hillenhölzer geschlagen wurden. Die einzelnen von Ständer zu Ständer reichenden Ställe wurden durch die „Miskede" getrennt, die aus wagerechten, in die Ständer eingelassenen Bohlen bestehen. Die Ständer sind leicht nach innen geneigt, ihre natürlichen Gabelenden wirken außerordentlich altertümlich, sind jedoch lediglich eine vereinfachte Art der Gerüstversteifung, die besondere Strebehölzer erspart und ebenso noch bei den um 1800 entstandenen Bauten anzutreffen ist. Die Versteifung des Ständerwerks mit den Balken besorgen, wie üblich, breite und bogig ausgeschnittene Kopfbänder. Unter dem vordersten Balken lag das ursprüngliche Einfahrtstor. Der vordere Abschluß des Hauses wurde ursprünglich allem Anschein nach gebildet von einem tief herabgezogenen Kübbungswalm, unter dem sich links und rechts der Einfahrt die Pferdeställe befanden. Diese urtümliche Hausgestalt war bei großen Bauernhäusern neben dem Stallgiebel zum Teil bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert üblich und ist noch heute bei Heuerhäusern häufig anzutreffen. Als Beispiel sei das Heuerhaus des Erben Kophanke in Kemphausen bei Damme von 1678 genannt. Seitlich des Herdraumes über den Luchten sind noch die „Rickbalken" erhalten, die ein Ständerpaar abfangen. Über die ursprüngliche Gestalt des Kammerfaches sind keine Anhaltspunkte mehr zu gewinnen.

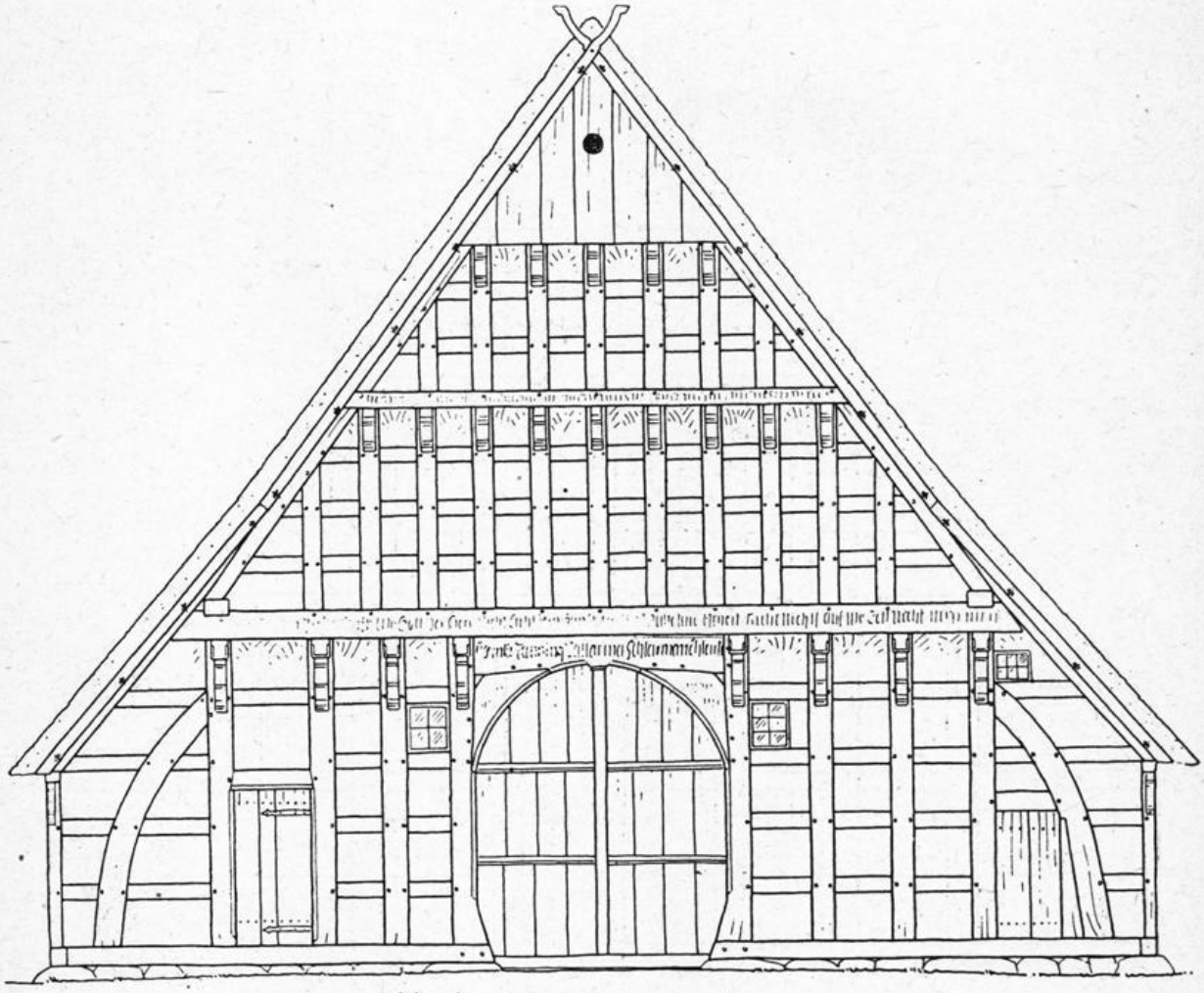


Grundriß des Bauernhauses

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde es einschließlich der Feuerwand abgerissen und an seiner Stelle ein neues Kammerfach aufgerichtet. Dieses enthält im Erdgeschoß eine große Mittelkammer mit hinterem Giebelausgang als Nottür, eine große Stube nach Süden und eine kleinere nach Norden. An der Rückwand der Stuben, also an der Giebelwand, lagen die Durke. Infolge dieser Raumeinteilung befinden sich die Stubenfenster in den Seitenwänden, und im Wohngiebel erscheinen nur wenige Lichtöffnungen, wie ein Fenster für die große Mittelkammer und zwei winzige Fensterchen für die Durke; hinzu kommen zwei Fenster mit Holzklappen für den Zwischenboden, der als Schüttboden für ausgedroschenes Korn dient. Dieser fast blinde Giebel, hinter dem ein Landfremder kaum die Wohnräume vermuten wird, ist im Oldenburger Münsterland und auch im Artland besonders auf großen Höfen häufig anzutreffen. Das absolute Alter dieses Kammerfaches ist leider nicht mehr zu bestimmen, da die Inschrift auf dem Giebelbalken völlig verwittert ist. Der Giebelbalken ruht, weit vorkragend, auf kurzen Hakenbalken, die von kräftigen Konsolenknaggen unterstützt werden. Über der oberen Vorkragung, die lediglich dem Schmuckbedürfnis Rechnung trägt und auf städtische Vorbilder zurückgeht, erhebt sich das verbretterte obere Giebeldreieck. Ein eigentümlicher Reiz wird dem Fachwerk des Wohngiebels durch die beiden gekrümmten Grundstreben verliehen, die sich von außen her gegen die Hauptständer stemmen. Einen Keller enthält dieses Kammerfach nicht.

Landesbibliothek Oldenburg

Im vorigen Jahrhundert bekam der Herdraum einen Kamin, der sich an eine Wand lehnt, die den Herdraum von der Wasch- und Spülecke trennt. Doch nun zu den Umbauten des Wirtschaftsteils. Es läßt sich nicht mehr ermitteln, wann der ursprüngliche tiefe Kübbungswalm aufgegeben worden ist. An seine Stelle trat sehr früh, wahrscheinlich schon im 17. Jahrhundert, ein steiler Brettergiebel, von dem noch das Sparrenpaar im Dachwerk und die Torständer am Pferdestall vorhanden sind. Etwa gegen 1800 wurde das Wirtschaftsende um zwei kleine Fache verlängert und der heutige Giebel mit seinem zierlichen Fachwerk gezimmert. Auch der Zeitpunkt dieses Umbaus ist nicht mehr zu ermitteln, da die Zwickel des Torsturzes, auf dem sicher das Baujahr des Giebels eingekerbt war, in jüngerer Zeit entfernt wurden. Auf dem Torsturz sind in zierlicher Fraktur mit verschnörkelten Anfangsbuchstaben die Namen des Bauherrn und seiner Ehefrau eingeschnitten: „Wernke Janning Catharina Schlarmann Eheleute". Der Giebelbalken ist in gleicher Weise mit folgendem, dem 127. Psalm entlehnten Spruch versehen: „All Unser Bauen ist Umsunst Wo Gott der Herr nicht gibt sein Gunst Unser Müh und Arbeit Richt nichts aus wo Gott der Herr nicht . . ." Auch die Setzschwelle über der mittleren Vorkragung ist mit einer Inschrift versehen, deren Text ich infolge ihrer Verwitterung nicht aufzeichnen konnte.

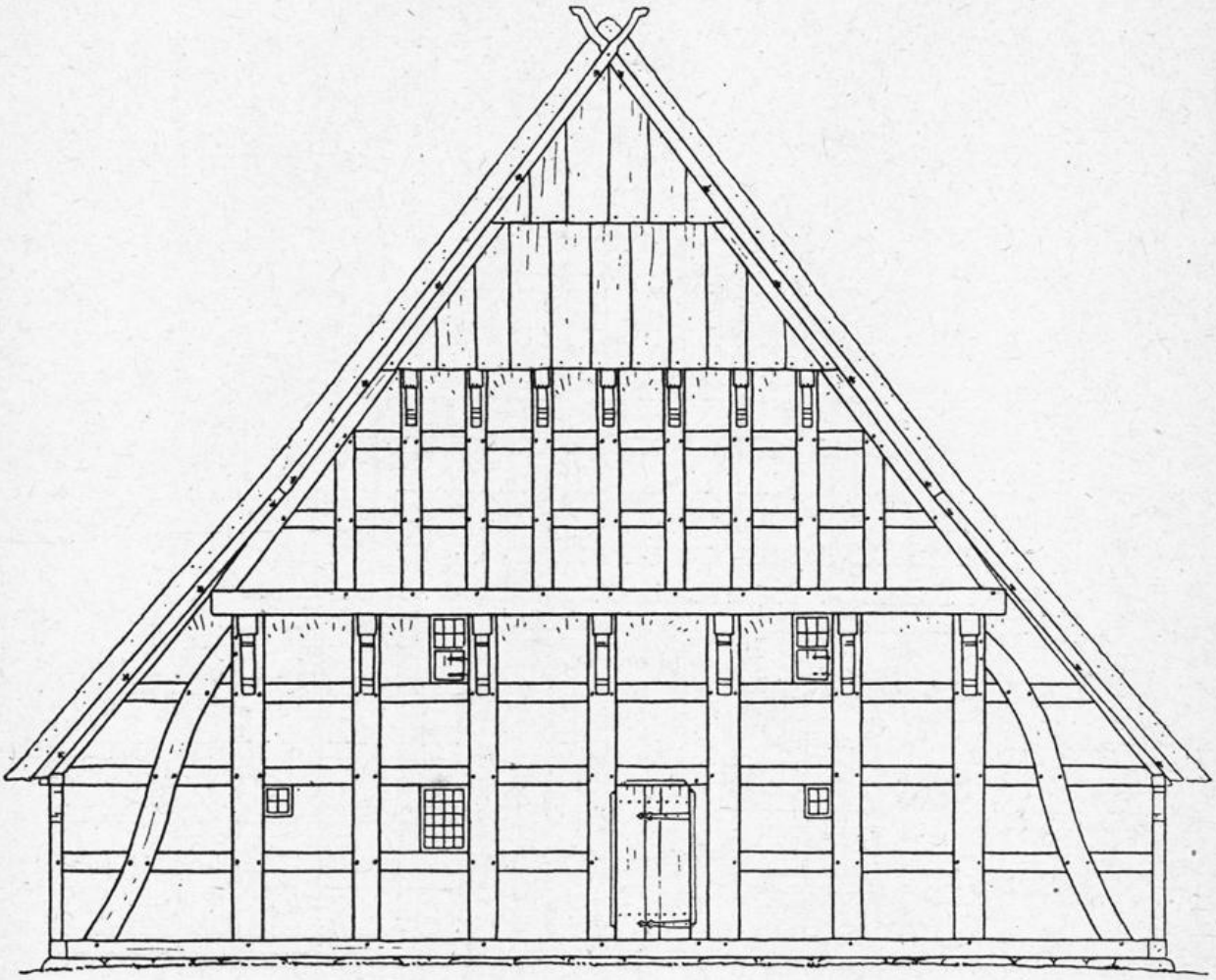


Vordergiebel des Bauernhauses

Alle drei Vorkragungen des Wirtschaftsgiebels werden von kurzen Hakenbalken gebildet, die von zierlich ausgeschnittenen Knaggen unterstützt werden. Das obere Giebeldreieck ist verbrettert. Flüchtig gesehen, scheint das Giebelfachwerk symmetrisch gegliedert zu sein. Das Tor liegt in der Giebelmitte, und die beiden gekrümmten Grundstreben sind spiegelgleich angeordnet. Im Einzelnen hat der Zimmermeister sich jedoch Abweichungen gestattet. Er ordnete die Stalltüren ohne ersichtlichen Grund unterschiedlich an. Einzelheiten gehen aus der beigefügten Zeichnung hervor.

Landesbibliothek Oldenburg

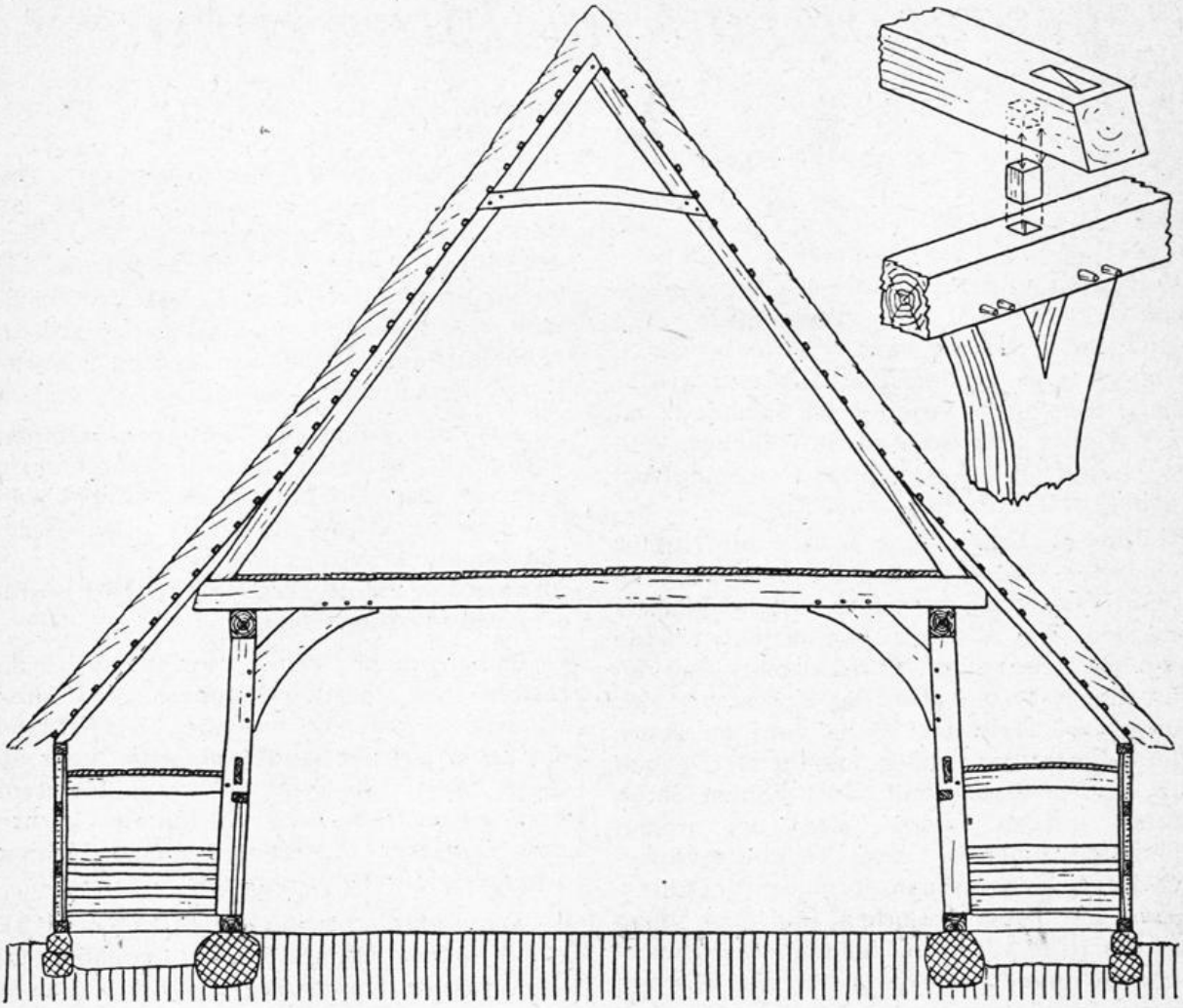
Damit hätten wir die wichtigsten Vorgänge in der Baugeschichte des Schlarmannschen Hauses kurz umrissen. Zusammenfassend ist zu sagen, daß es sich um ein Gebäude handelt, das etwa in der Mitte des 16. Jahrhunderts enstand und zunächst vier Fach Diele mit seitlichen und vorderen Kübbungen und zwei Fach Flett enthielt. Vergleiche mit anderen Bauten dieser Landschaft berechtigen dazu, auch schon für den ursprünglichen Bau ein Kammerfach anzunehmen. An seine Stelle trat bald nach 1700 ein geräumiges Kammerfach, wie es zu damaliger Zeit üblich war. Schon vorher — wohl im 17. Jahrhundert — verschwanden am Wirtschaftsende die Giebelkübbungen mit dem Walm zugunsten eines steilen Brettergiebels. Gegen 1800 wurde gelegentlich einer Verlängerung um zwei Fache ein neuer Wirtschaftsgiebel erstellt. Das Haus ist also im wesentlichen ein vierschichtiges Gebilde mit Bauteilen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Wenn auch in diesem Fall keine Inschrift die genaue Zeitbestimmung der verschiedenen Umbauten und Erweiterungen zuläßt, so sind diese doch bei eingehender Untersuchung noch zu erkennen. Erforderlich dafür ist eine Betrachtungsweise, die alle gestaltgeschichtlichen Wandlungen berücksichtigt, die der ländliche Hausbau im Laufe der vergangenen Jahrhunderte erfahren hat. Unser Beispiel lehrt, wie notwendig eine solche Betrachtungsweise ist. Sie ist die unerläßliche Voraussetzung jeder ersprießlichen Hauskunde, wenn diese uns ein wahrhaftes Bild vom Wesen und Werden unseres heimischen Bauernhauses vermitteln soll. Daß wir uns dabei nicht allein auf die Inschriften der einzelnen Bauglieder verlassen können und Bauinschriften keineswegs ohne weiteres auf den Gesamtbau bezogen werden können, führt uns die bewegte Baugeschichte des beschriebenen Hauses deutlich vor.



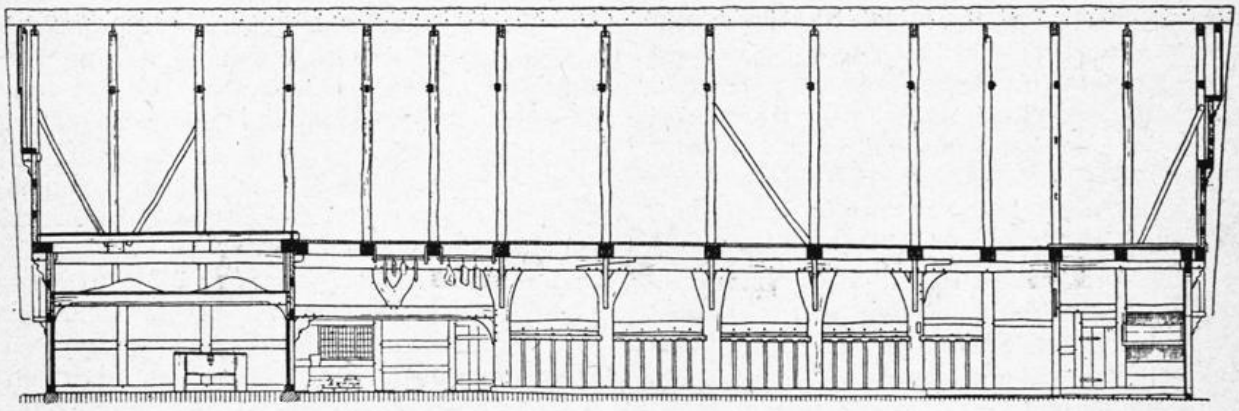
Wohngiebel des Bauernhauses

Gerhard Eitzen

Landesbibliothek Oldenburg



Querschnitt des Bauernhauses



Längsschnitt des Bauernhauses

Landesbibliothek Oldenburg

Frühmorgens im Bauernhaus

Wie wunderbar ist das Erwachen am frühen Morgen im alten Bauernhaus! Ich liege neben der Großmutter in dem riesig breiten Alkoven, der in die Wand eingebaut ist, warm und behaglich. Es ist noch dunkel, auch draußen vor den kleinen Fenstern graut noch kein Morgen. Der Herbstwind rauscht im Apfelbaum neben dem Haus und wirft ein paar Früchte ins Gras, dann ist alles wieder still. Hin und wieder raschelt es irgendwo oben im Strohdach. Ist es ein Iltis, der zu unsern Hühnern will, oder ein früher Vogel, der dort sein Nest gebaut hat? Ich liege und horche.

Wieviel Leben schlummert hier unter dem alten Dach! In der Kammer nebenan schläft der Onkel, der Bauer mit der Bäuerin und den drei Kleinen; die beiden Mägde schlafen neben der Milchkammer, und an der andern Seite haben der Knecht und der Junge ihre Kammer. Ganz vorn im Haus, gleich hinter der großen Einfahrtstür, haben die beiden Pferde mit dem Fohlen ihren Stand, und zu beiden Seiten der großen Lehmdiele ruhen in langer Reihe die schweren Kühe. Neben ihnen, in einem Verschlag, liegen die beiden Kälbchen, und über ihnen auf der Hille sitzen auf langen, schräg übereinander genagelten Stangen die Hühner. Vielleicht hat einer der Hähne schon gekräht, ich weiß es nicht, noch scheint alles zu schlafen. Auch im Anbau, wo die vielen Schweine in ihren Koben liegen, ist es noch still.

Alles ruht unter demselben Dach, unter diesem dicken und mächtigen Strohdach, das schon altersgrau und mit Moos bewachsen ist, aber das Haus im heißesten Sommer kühl und im Winter so prächtig warm hält. Wie gut und geborgen läßt sich darunter ruhen! Aber noch wunderbarer ist's, wenn die Nacht erst vorbei ist und alles im Haus zu neuem Leben erwacht. Darauf warte ich.

Da — ich lausche mit allen Sinnen — klappte nicht eine Tür? Jetzt klirrt draußen ein Eimer, der Schwengel am alten Soot knarrt — die Magd holt Wasser. Gottlob, der Tag beginnt.

Jemand stapft in schweren Holzschuhen über die Diele, wieder klirrt ein Eimer, dann höre ich es plantschen und prusten — jetzt ist also auch der Großknecht schon da.

Dann klirren Ketten — die Kühe richten sich auf, sie warten auf das Melken und auf ihr Futter, und eine, die wohl ihr Kälbchen vermißt, muht kläglich auf.

Der Junge, der Kleinknecht, hat sicher schon Torf hereingeholt, es poltert bei der Herdstelle, und jetzt schürt die Magd dort das offene Feuer an. Sie bläst mit dem Püster in die Glut unter der Asche, und ich höre, wie sie den Kesselhaken, der wie ein Sägeblatt aussieht, tiefer schiebt, um den Wasserkessel daran zu hängen.

Und nun dröhnt ein schweres Stampfen und ein helles Wiehern — die Pferde springen auf, der Großknecht hat ihnen wohl Hafer in die Krippe geschüttet. Dazwischen gackert ein Huhn, es hat sicher sein Ei im Stroh auf der Hille versteckt, aber ich werde es nachher schon finden.

Immer mehr Leben wacht auf. Ein rasches und leichtes Klappern von Holzschuhen verrät mir, daß die kleine Magd, die kaum aus der Schule ist, schon über die Diele läuft. Sie hat wohl eine Handvoll Korn ausgestreut, denn mit lautem Geschrei und Gegacker flattert die ganze Hühnerschar von der Hille herunter.

Dann quietscht eine Karre, der Knecht hat sicher schon Grünfutter hereingeholt, die Kühe rasseln ungeduldig in ihren Ketten — nein, lange halte ich es im Bett nicht mehr aus!

Gottlob, da höre ich schon die ruhige Stimme des Onkels, der mit dem Großknecht spricht. Er sagt an, was heute getan werden soll, aber ich kann nichts verstehen — ein ohrenzerreißendes Gequieke und Gequietsche übertönt plötzlich alles, jemand hat die Tür zum Schweinestall aufgestoßen. Als es wieder still ist, rauscht und plantscht es in regelmäßigen Stößen nahe vor unserer Tür — die Magd hat den süßen Rahm schon in die Karne getan und beginnt zu buttern. Ich schleiche mich aus dem Bett — die Großmutter schläft noch — und spähe durch die kleine Türscheibe hinaus; ja, da steht sie an der Butterkarne, mit beiden Händen den Stiel umfassend, und ihre nackten kräftigen Arme stoßen ihn auf und ab, gleichmäßig und sicher.

Ich kann auch die Diele übersehen — der Bauer und der Knecht teilen den Kühen das Futter zu, der Junge schneidet Häcksel, an der Herdstelle hantiert die Bäuerin vor dem Feuer, und die kleine Magd läuft eilig mit

Landesbibliothek Oldenburg

Geschirr hin und her. Alles ist fleißig und unverdrossen an der Arbeit — soll ich da fehlen? Rasch schlüpfe ich in die Kleider, da hält mich die Großmutter fest: „Es ist noch viel zu früh, Junge, was willst du schon auf?" Sie weiß nicht, was alles auf mich wartet — rasch bin ich aus der Tür, tauche draußen den Kopf in einen Eimer mit frischem Brunnenwasser, trockne mich in dem groben Handtuch, und bin nun bereit, zu helfen. Oh, es ist genug Arbeit für mich da; Rübenschneiden, Stroh von der Hille werfen, das Vieh mit füttern und tränken — nur melken soll ich nicht, obwohl ich meine, daß das die leichteste Arbeit ist. Dann muß ich die Eier suchen, die von den Hennen versteckt wurden. Es ist so viel zu tun, daß ich kaum Zeit habe, dem Fohlen den Kopf zu kraulen und über die beiden Kälbchen zu lachen, die so drollig auf ihren Beinen stehen.

Erst wenn alles versorgt ist, ruft die Bäuerin zum Frühstück. Dann versammeln sich alle um den großen Eichentisch im Unterschlag, wo jeder seinen bestimmten Platz hat. Auch die Großmutter ist endlich aufgestanden. Es gibt eine nahrhafte Suppe, und der Onkel selber schneidet das Brot — kräftiges Schwarzbrot, würzig und duftend, die Scheiben sind fingerdick. Die Butter ist frisch gekarnt, auch Honig steht auf dem Tisch, die Bienen haben in diesem Jahr fleißig getragen. Die Mannsleute verschmähen das Süße, für sie hat die Bäuerin ein Stück vom dicken Speck abgeschnitten, der seit dem Winter im Rauch unter der Decke hing; so kommt jeder zu seinem Recht. Zum Schluß schneidet der Onkel noch von demselben Brot zolldicke Scheiben für die Pferde ab — wer arbeitet, soll auch essen.

Denn für alle, für Mensch und Tier, beginnt ja jetzt erst die Arbeit, und eine schwere Arbeit dazu — der Acker wartet auf Pflug und Egge. Was bisher geschah, zählt noch nicht mit.

Aber nicht jeder Morgen verläuft in derselben Art.

Das Brot reicht nur noch für eine Woche, morgen muß Korn zur Mühle, um Mehl für das Backen zu schaffen. Der Roggen liegt aber noch in vollen Garben oben auf dem Boden über der großen Diele, so wie er bei der Ernte hinaufgeschafft wurde. Er muß erst noch ausgedroschen werden.

Das Dreschen, so schwer und zeitraubend es ist, zählt im Tagesablauf nicht mit und muß nebenbei getan werden — morgens in aller Frühe, ehe die eigentliche Arbeit beginnt. Es ist hier, wo man noch keine Dreschmaschine kennt, eine heilige Handlung, das reine Korn aus den Garben zu lösen, — fast ein Gottesdienst, aber ein schwerer und harter Dienst. Keinem Menschen ist ja das Brot so heilig wie dem Bauern, dessen Dasein und dessen ganze Arbeit um dieses Brot kreisen — vom Ziehen der ersten Ackerfurche über die Aussaat und Ernte bis zu dem Augenblick, da er die herrliche Gottesgabe noch warm und duftend aus dem Backofen nimmt. So ist ihm auch das Dreschen eine Arbeit, die mit Ernst und Andacht getan werden muß.

Früher als sonst beginnt heute der Tag. Schon am Abend wurde die große Diele ausgeräumt, und kaum ist am Morgen das Nötigste getan, da steigt der Großknecht schon auf den Boden und wirft aus der Luke die vollen Garben herunter. Dann breitet er sie in einer gleichmäßig dicken Lage über die ganze Lehmdiele aus, aber so, daß alle Ähren nach der Mitte zeigen. Jetzt nimmt er seinen Dreschflegel zur Hand und untersucht ihn noch einmal — das Dreschen ist eine feine Kunst, da muß auch das Werkzeug in Ordnung sein. Was ist schon ein Dreschflegel, denkt mancher vielleicht — ein Stiel mit einem Knüppel daran! Aber der Stiel soll schlank, zäh und griffig sein, und der armlange Knüppel daran ist aus schierem Eschenholz gearbeitet, tadellos rund und glatt, wie poliert; auch die Lederschlaufe, mit der er am Stiel befestigt ist, wird sorgfältig geprüft — sie darf sich auch beim härtesten Schlag nicht lösen, sonst gibt es ein Unglück.

Das Werkzeug ist, wie alles in diesem Haus, in Ordnung, das Dreschen kann beginnen. Er wirft einen Blick zu den anderen hinüber — alle sind noch mit eiligen Dingen beschäftigt, da wählt Frerk seinen Platz, faßt mit festen Fäusten den Stiel und tut den ersten Schlag.

Die getroffenen Ähren lassen erschrocken die reifen Körner aus ihrer Haft, Spreu wirbelt empor — da kommt schon der nächste Schlag. In genau abgemessener Folge saust der Flegel nieder, nicht zu kräftig und nicht zu schwach, mit gerade soviel Wucht, als nötig ist. Es ist nicht so einfach, wie es aussieht, — genau waagerecht mit seiner ganzen Länge zugleich soll das schwere Holz aufschlagen, mit leichtem Ruck hochgerissen werden und einen Kreis schlagen, um wieder genau waagerecht aufzutreffen.

Landesbibliothek Oldenburg

Frerk versteht sein Handwerk. Muß er doch für alle, die sich noch einfügen, den Takt angeben — nicht zu rasch, daß keiner ermüdet, und nicht zu langsam, damit die Arbeit auch fertig wird.

Aber allein schafft es nicht genug — wo bleiben die andern? Der kleine Knecht hört, wie der Dreschflegel ihn ruft: kumm—kumm —kumm! Da eilt er, sich einzureihen. Wenn er auch noch nicht lange hier auf dem Hof ist, so hat er doch zu Hause oft genug schon vor der Schulzeit den Flegel mit schwingen müssen und weiß, worauf es ankommt. Genau zwischen die Schläge des andern fallen seine eigenen nieder. Frerk nickt ihm anerkennend zu, und auch die gleichmäßig fallenden Flegel muntern ihn auf:

Hoch—rup—hoch—rup—hoch—rup!

Eine Weile schaffen beide allein, der Bauer und die Mägde haben noch anderes zu tun. Da schlurft der alte Tagelöhner Dierk, der heute für die Feldarbeit bestellt wurde, zur Seitentür herein. Er hört schon draußen, was heute morgen im Gange ist, zieht stillschweigend seine Jacke aus und nimmt auch einen Flegel in die Hand. Ihm macht das Dreschen keine Mühe — er hat in seinem langen und harten Leben arbeiten gelernt und kennt auch hier die richtige Art. Fast spielend läßt er das schwere Holz kreisen, und da ihm alles geschwind von der Hand gehen muß, singen nun auch die Flegel in lustigem Dreitakt ihr Lied:

Nu—man—gau—Nu—man—gau—
Nu—man—gau—!

Das schafft schon mehr als bisher der Zweitakt. Jetzt ist auch die kleine Magd soweit, daß sie mit helfen kann. Keiner schlägt schneller oder langsamer darum, als sie sich einfügt, aber wie von selbst verschiebt sich die Folge nun zum Vierertakt. Die Schläge der beiden Alten sind schwerer und klingen dumpfer, zwischen jedem tönt der hellere Schlag der beiden Jungen. Aber alle wissen, daß gleich auch der Bauer kommen wird, deshalb singen die Flegel fröhlich:

De—Bur—de—kummt!
De—Bur—de—kummt!

Und jetzt kommt auch schon der Bauer selbst. Mit sicherem Blick prüft er die Lage der Garben, schiebt hier und dort wieder zurecht, was verrutscht war, dann nimmt er seinen Flegel zur Hand und stellt sich neben den kleinen Knecht mit in die Reihe.

Wieder muß sich die Taktfolge ein wenig verschieben, damit der neue Schlag nicht etwa mit einem andern zusammenfällt. Zweimal klopft er mit dem Flegel nur leicht auf die Ähren, dann hat sich alles richtig im neuen Takt gefunden. Man spürt, daß der Bauer nun selbst das Werk in die Hand genommen hat, wie in einem leichten und lustigen Spiel wirbeln die Flegel über dem stauberfüllten Gewoge der gelben Halme. Stolz und selbstbewußt läßt der Bauer die neue Melodie der Flegel im schwierigen Fünfertakt erklingen:

Wenn—ick—dor—nich—bin—
Denn—ward—dor—nicks—van—!

Der kleine Knecht will nun zeigen, was er kann, und schwingt seinen Flegel bis zur Balkendecke hinauf. Da lehrt ihn der Bauer, wie er's machen muß, um keine Kraft zu vergeuden: nicht mit einem harten Ruck, sondern mit einer leichten fließenden Bewegung soll er das schwere Holz aufwärtsziehen, nicht höher als nötig, um es im gleichen Schwung kreisen zu lassen und wieder abwärts zu führen. Frerk, der alte Dierk und der Bauer haben das längst heraus, und auch die Jungen müssen es lernen. Denn die Drescharbeit dauert lange und wird nur unterbrochen, wenn die Garben einmal umgeschüttet werden müssen oder wenn Frerk neue aus der Bodenluke herabwirft.

Aber jetzt kommt weitere Hilfe, die Großmagd ist mit ihrer Arbeit am Herd fertig und nimmt auch einen Flegel zur Hand. Sie ist erfahren genug, um sich ohne Mühe mit einzufügen, und bald dröhnt es im Sechsertakt um die Wette:

Nu—geiht—dat—all—bä—ter!
Nu—geiht—dat—all—bä—ter!

Das ist ein Lied, das jedem fröhlich ins Ohr klingt, und es lockt rasch einen weiteren Helfer herbei. Der Bruder des Bauern, der nebenan auf dem Hof eine Schusterwerkstatt betreibt, hält es auf seinem Schemel nicht mehr aus. Als jüngerer Sohn hat er den Hof nicht erben können, aber er blieb ihm und seiner Arbeit mit Leib und Seele verbunden. So läßt er denn einmal Schuhe Schuhe sein und kommt herüber, um nach dem Dreschflegel zu greifen. Er hat noch nichts verlernt, rüstig schwingt er den Flegel, und nun tönt es hell und lustig im Siebenertakt durch den Morgen:

Ick—bin—dor—uk—noch—mit—bi!
Ick—bin—dor—uk—noch—mit—bi!

Landesbibliothek Oldenburg

Wer jetzt in der Frühe durchs Dorf ginge, der würde wohl aus vielen Häusern das Lied der Dreschflegel hören. Und wenn er ein gutes Ohr hat, so weiß er genau, wieviel Drescher in jedem Haus an der Arbeit sind — in den kleineren nur drei oder vier, in den größeren gar bis zu zehn. Alle sind an der Arbeit, um in harten Schlägen das Korn aus den Ähren zu lösen, das Brot schaffen soll.

Während nun die Sieben unermüdlich die Flegel wirbeln lassen, lastet alle andere Arbeit an diesem Morgen allein auf der Bäuerin. Das unvernünftige Vieh will nicht warten, bis die Drescher einmal fertig sind. Ihre eigenen Kleinen wollen versorgt sein, und dann — das Dreschen macht hungrig — sobald die Flegel aus der Hand gelegt werden, soll das Frühstück schon auf dem Tisch stehn. Und es gilt, allerhand Mäuler satt zu machen.

Aber sie schafft es. Endlich hat alles, was schrie, sein Recht bekommen, das Geschirr steht auf dem Tisch, jetzt ist nur noch das Letzte zu tun. Sie schürt das Herdfeuer, legt noch ein paar Torfsoden auf die Glut und hängt statt des Wasserkessels den Dreifuß darüber. Aber ehe sie die große schmiedeeiserne Pfanne daraufstellt, wirft sie noch einen Blick auf die Diele, um zu sehen, ob die Drescher bald fertig sind.

Noch immer wirbeln die Flegel. Staub und Spreu fliegen empor und schwimmen wie goldene Flitterchen im trüben Licht der Laternen, die in sicherer Höhe unter der Balkendecke hängen. Das goldfarbene Stroh wirft ihren Schein zurück — die ganze Luft ist von einem wogenden Goldflimmer gefüllt, in dem pausenlos die mattblickenden Flegel kreisen. Rings um diese lichtschimmernde Mitte stehen die Drescher gereiht, schweigend, mit ganzer Kraft dem gemeinsamen Werk hingegeben. Ihre jungen und alten Gesichter, vom wechselnden Widerschein des Lichts getroffen, leuchten rot vor dem Dunkel, das hinter ihnen in den Ecken der großen Diele lagert.

Ein wundersames und heiliges Bild der Arbeit, wie kein Künstler es schöner malen könnte. Aber die Bäuerin sieht nur, daß die Arbeit noch nicht ganz getan ist, da greift sie rasch selbst einen Flegel und hilft das Werk beenden. Gewandt hat sie sich eingefügt, ihr fröhlicher Sinn, der gute Geist dieses Hauses, gibt auch den andern neue Lust und Freude zum Schaffen. Selbst die Flegel scheinen lustiger zu tanzen als bisher, hell aufmunternd rufen sie nun im Achtertakt zur letzten Anstrengung auf:

Nu—dot—noch—mal—all—watt—ji—könt!
Nu—dot—noch—mal—all—watt—ji—könt!

Und alle tun, was sie können. Nicht lange, da sagt der Bauer froh das erlösende Wort: genug! Die letzte Ähre ist ausgedroschen, das schwere dunkle Korn liegt in dicker Schicht darunter auf der Diele. Während nun das Stroh beiseite geschafft und das gute Korn in Haufen geschüttet wird, ist die Bäuerin schon wieder am Herdfeuer beschäftigt. Große Speckstücke braten in der Pfanne, ein dicker Brei aus Buchweizenmehl, Milch und Eiern ergießt sich darüber, und als sich endlich die müden und hungrigen Drescher um den Tisch versammeln, dampft vor ihnen auf der Schüssel der köstliche „Bookweetenjanhinnerk", der kräftige und nahrhafte, fast zwei Finger dicke Pfannkuchen aus selbstgewonnenem Buchweizenmehl. Auch an Honig darüber ist nicht gespart. Ein solches Mahl macht auch den Hungrigsten satt.

Der Morgen sieht durch die Fenster, die große Dielentür wird aufgestoßen, hell flutet das Licht herein.

Jetzt kann die Arbeit draußen beginnen.

August Hinrichs

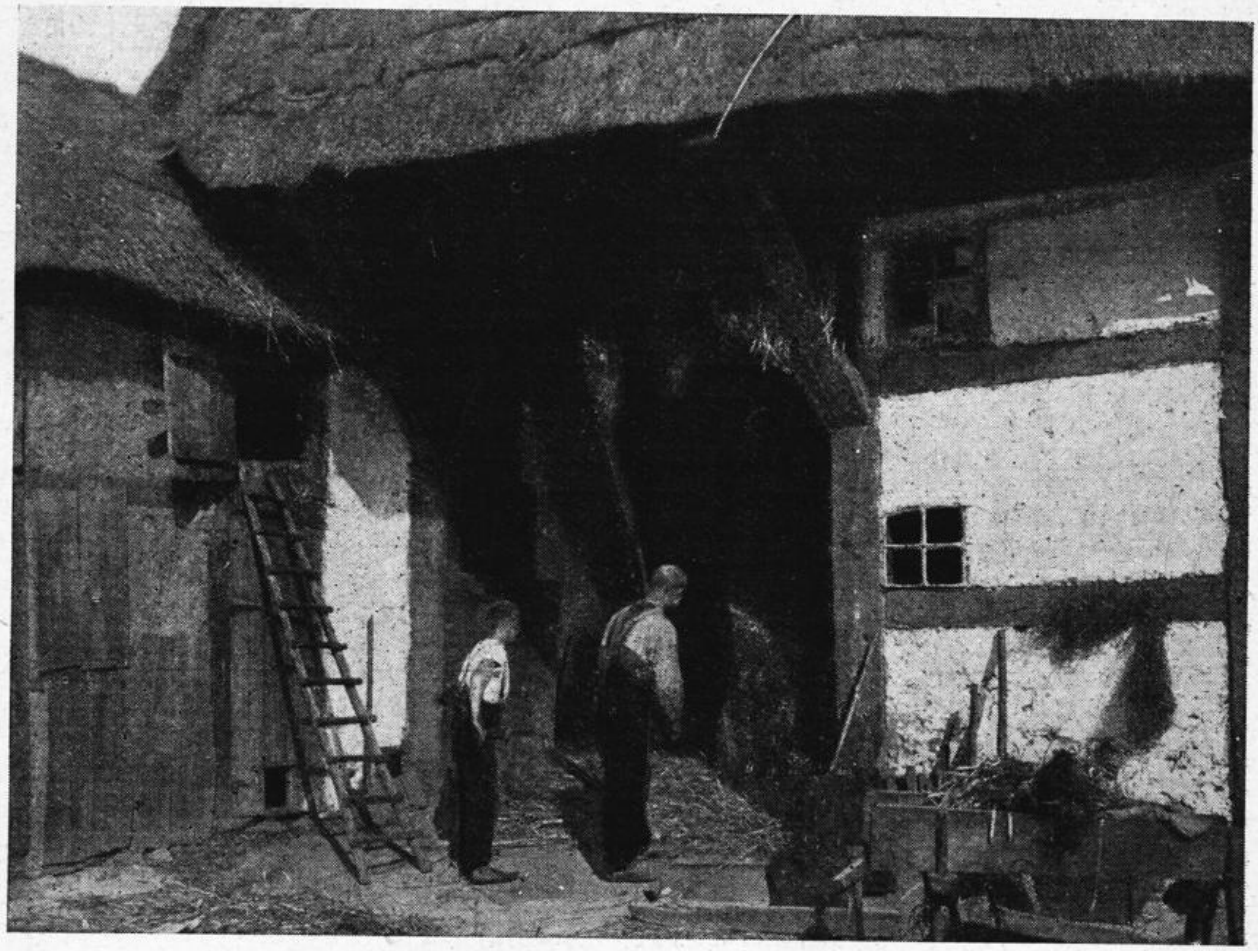
Wegkreuz

Unter dem Dache mächt'ger Eichen
ganz nahe an dem Straßenrand
steht unserer Erlösung Zeichen,
das Kreuz, und schaut hinein ins Land.

Vom Regen ist das Holz verwittert,
die Farben hat die Zeit gebleicht.
Doch in des Heilands Antlitz zittert
der Schmerz, der keinem Schmerze gleicht.

Ohn' daß dir dieses Bild begegnet,
kannst du nicht weit des Weges zieh'n.
Der Herr vom Kreuz die Heimat segnet
und alle, welche vor ihm knien.

Landesbibliothek Oldenburg



Bilderwerk Münsterland (R. Engels-Cloppenburg)

FLÄGELEI

Wi heb dei Daol vull Garben packt.
Wi schlaot den Flägel in den Takt.
Wi dösket, dat dei Knaoken knackt.
Dei Jan vörup,
Un dann dei Jupp.
Un dann schlait Gerd un Fritz den Schlag.
So gaiht dat nu den ganzen Dag.

Un lustern dout dei Beister al,
Dei Büllkes in den lütken Stal,
Dei danzt herüm, as sünd sei mal.
Van eren Meß
Staiht up dei Bless',
Ut sienen Timpen kick dei Oss'
Un dör dei Röpen use Foß.

Dor up dei Dör, dor staiht dei Pau,
Van Näen kick dei Bulle tou,
Dört Fösket kick dei dicke Kouh,
Dat Houhn upt Nest
Sütt't allerbest,
Et legg dat Ei, un rop nich maol.
Dat dait dat Dösken up dei Daol.

Nu melkt dat Wicht dei bunte Bless',
Sütt nao dei Döskers unnerdeß,
Dei Melke strullet in den Meß.
„Wicht, paß doch up",
So rop dei Jupp,
„Süs krigs du mit den Stripp, Strapp, Strull
Am Ende nich den Emmer vull."

Boll is us leste Klapp, Klapp, Klapp.
Dann krig den Speck man ut dat Schapp.
Süß werd us noch dei Puß tou knapp.
Dei Schweit, dei strick
Us förchterlick.
Du Jan, nu krieg den Schluck doch maol
För al dat Dösken up dei Daol.

O Mouder paß up Pott un Pann,
Süß brennt di noch dei Soppen an.
Glieks kummt dei Fritz, Gerd, Jupp un Jan.
Dei heb mehr Schmacht,
As du di dacht.
Dei frät't di glatt dei Schötteln kaohl,
Dat dait dat Dösken up dei Daol.

Hubert Burwinkel

Landesbibliothek Oldenburg

Der Letzte seines Stammes

Hundert Jahre steht nunmehr das Haus. Als Gerhard Heinrich Meyer zu Hemmelsbühren es A. D. 1852 erbauen ließ, da ist er mit Umständlichkeit zu Werke gegangen. Er bestieg in Begleitung seines Zimmermeisters Adolf Trienken aus Lankum einen Ackerwagen und fuhr nach Scharrel im Saterland. Es ging hinter Friesoythe ganz mühselig über die Heide und durch das Moor. In Scharrel hielten sie vor einem neuen Bauernhause, darin auch genau, wie auf Hemmelsbühren, nebenbei Wirtschaft betrieben wurde. Gerhard Heinrich kannte das Haus und seine Bewohner von seinen „Sommerreisen" her. Dieses Haus nun mußte Adolf Trienken genau ausmessen, denn jüst so wollte der Bauherr sein Haus auch haben, allerdings in vergrößertem Maßstabe.

Und so wurde das Haus auf Hemmelsbühren von meinem scheinbar neuerungssüchtigen Großonkel im ostfriesischen Stile erbaut. Er ist wahrscheinlich der Erste gewesen, der hierzulande dieses Beispiel gab, das nach langen Jahrzehnten viele Nachahmer gefunden hat. Wie kam er dazu, seine heimische Bauart aufzugeben? Vor hundert Jahren war das Haus für die Zwecke, die der Onkel im Auge hatte, in der Tat sehr praktisch. Im Giebel zwei Türen, die große für die Dieleneinfahrt, die kleine für den Viehstall, im Vorderhause die Viehdiele und die Dreschdiele, — man drosch mit dem Flegel, — oben drüber die Korn- und Heuböden, zwischen den Dielen das im Winter mit Korngarben oder Stroh und vielleicht auch Torf gefüllte Fach, das gab einen guten Wärmeschutz für Mensch und Tier. Aber nun das Wohnhaus, worauf es dem Onkel wohl sehr ankam. Eine dicke Brandmauer schloß das Viehhaus vom Wohnhaus ab. Eine gutschließende Glastür, nur doppelt so breit wie eine Zimmertür, gestattete den Überblick über die Dreschdiele mit ihren Pferdeställen vorn beim Ausgang, eine einfache Zimmertür mit ovalem Guckfenster gab die Aussicht über die Viehdiele frei. Von der Viehdiele betrat man die kleine Küche mit ihrer damals unerhörten Neuerung, einer großen, schwarzen, eisernen Kochmaschine, auf welcher sich bequem für hundert Personen kochen ließ, auf welcher zur Erntezeit ein großer kupferner Braukessel, gefüllt mit würzigem Bier, duftete. Das Bier hat stets der Hausherr selber, also später mein Vater, gebraut. Das nebenbei. — Von der kleinen Küche aus und durch die größere Dielentür betrat man die große Küche. Sie war ein wahrhaft stattlicher Raum mit einem gemütlichen, offenen Feuer unter einem weiten Bousen. Alte Eichenschränke standen an der einen Wand. Zwischen zwei Türen war eine offenbar für diesen Platz geschaffene Anrichte aufgestellt. Sie enthielt kleine und große Gläser und Flaschen mit Schluck, Genever, Doornkat und dergleichen. Die Bierfässer wurden im Keller aufbewahrt. Am Feuer stand ein Beisatztisch mit geschweiften Beinen, zwischen diesem Tisch und dem Feuer der hochlehnige Sessel für den Gerdheinrich-Bauern und Wirt. Im Raum hier und dort Tische und Stühle, die auf die Cloppenburger und andere Gäste warteten, die oft und gern durch die Haustür, die von draußen in diesen bäuerlichen Gastraum führte, eingetreten sind. Kamen sie herein, so ist ihr Blick gewiß zunächst auf all das blitzende Kupfer-, Messing- und Zinngeschirr gefallen, das rings an den Wänden auf den Borten und um den Bousen herum prunkte. Damals waren diese Gegenstände aber nicht nur Schmuck. Die Zinnschüsseln wurden für den Mittagstisch gebraucht, und in den gebauchten Kupferkesseln brachte man den Kaffee zum Esche nach. Die zierlichen Messingleuchter für Kerzen taten allwinterlich ihre Dienste.

An die große Küche schlossen sich zwei weitere Gasträume an, die Gaststube und der Saal mit seinen fünf Fenstern und der Tür zu den gärtnerischen Anlagen neben dem Hause und zum anschließenden „Park", auf gut bäuerlich einfach Busch genannt. Die Gasträume waren von den Wohnräumen der Familie durch einen langen Gang (Entree) getrennt, von dem aus ebenfalls eine Tür ins Freie und in den Busch mit seinen wohlgepflegten Wegen führte. Das Wohnhaus war nur an der einen Längsseite, die zur Stadt hin lag, zweistöckig aufgezogen. Nach oben ging vom Entree aus eine gewundene Treppe zum Vorraum, Mittelraum genannt, an dessen beiden Seiten sich Schlafräume befanden. Die waren für Lehrköchinnen, Bauerntöchter des Landes, bestimmt und für junge Bauernsöhne, die in Cloppenburg die Kaplansschule besuchen sollten. Als im Jahre 1852 Trienken Adolph sein Werk getan hatte, er hatte dicke, kernige Eichenständer, feste Balken und Sparren gesetzt, als die Mauern von Backstein das imposante Holzgerüst einhüll-

Landesbibliothek Oldenburg

Bilderwerk Münsterland (R. Engels-Cloppenburg): Das Haus Meyer-Hemmelsbühren

ten und das große Dach über Mensch und Vieh sich schützend breitete, da ließ Gerhard Heinrich einen vierkantigen Sandsteinblock in die Giebelmauer einsetzen. Darauf stand eingemeißelt: Gerhard Heinrich Meyer, darunter: A. D. 1852. Es wäre wohl Platz gewesen für einen zweiten Namen. Der Platz blieb leer. Er hatte keine Ehefrau. So stand denn sein Name in splendid isolation auf dem Giebelstein seines neuen Hauses, das damals weit und breit Staunen erregt hat, erstens wegen seiner Fremdheit, zweitens wegen seiner Größe und „Kostbarkeit".

In der Zeit vor hundert Jahren litt unsere Gegend an großer Geldarmut. Die Heide, die heute nur noch ein knappes Kittelchen trägt, breitete damals noch ihren weiten Mantel, braun oder violettfarben, je nach der Jahreszeit, übers ganze Land. Zum Geldgewinnen bot sich in unserem damals wenig betriebsamen Lande überhaupt wenig Gelegenheit, so daß viele unternehmende Leute nach Amerika auswanderten. Gerhard Heinrich aber wußte die Heide recht gründlich auszunutzen. Er wurde Großimker, schon in jungen Jahren.

Wenn der Frühling kam und die Immen unruhig wurden in ihren Standkörben, im langen Immenschauer, dann dichteten sie die Fluglöcher sorgfältig ab und luden die Körbe auf die Ackerwagen. Es waren die eigenen Wagen und die von ganz Lankum. Eines Tages brach ein stattlicher Zug von Hemmelsbühren auf und fuhr nach dem Ellerbrock. Anführer waren Gerhard Heinrich und sein jüngerer Halbbruder Dietrich Anton Wienken.

Auf Hemmelsbühren blieb eine Verwandte von Gerhard Heinrich zurück, die zusammen mit dem Bauschulte, — heute würden wir Betriebsführer sagen, — den Hof und die Hauswirtschaft zu regieren hatte. Gerhard Heinrich hatte beim Abschied so fast nebenbei zu Lisette, so hieß das Mädchen, gesagt: „Ja, dann holt jau man gaud und seht man tau, dat ji mit den Kram hier farig werd." — Solange als noch die Wagen unter den Hofeichen zu sehen waren, stand Lisette in der kleinen Küchentür. Da fuhr Gerdheinrich nun hin in die für Lisette unvorstellbare Ferne. Den ganzen Sommer würde sie nichts von ihm hören. Sie hatte inzwischen die Bäuerin zu spielen mit all

Landesbibliothek Oldenburg

der Verantwortung und Arbeit, die dieses Amt mit sich brachte, — mit dem Bauschulten lag sie unterdes in einem besonderen, stillen Kampfe.

Im Ellerbrock warteten die Saterschen Bootjer mit ihren Schuten auf ihre Fracht. Die Kähne schwammen auf der Marka, einem Nebenflüßchen des Sater Tiefs, die damals noch bis Ellerbrock schiffbar war. Die Bienenkörbe wurden auf den Schuten verstaut, Gerhard Heinrich spendierte den Wagenlenkern noch einen Abschiedstrunk beim Krugwirt Peters und dann klapperten die Fahrzeuge wieder nach Hause. Die vier Zurückgebliebenen, die Imker und zwei Knechte, begaben sich auf die Schiffe und fuhren zunächst durch das Saterland hindurch und weiter nach Ostfriesland. Dort fanden die Bienen inmitten von leuchtend gelben Rapsfeldern und umgeben von einer reichen Obstblüte eine ganze Zeitlang fröhliche Weide. Gerdheinrich und sein Bruder haben stets bei einer und derselben freundlichen Frau Wirtin in einem der dortigen niedrigen, breiten Bauernhäuschen gewohnt.

Nach solcher Blütezeit packten sie eines Tages wieder ihre Siebensachen, legten ein großes Paket ostfriesischen Tees, der dazumal im Münsterland noch beinah gänzlich unbekannt war, dazu, und nahmen mit ihren Knechten und Bienen Abschied vom Lande. Wie ein alttestamentlicher Patriarch zog Gerdheinrich mit seinem Volke zu neuen Weidetriften. Im Saterland begann die Doppheide zu läuten und lud die Bienen zum Honigfest. Die Saterschen Bootjer schafften ihre dereinstige Ladung nunmehr das Sater Tief hinauf bis zu einem Doppheidemoor bei Strücklingen. Und wenn die Doppheide verblüht war, ging's wiederum weiter zu Schiff in die Gegend von Ramsloh und schließlich von Scharrel. Bis zum blaßblauen Horizont dehnten sich überall in der Gegend die violetten Bodenwellen, hier und da betupft mit den dunkelgrünen Flecken der Wacholderbüsche und den weißen Sandwehen. Nach einander waren Strücklingen, Ramsloh und Scharrel das Dorf, dahin sie sonntags zur Kirche gingen, und wo sie ihre kleinen Einkäufe machten oder ein Schnäpschen im Kruge tranken. Wenn es Herbst geworden und die Heide zunächst blaßviolett, dann braun, schifften sie nach dem Ellerbrock zurück. Das Sater Tief bot ihnen die einzige Möglichkeit, ihre Reise durch das damals noch völlig von der Welt abgeschlossene Saterland zu machen. Vom Ellerbrock aus ging ein Knecht als Bote nach Hemmelsbühren und sagte, es sei so weit, sie sollten nur kommen.

Dort hatte die Lisette unterdessen eifrig geschafft und gutmütig das Regiment über die Schürzen geführt. Sie konnte sich ereifern und über die „Meisjes", wie sie die Mägde nannte, entrüsten, aber das nahmen diese nicht ernst. — Der blonde, stämmige Bauschulte hatte Feld und Flur bestellt. Die Lisette, das reife verständige Mädchen, gefiel ihm, aber Lisette wollte nicht, daß er ihr gefiele. Wenn sie merkte, daß er sich ihr nähern wollte, dann schaute sie an ihm vorbei, redete kurz das Nötigste und ging ihrer Wege.

Eines Tages feierten sie auf dem Esch den „Peterbult", das Erntefest. Schnitter und Schnitterinnen hatten die letzte Garbe stehen lassen, die zusammengerafften Halme mit einem grünen Strauch und bunten Bändern geschmückt, und dann tanzten sie zum Klange der Handharmonika, die der kleine Kuhjunge so schön handhaben konnte. Lisette war mit belegten Butterbroten und den Flaschen gekommen, deren Inhalt den aufmunternden Geist enthielt. Bier und Branntwein bringen hierzulande auch das dickste Blut in Bewegung. Sie lärmten bald laut und ausgelassen und stampften ihre alten Polkas und Menuetts. Ob Lisette wollte oder nicht, sie mußte auch ein Tänzchen machen — mit dem Bauschulte. Schnell ging sie danach zum Hof zurück. Sie hatte dort ihre Arbeit.

Als beim Dunkelwerden die Leute vom Esch gekommen waren, mit vielem Gelach und Gerede die Abendkost gegessen und die Stallarbeit verrichtet hatten, ging Lisette in ihre Kammer. Da kam plötzlich der Bauschulte hinter ihr her und rief sie an. Wortlos schlug sie die Tür ihm vor der Nase zu. Erschrocken, zusammengeduckt saß Lisette auf dem Bettrand, mit starrer Miene. Es dauerte eine ganze Zeitlang, bis sie sich erhob. Sie atmete hochauf, noch immer in tiefen Gedanken. Alles war inzwischen im Hause still geworden. Sie öffnete ihr Fenster, blickte zum Himmel auf und betete ihr Nachtgebet. Droben blinzelten die Sterne, und in den finstern Eichenwipfeln raunte der Nachtwind.

Als Lisette dann im Bett lag und sich schlaflos hin und her warf, da befiel sie auf einmal ein heilloser Zorn. „Einer von uns beiden muß hier weg", sagte sie plötzlich laut in die Dunkelheit. Sie war ganz empört

Landesbibliothek Oldenburg

über diesen Bauschulte, weil er um sie freite, und wo er doch merken konnte, daß sie ihn nicht wollte. „Ja de", sagte sie sich „de!" — Und nun gingen ihre Gedanken zu Gerdheinrich, und als sie sich sein Wesen so recht vorstellte, da wurde sie recht böse auf ihn. Der sah sie ja garnicht mal an, nur ihre Arbeit, die sah er. Aber er sollte sich nur ja nicht einbilden, daß sie auf ihn angewiesen sein würde ihr Leben lang. Sie wollte es ihm schon zeigen, daß sie wohl einen Mann bekommen könnte. Das könnte ihm so passen: alles so einfach ohne Beachtung hinnehmen, sie ganz selbstverständlich seine Haushälterin. Nie sagte er, daß sie ihm alles zu Dank mache in der großen Hauswirtschaft. „Ik gah hier weg, so will ik dat hier nich länger", schimpfte sie und warf sich zum andernmal herum.

Die Immen waren im großen Wagenzuge heimgekehrt. Und nun begann auf Hemmelsbühren eine schmierige Zeit. Die Körbe wurden ausgebrochen, der Honig geschleudert und in die Oxhoftfässer getan. Die Holschen klebten am Fußboden, die Hände an den Türklinken. Meistens hat sich die große Immenfahrt gelohnt. Im üppigsten Erntejahr ergab der Honigertrag 32 Oxhoft, das Faß enthielt etwa 240 Liter Honig. Also waren es im ganzen 7680 Liter oder 15360 Pfund. — Nach der Honigarbeit reihten sich 180 Standkörbe zum Überwintern im Immenschauer. Zu Hause hatte Gerdheinrich alles im besten Stand vorgefunden. Der Roggen scheffelte und das Vieh war gesund und am Preis. Und so ruhte er denn am Abend aus an seinem Herdfeuer in seinem Sessel und überdachte noch einmal alles wieder. Er war mit dem Verlauf und mit dem Erfolg dieses Sommers sehr zufrieden.

Gerdheinrich saß gern allein und in Gedanken versunken am Feuer. Er freute sich immer wieder dessen, was er schon im Leben erreicht hatte. Wenn er sich in dem schönen großen Raum umschaute, dann wurde er immer wieder sehr zufrieden und stolz, daß er auf die Großimkerei gekommen war. Ohne seine Bienen säße er noch im alten, unansehnlichen Haus seiner Voreltern. Dieses schöne, neue Haus mit den dicken, eichenen Ständern und dem weitgreifenden Dach hatte er mit Tausenden von blanken Talern bezahlt, die ihm seine fleißigen Honigsammlerinnen eingebracht hatten.

Gerdheinrich saß im Sessel, Gäste waren nicht da. Es wurde schummerig in der Küche, alle Gegenstände tauchten aus dem Dämmerschatten, als er die Feuerzange vom Haken nahm und einen Bau von Holz und Torf schichtete. Danach streckte er die Beine gegen die Glut und stopfte die Pfeife aufs neue. Nach der Tagesarbeit war er nun die Ruhe und Klarheit selbst. Das zeigte sein vom Feuer beleuchtetes Antlitz. Es war gleich die Zeit, da würde Lisette hereinkommen und ihm den Tee bereiten. Er hatte ihr vor Jahren gezeigt, wie man das mache, und sie verstand sich trefflich darauf. Der schwarze Wasserkessel, der überm Feuer hing, summte schon und Lisette kam herein.

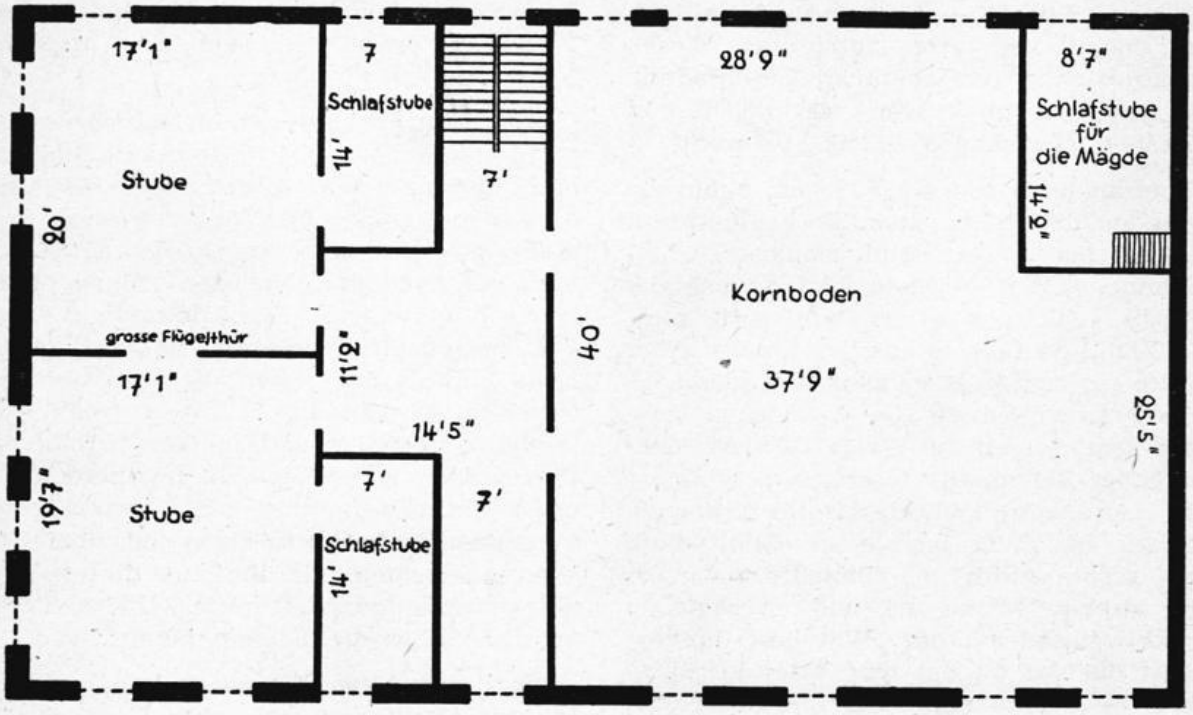
Die Flammen verklärten den Mann, das Mädchen, den Hund und die Mieskatze samt dem blinkenden Hausrat ringsum. Lisette goß den Tee auf, stellte eine Tasse mit dem dicken Stück Kandiszucker und das Schmandkännchen auf sein Tischchen. Gerdheinrich bemerkte die eine Tasse, sagte aber nichts. Lisette schenkte den Tee ein, daß der Zucker knisterte, dann nahm sie den Strumpfkorb aus dem Schrank und wollte gehen. Gerdheinrich war es gewohnt, daß Lisette sich vor der Abendarbeit eine Zeitlang zu ihm setzte, Tee mittrank und Strümpfe stopfte oder strickte.

Gerdheinrich schaute zu ihr hin und fragte sie, ob sie denn nicht Strümpfe stopfen wolle, „Dan mak man de Lucht an," sagte er. Lisette blieb unschlüssig stehen und blieb auch die Antwort schuldig, so erstaunt und gewissermaßen gerührt war sie, daß Gerdheinrich ihr Weggehen bemerkt hatte. Und sonderbar, vorher hatte sie garnicht daran gedacht, — diese innere Bewegung brachte sie plötzlich zu einem Entschluß, sich auszusprechen.

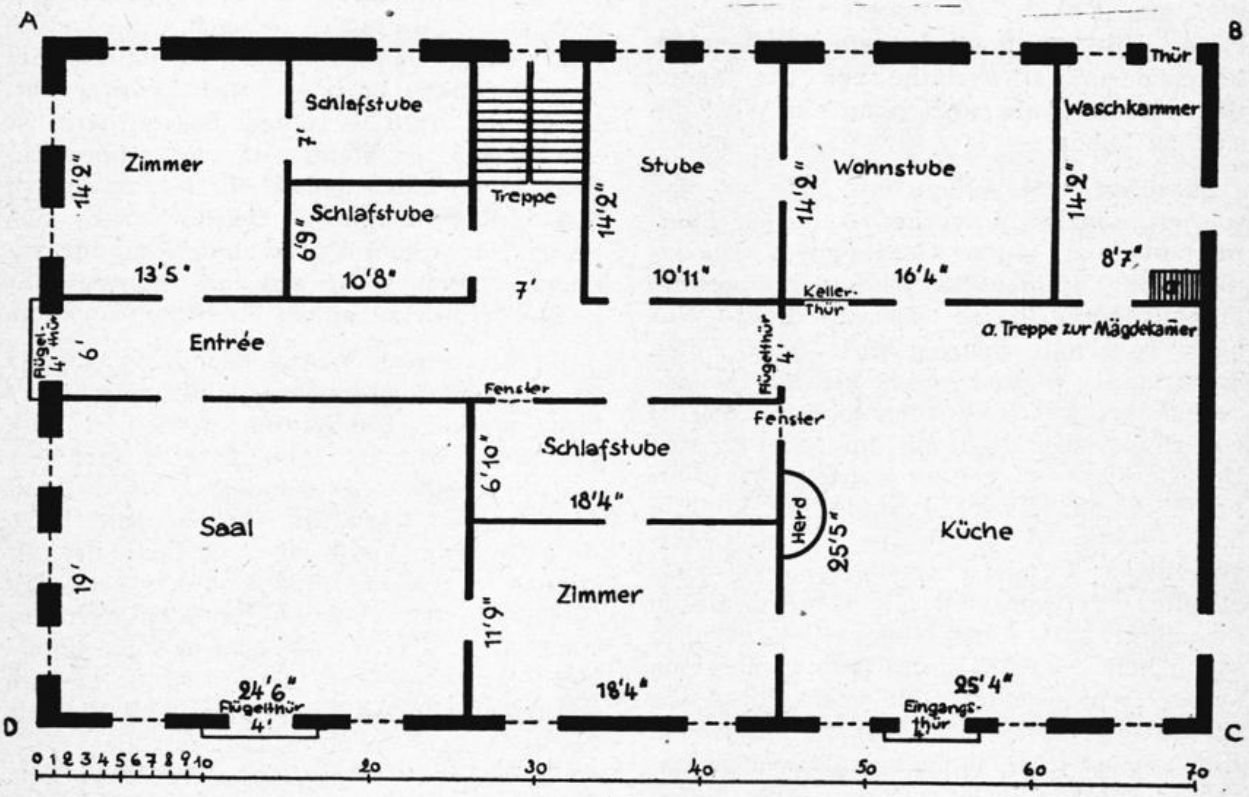
„De Lucht lat man ut", sagte sie, „ik mott di wat seggen." — Lisette kam aber nun nicht weiter. Sie stand da und drehte ihre gestreifte Nachmittagsschürze um ihre Hand. Sie suchte nach einem Wort und fand es nicht. Sie erwartete, daß Gerdheinrich sie ansprechen werde. Aber der sagte nichts, er wartete gelassen, was das denn nun sein möge, was Lisette ihm denn Besonderes zu sagen haben könne. Die sah ihn da sitzen und gar nicht ganz neugierig, wie sie feststellte. Es war ihm natürlich vollkommen gleichgültig, was sie auf dem Herzen hatte. Er pfiff darauf, so stockgelassen, wie er da in seinem Sessel saß. Sie war ärgerlich darüber. Gut, mochte er denn so gleichgültig gegen sie sein, wie er wollte, sie

Landesbibliothek Oldenburg

Oben



Unten



NB. Die Mauern von D bis A und von A bis B 1'3" dick, die von B bis C und von C bis D 10" dick. Die Fenster 3'2", Thüren im Hause 3'2"; die Wände im Hause 5". Die ganze Länge des Hauses ohne Randmauern 69'; die Breite ohne Mauern 40'.

Grundrisse des Wohnteils: Erdgeschoß und Obergeschoß

Landesbibliothek Oldenburg

hatte nun genug von seiner Dickfelligkeit. Sie mußte jetzt ihrem Herzen Luft machen und damit Schluß! — Und so stieß sie denn recht barsch und ihrem gutmütigen Wesen eigentlich ganz fremd heraus: „Gerdhinnerk, dat schall mi gliek wän, wat du dorvan denkst, — tau Maidag will ik hier weg!"

Gerdheinrich zog die Füße an, nahm die Pfeife aus dem Mund, stand hochaufgerichtet da und bot so ein Bild maßloser Überraschung. „Wat — Maid, bist du unklauk worn? — Ik heb di ja woll nich recht verstahn?" So fuhr es aus ihm heraus. Aber Lisette sagte: „Dat is so, as ik segt hebbe. — Ik will mi verännern". — Verändern hatte sie gesagt, so mit auf etwas Gewisses hindeutender Betonung! "Verännern wullt du di?" Gerdheinrich blickte Lisette recht mißtrauisch an. Was meinte sie damit, doch wohl sachte nicht . . . Plötzlich nahm er eine strenge Miene an, und er sagte in zurechtweisendem Ton: „Wat hest du vör? Menst du, dat du dat wor bäter krigst as hier?" — Lisette nahm nun all ihren Mut zusammen und sagte halblaut: „Ik will mi befreen." — So, — nun hatte sie ihr Trumpf-As ins Spiel geworfen, ganz unversehens, und nun schaute sie beklommen vor die Füße. Hilflos sah sie zu, wie Gerdheinrich langsam und schwerfällig zur Tür hinaus und auf die Diele ging, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Bestürzt und aufgewühlt, wie er von solcher, gänzlich unvorhergesehenen Überraschung war, erging Gerdheinrich sich zunächst in zornigen Betrachtungen über die Frauensleute. Ihn so zu erschrecken! Was hatte er Lisette denn getan? Solch einen Trotz hatte er doch noch nie an ihr gesehen, den hätte er ihr nie zugetraut. Warum war sie plötzlich drauf aus, ihn so zu ärgern? Das Gerede vom Heiraten, das war sicherlich nicht ihr Ernst. Irgend eine Freierei hatte er ja doch noch nie an ihr wahrgenommen, dazu war sie doch wohl zu verständig. Es kam ihm mit einem Male in den Sinn, daß er das eigentlich garnicht sagen könne. Er hatte im Grunde doch nie auf sie acht gegeben. Heiraten wollte sie, hatte sie gesagt? — Das konnte ja garnicht angehen, nein, das konnte einfach nicht angehen! Unmöglich — so lange Jahre hatten sie sich an einander gewöhnt und dann mit einer Neuen anfangen? —

Der Bauschulte sah seinen Herrn öfters gedankenverloren beim Immenschauer stehn. Er mußte die Arbeit von sich aus mit ihm besprechen, er, der Bauer kam auf nichts. Bei den Mahlzeiten und auch sonst am Tage sahen er und Lisette an einander vorbei. Wenn sie einmal von ungefähr in seine Nähe kam, ging er weg.

Gerdheinrich hatte sich bislang sozusagen garnicht um das andere Geschlecht gekümmert. In ganz jungen Jahren war er wohl auf die Kirmes gegangen und war froh und übermütig gewesen, aber ein Mädchen, das er gern zur Frau hätte nehmen mögen, hatte er nicht gefunden. Zum Heiraten war es auch noch zu früh gewesen, und der Pastor hatte auch immer gegen die leichtsinnigen Verhältnisse gepredigt. Er war schon früh strebsam gewesen, und so war er bald ins Plänemachen gekommen, hatte unermüdlich gearbeitet und darüber das Heiraten eben vergessen, und es war keine ihm über den Weg gekommen, die ihn aus dieser Vergessenheit aufgerüttelt hätte. Und nun war er schon über die Fünfzig hinaus.

In der zweiten Woche nach dem Überfall am Herdfeuer überdachte Gerdheinrich seine Umstände mit etwas mehr Ruhe. Lisette und sich verändern! Dann mußte er ja auch beinahe noch auf den Gedanken kommen, sich eine Frau zu nehmen. Die konnte ihm wenigstens nicht wieder weglaufen. Bei dem Gedanken kratzte er sich hinterm Ohr. Es litt ihn nicht in seinem Sessel, darin er gerade saß, er stand auf und ging nachdenklich im Busch umher. Er war im Innern von dem unbehaglichen Gefühl bewegt, daß etwas Neues und Ungewohntes auf ihn zukomme. Was sollte aus ihm werden? Er mußte endlich zu einem Entschluß kommen.

In der dritten Woche begann er, Lisette zu beobachten, wenn er glaubte, daß sie es nicht merke. Sie hatten inzwischen noch kein Wort wieder mit einander gesprochen. Sie ging einher, nicht anders als sonst, nur daß sie den Tee nicht mit ihm trank. Ob sie noch wohl an ihrem Plan festhielt? Er konnte es garnicht glauben, aber auch den Gedanken der Trennung von ihr nicht ertragen. Ob das nun Liebe war oder Egoismus, darüber machte er sich keine Gedanken. Zum Philosophieren hatte er niemals Zeit gehabt. Er sagte sich nur das Eine, wenn er Lisette hergeben mußte, dann kam er in ganz abscheuliche Ungelegenheiten. Er mußte sich alsdann eine neue suchen, und wo fand er eine, die dem Haushalt vorzustehen verstünde wie Lisette? Wer sollte die anlernen? Nein, nur das nicht, dann noch lieber eine verständige, fixe Person

Landesbibliothek Oldenburg

heiraten. Oh, wie mußte er über seine Lage kopfschütteln! Nie hätte er gedacht, daß ihm noch solche Zwiespältigkeiten begegnen könnten. Mit einem Male fiel ihm ein, daß es ja unter den gegebenen Umständen das beste sei, Lisette zu heiraten. Das war das Einfachste. Aber hatte sie nicht so getan, als hätte sie einen? Er mußte darüber Klarheit haben. Voller Ungeduld erwartete er den Abend.

Und als Lisette ihm in der Schummerstunde den Tee bereitete, da blickte er sie fragend an, so daß sie merkte, daß er endlich etwas sagen wollte. Ihr wurde ganz beklommen ums Herz, und sie wollte schnell zur Tür hinaus. Gerdheinrich rief sie zurück. „Lisette!" sagte er entschlossen, „wecker is't?" — Es war, als wäre er ein bißchen heiser. Lisette drehte sich beiseite und sagte schnell, daß sie den Harm Sandmann kriegen könne. „Janharm Sandmann". Ach, du liebe Zeit, wie atmete Gerdheinrich auf. Er stand plötzlich breit und eigenwillig vor Lisette. Ihr Herz begann schneller zu klopfen. Er begann: „Wicht, hest du't üm tausegt? Wult du würklik dissen Harm, den lütken Bur, hieraten?" Lisette ließ den Kopf tief sinken. Gerdheinrich schaute von oben herab auf ihr blondes Haar, diese Haarkrone mit dem Stickel, der sie hielt und der von blanken kleinen Kugeln geschlossen war. Sie sagte leise und unsicher: „De Harm heff'n ganz gaud Wäsewark. Ik müg uk wäten, wor ik up de Dur henhör". — „Wat! Du kannst hier up'n Hoff bliewen, so lange du wult. Anners eene säuken, dat paßt mi nich." Das hatte Gerdheinrich schnell und eindringlich gesagt, aber Lisette schüttelte den Kopf. Das sage er jetzt, meinte sie, aber dabei sei für sie keine Sicherheit auf alle Fälle. — Gerdheinrich legte die Hand ans Kinn. Er wurde sehr nachdenklich. Er fand aber keinen Ausweg mehr. Lisette hielt ihre Trümpfe fest in der Hand. Er fühlte sich umzingelt und besiegt. Daß Frauleute so schlau sein könnten, das hätte er nicht gedacht.

Also dann: heiraten wollte das Mädchen, das wußte er nun. Er warf einen Blick auf sein Gegenüber und sagte: „Lisette, nu luster gaud tau, wat ik di nu seggen will. Wat wult du so väl Umstände mit din Befreen maken? Was dat nich väl eenfacher, wenn wi Beiden us tauhope döen?" Er hielt ihr seine Rechte hin. „Nu bedenk di man nich lange, Wicht, un seg man van ja."

Lisette stand einige Augenblicke wie vor den Kopf geschlagen. Sie war sehr enttäuscht über die grobe Werbung, die schon mehr wie ein Handel aussah. Sie schlug aber doch ein, sagte aber dabei, als sei ihr die Sache ganz gleichgültig: „Na ja, dat is ja uk alle een daun. Mi schall't gliek wäsen." — Damit lief sie schnell hinaus in ihre Kammer. Für kein Geld hätte sie noch einen Augenblick länger bei ihrem — Bräutigam bleiben mögen.

Ein Brautpaar waren sie ja nun sozusagen aber im Hause merkte es keiner, daß sie sich die Ehe versprochen hatten. Dem Pastor von Cloppenburg mußten sie es ja aber doch sagen wegen der Verwandtschaft und der Dispens. Der geistliche Herr eröffnete seinem Pfarrkind aus Hemmelsbühren, daß Lisette aus dem Hause müsse, bis die Eheerlaubnis da sei. Braut und Bräutigam unter einem Dache, das schicke sich nicht.

Gerdheinrich war von dieser Aussicht stark beeindruckt. Auf so etwas wäre er nie gekommen. Er war ganz Widerspruch und meinte gelassen: „Heer, wat wi tausamen makt, dat schickt sick alle. Ik kann dat Wicht nich een Dag missen — bi de Arbeit, so meen ik man." Zuerst sich verloben, daß die Lisette ihm nicht weggehn sollte und dann ausgerechnet dieses, das fehlte auch noch. „Ne, ne, dat kann nich angahn", bekräftigte er starrköpfig. Der Pastor wiegte den Kopf. „Was machen wir aber dann," überlegte er „ihr dürft doch kein schlechtes Beispiel geben". — Gerdheinrich verzog ein bißchen seinen Mund zum Lachen: „Och, Heer Pastor, dor laten Se mi man för sorgen, för dat gaude Bispill. Dor schall kin Mensk achter kamen, dat wie us befreen willt, un dat schall uk kin Mensk wäten, eher dat ik den Trauschin in Taschen hebbe." — Der geistliche Herr hatte noch seine Bedenken, er sah aber wohl ein, daß dieser Bräutigam nicht umzustimmen war! Also ging Gerdheinrich seelenruhig nach Hause und Lisette hat ihn nicht nach dem Verlauf der Unterredung gefragt und hat auch nie etwas davon erfahren.

Nach ziemlich langer Frist kam der Pastor eines Tages nach Hemmelsbühren spaziert und hatte die Eheerlaubnis in der Tasche, froh, daß inzwischen kein öffentliches Ärgernis entstanden war. Er forderte die Brautleute auf, gleich am andern Morgen in aller Herrgottsfrühe zur Kirche und zur Trauung zu kommen, für zwei Trauzeugen wolle er sorgen. Es war damals noch keine Pflicht,

Landesbibliothek Oldenburg

sein Vorhaben von der Kanzel absagen zu lassen.

Nun aber geriet Lisette in Sorgen und Bedenken. Sie hatte sich ja inzwischen etwas an den Gedanken ihrer Heirat gewöhnt, verständig war sie an sich ja schon mit ihren Dreißig und mehr. Aber daß es nun so auf einmal kommen mußte! Sie hatte ja wegen der Heimlichkeit nichts vorbereiten können! — Kein Essen und Trinken — nun das ließ sich noch beschaffen, aber sie hatte ja nicht einmal ein Brautkleid. In ihrer Verlegenheit ging sie zu ihrer Schwester nach Cloppenburg, oder vielmehr Krapendorf. Die war Bäuerin bei Meyers vom Berge. Die Schwestern waren Niemöllers Töchter von Neumühlen bei Visbek. Meyers Mutter vom Berge staunte nicht schlecht über ihre Schwester Lisette, daß sie so plötzlich zum Heiraten kam, aber dann auch über ihre Tapferkeit, daß sie es mit dem hartfuchtigen Mann aufnehmen wolle, und sie lieh ihr gern ihr steifseidenes Brautkleid.

Es war Anfang April, früh vor Tau und Tag, als die Brautleute durch den Busch zur Cloppenburg-Krapendorfer Pfarrkirche gingen. Voran trat Gerdheinrich, fest und sicher, im besten schwarzen Tuchrock, Kniehosen und Schnallenschuhen, so wie er an jedem Sonntag zum Hochamt schritt. Einige Meter hinter ihm raschelte Lisette in ihrem Steifseidenen. Sie hatte weder Kranz noch Schleier an. „Wat schall 't bedüen", hatte sie sich gesagt. „Well sütt mi dann?" Ihr war recht beklommen zumute. Um diesen Zustand zu veranschaulichen, hat sie später oft selbst von diesem Gang erzählt. Es hätte soeben zu tagen begonnen, als sie hinter Gerdheinrich herging. Und als die Drossel angefangen hätte zu schlagen, da wäre ihr unwillkürlich der Gedanke gekommen: „Ja, du da im Busch, du kannst gut singen, aber ich bin man auf dem Weg zum Traualtar." — Als sie vor St. Andreas anlangten, stand der Küster schon an der Kirchentür zu warten, und der Pastor kam auch schon aus der Pastorat. Hinter ihm seine Haushälterin, die zusammen mit dem Küster als Trauzeugen auftreten sollten.

Als das frisch zusammengegebene Ehepaar wieder nach Hause kam, war es gerade Zeit zum Aufstehen für das Volk. Schnell wollte sich Lisette daran machen, das Frühstück herzurichten. Zuvor schoß sie eilig ihren seidenen Rock aus, um sich beim Feuermachen nicht zu beschmutzen. Das bekam nun noch gerade der Bauschulte, der die andern geweckt hatte, von der Diele aus durch die Glastür zu sehen. Nun wußte er, daß für ihn alles vorbei war.

Die Leute wunderten sich, daß es an diesem Morgen nicht Pfannkuchen und Buttermilchsuppe, sondern feine belegte Brote und Kaffee gab. Und wie staunten sie, als der Bauer dann auch noch mit Flaschen und Gläsern kam und den Leuten Genever oder Wein einschenkte, was sie nur wünschten. „So nu stötet man ees an up Lisette un mi. Wi hebt us van Morgen tauhopegäven laten." Nun war es heraus, das Geheimnis war gelüftet. Sie saßen noch eine ganze Weile fröhlich in der großen Küche beisammen, nur der Bauschulte schaute meist still in eine Ecke. Schließlich sagte der Hausherr: „So, Kinners, nu is't ja woll all gaud wäsen. Ik glöve, wi gaht nu man an use Arbeit." Damit war die Hochzeitsfeier beendet.

Der Letzte seines Stammes, Gerdheinrich Meyer, starb im Jahre 1865. Seine Ehefrau Lisette, geb. Niemöller, überlebte ihn um 23 Jahre. Ihre Ehe war kinderlos geblieben. Mein Vater, damals noch Joseph Anton Wienken geheißen, wurde im Alter von zehn Jahren der Erbe seines Onkels Gerhard Heinrich auf dem Hofe Hemmelsbühren. —

Elisabeth Reinke

Dat „mea culpa"

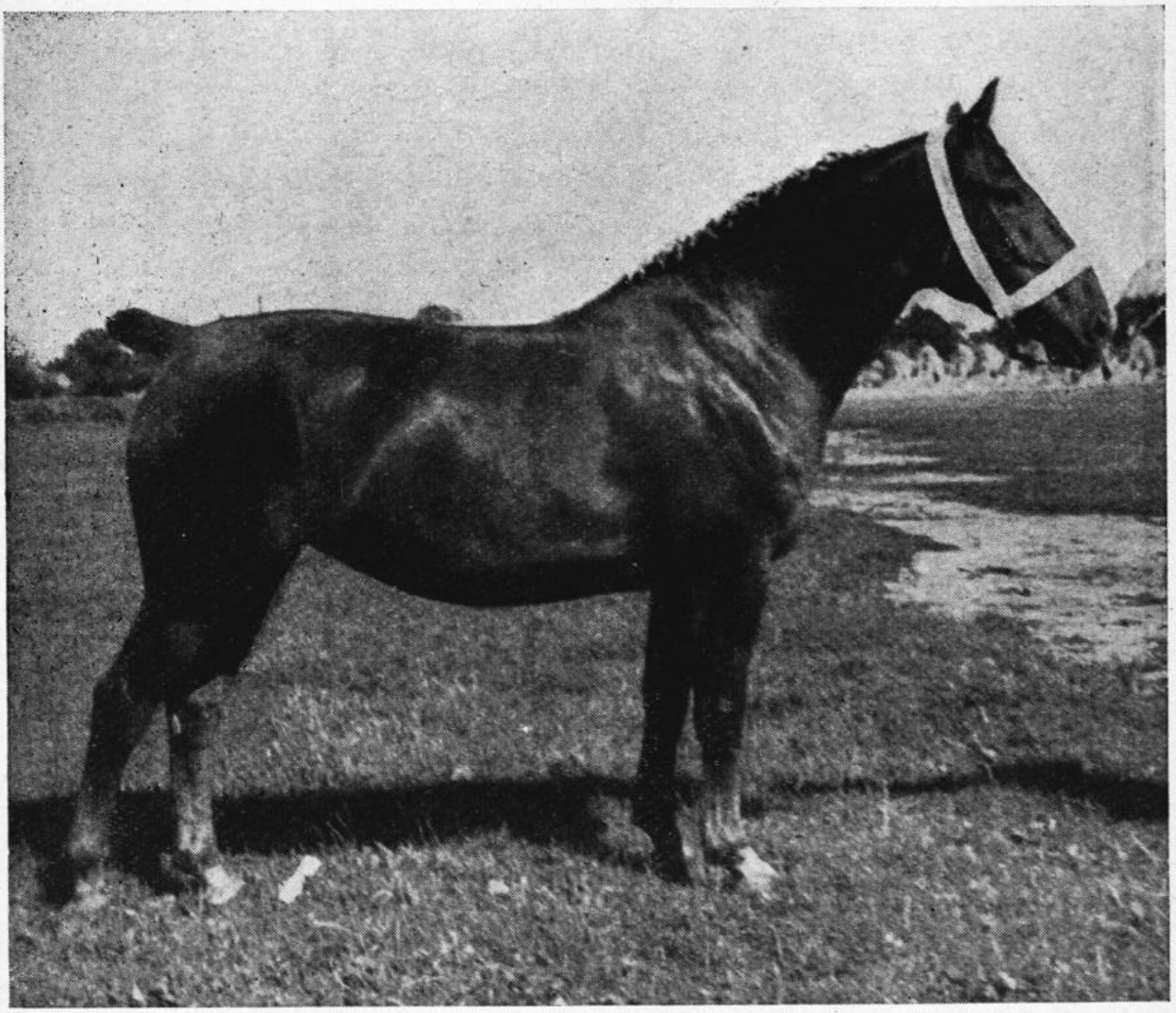
Dei Pastor in dei Landgemeinde was näbenbi 'n ifriger Jäger, un wat dei Köster wör, dei geef üm mancken gauen Wink, wor wat tau haolen wör. Eines gauen Morgens, as dei Pastor dei Misse daun will un sick in dei Sakristai ümtreckt, kump dei Köster herin un segg tau üm: „Och Heer, wat iss dat schaode, — äben as ick an ehr Hus vörbiköm, löt sick jüst'n Koppel Feldhäuner in ehren Gaoren daol. Ick heff ehren Püster mitbraocht. Dei möt se unbedingt noch äben vör dei Misse scheiten." Dei Heer löt sick beschnakken, un et glückde üm uck, dat hei twei Stück herunnerhült. Hei stoppde se sick unner sin Roschett. Dat wör nämlick höchste Tid waorn för dei Misse. As hei nu in sien Ornat an den Köster vörbiköm, ha dei saihn, dat dei Feldhäuner sick vör dei Bost bien Pastor noch bewägden. As hei den Pastor dat segg, do giff üm dei tau Antwort: Laot man gliek dat „mea culpa" kaomen, dann will ick et ehr woll bibringen!

Bernhard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Gott schütz' Dein edles Roß!

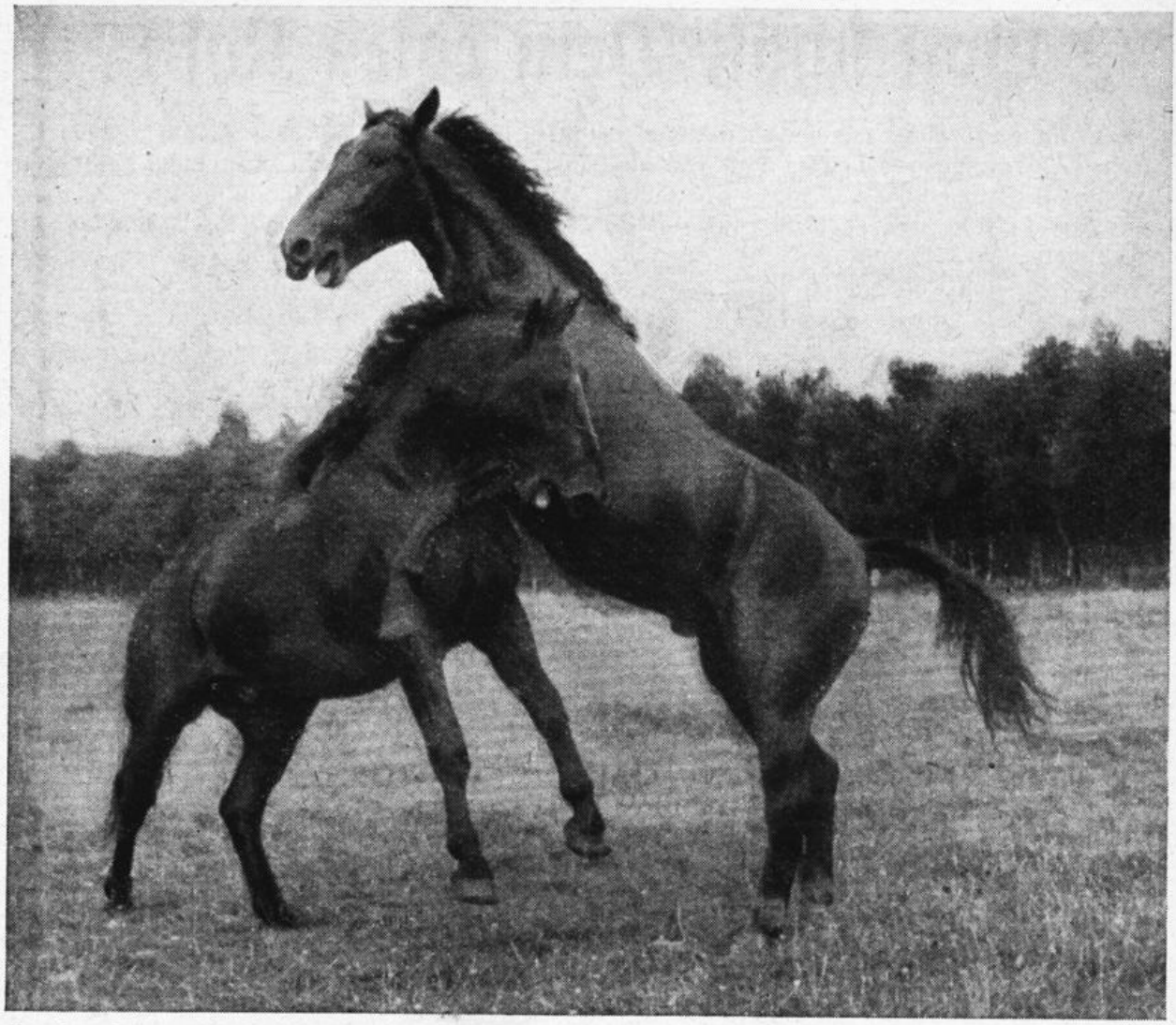
Als anläßlich eines Heimatabends mein verehrter, langjähriger Lehrer und jetziger Direktor des Museumdorfes in Cloppenburg um einen Beitrag über das Pferd im Heimatkalender 1953 bat, war es bei mir ein Beweis, wie sehr unser Dr. Ottenjann im letzten Heimatkalender einen solchen Aufsatz vermißte. Was bedeutet uns die Heimat Oldenburg ohne Pferde? Ist nicht Oldenburg durch seine Pferde bekannt und bedeutend geworden? Wie sagte einst der Herzog von Braunschweig beim Besuch des Grafen Anton Günther in Oldenburg: „Pferde, Pferde und nochmals Pferde, ganz Oldenburg ist ein Pferdeparadies. Wie haben Sie das nur in dem kleinen Lande fertiggebracht?" Darauf der Graf Anton Günther lächelte: „Ich betrachte es als eine meiner Lebensaufgaben, die Pferdezucht in meinem Lande zur höchsten Blüte zu bringen und etwas ganz Besonderes zu schaffen. Das Oldenburger Pferd soll sich durch seine Vorzüge die Anerkennung der ganzen Welt erwerben."



3 jährige Prämienstute auf der Stutenprämiierung 1941 in Cloppenburg Photo: Tiedemann, Hannover

Ja, so war es einst zu Lebzeiten des Grafen Anton Günther. Doch wie steht es heute, im Jahre 1953, um unser Pferd? Das 1 PS scheint vom Motor und der Technisierung um ein Vielfaches überrundet zu werden. Der Trecker ist heute auf den Höfen Trumpf. In den Städten sieht man heute schon fast keine Pferde mehr. Ja, es wird sogar behauptet, das Pferd hätte nur mehr Museumswert. Was wäre da angebrachter, als im Heimatkalender 1953 noch

Landesbibliothek Oldenburg



Spielende Hengste auf der Koppel (2½ jährig) Photo: Tiedemann Hannover

einmal „Das Pferd" in die Heimatliteratur zu bringen, um so unsere Nachkommen wissen zu lassen, daß es noch in diesem Jahre Pferde gegeben hat.

Wenn man auch im Ernst daran nicht glaubt, daß das Pferd so schnell von unsern Oldenburger Höfen verschwinden wird, so gehört doch heute schon viel Mut und Passion dazu, sich mit unsern treuen Pferden zu befassen. Was aber wäre ein Bauernhof ohne Pferde, was wäre ein Oldenburger Bauer ohne seine Oldenburger Pferde? Wie heißt es doch in unserer Heimat- und Landeshymne?

Heil Dir, o Oldenburg,
Heil Deinen Farben,
Gott schütz' Dein edles Roß,
Er segne Deine Garben.
Heil Deinem Fürsten, Heil,
Der treu Dir zugewandt,
Der Dich so gern beglückt,
O Vaterland!

Geht nicht schon aus diesem Lied hervor, welche Rolle das Pferd im oldenburgischen Leben spielt? Ja, man merkt, daß das Pferd in Oldenburg sogar den Vorrang vor dem Fürsten hatte! Es steht im Mittelpunkt unseres heimatlichen Geschehens.

Das Pferd ist von jeher der treueste Helfer unserer Väter und Vorfahren auf der heimatlichen Scholle gewesen. In früheren Zeiten konnte auf dem kargen Boden unserer Heimat, der außer dem Moor große Heideflächen aufwies, nur ein leichtes, mittelgroßes Pferd mit sehr viel Gang gehalten werden. Das Zuchtziel war sehr uneinheitlich, da mit verschiedenen Rassen gezüchtet wurde. Ab 1820 sind alljährlich Körungen abgehalten worden. Doch dieses Gesetz hatte für unsere südoldenburgische Heimat noch nicht viel Bedeutung. Auf unserer münsterländischen Geest konnte ein solches Pferd wie in der nördlichen Marsch noch nicht gezogen werden.

Landesbibliothek Oldenburg

Markstein für die Geschichte unseres Zuchtgebietes wurde das Jahr 1897, das ein neues Pferdezuchtgesetz brachte, welches Nord- und Südoldenburg infolge der Verschiedenartigkeit der Böden in zwei Zuchtgebiete einteilte. In diesem Jahr wurde das „Stutbuch der oldenburgisch-münsterländischen Geest", das nachherige „Südoldenburger Stutbuch" eingeführt, welches wesentlich zur Förderung der heimischen Pferdezucht beigetragen hat. Nach Schaffung der beiden Züchterverbände galt es nun, das Zuchtziel für jedes Gebiet festzulegen. Im Norden hatte man schon lange das schwere, elegante Kutschpferd gezüchtet. Im Süden einigte man sich auf ein Zuchtziel, und zwar auf das mittelschwere, elegante Wagenpferd. Hierunter ist ein Pferd zu verstehen von stolzer, vornehmer Erscheinung mit guten, räumenden Gängen, starken Knochen und tiefer Brust, jedoch etwas leichter als der Nordoldenburger Typ.

Durch die Einführung des Kunstdüngers begann sich die Bodenbearbeitung zu bessern; das Öd- und Heideland wurde kultiviert und mehr Weide geschaffen. Der Drang zu einer vermehrten Viehhaltung und Pferdezucht wurde immer stärker. Was das Jahr 1820 für das nördliche Zuchtgebiet bedeutete, das brachte das Pferdezuchtgesetz von 1897 für die südoldenburgische Geest. Wenn auch dieses Gesetz Oldenburg in 2 Zuchtgebiete teilte, so hat doch unser Gebiet sehr schnell bewiesen, daß es auch möglich ist, bei einer einigermaßen guten Bodenkultur dieselben Pferde herauszubringen. Die praktische Züchterarbeit hat es gezeigt, daß auch ein Pferd gleicher Schwere und Güte in unserem Gebiete gedeiht.

Schon mehrfach haben seither Südoldenburger Hengste und Stuten den Landessiegerpreis erringen können. Der Zuchttyp ist einheitlich geworden.

Im Jahre 1923 wurde das Pferdezuchtgesetz von 1897 geändert durch den Erlaß eines neuen Gesetzes, das folgende wesentlichen Änderungen vorsah: Zusammenschluß des nördlichen und südlichen Zuchtgebietes zu einem Zuchtgebiet, Neuregelung des Prämiierungswesens, Schließung des Stutbuches und Aufnahmemöglichkeit freiwilliger Mit-

Abteilung des Reit- und Fahrklubs Dinklage auf dem Landesturnier in Rastede 1952

Photo: Tiedemann, Hannover

Landesbibliothek Oldenburg

Oldenburger Viererzug auf dem Rennen in Cloppenburg 1952 Photo: Paul Bertrand, Bremen

glieder von außerhalb. Im heutigen „Verband der Züchter des Oldenburger Pferdes" sind seither die Pferdezüchter unter einer Leitung mit einem einheitlichen Zuchtziel zusammengeschlossen. Unterschiede zwischen diesen beiden Gebieten in der Zucht bestehen heute nicht mehr.

Die hohe Zeit für die Züchter sind immer die beiden pferdezüchterischen Ereignisse: die Stuten- und Füllenschauen im Sommer und die Hengstkörungen im Herbst. Wenn alljährlich im Sommer an den verschiedenen Plätzen die Stuten- und Füllenschauen stattfinden, dann folgt eine lange Kolonne von Fahrrädern, Motorrädern und Autos der staatlichen Körungskommission, um mit dabei zu sein, wenn die besten Zuchttiere für die in Oldenburg stattfindende Zentralschau ausgesucht werden. Diese Zeit im Sommer ist für die Pferdezüchter immer die schönste des Jahres. Hier stellt es sich heraus, ob die Zucht richtig betrieben ist, die passenden Vatertiere ausgewählt wurden, und es werden Überlegungen angestellt, mit welchen Tieren in Zukunft weitergezüchtet werden soll. Die Vorführungsplätze sind von den zahlreichen Züchtern umlagert, und oft wird eine heftige Kritik angestellt, ob auch die richtigen Tiere von der Körungskommission ausgewählt werden. Auch heute werden noch die um Prämie konkurrierenden Pferde der Körungskommission nach altem Brauch vorgeführt, die Füllen mit kurzgeschorener Frisur, die drei- und vierjährigen Stuten und Hengste erscheinen mit eingeflochtener Mähne, oft sogar in den blau-roten Landesfarben. Prächtig gewachsen, im besten Glanze und nur von den anerkannten Hufbeschlagmeistern beschlagen, werden sie von den Züchtern und Besitzern vorgestellt.

Wenn man heute nicht mehr eine solche Passion für die Pferdezucht hegt wie in den früheren Jahren und Jahrzehnten, so ist der Grund vor allem darin zu suchen, daß die Motorisierung von Tag zu Tag zunimmt. Der Pferdebestand hatte vor der Währungsreform durch die Zuführung fast jeden weiblichen Tieres zur Zucht derart zugenommen, daß nach der Währungsreform etwa 70% der Pferde abgestoßen werden mußten. Durch das Absinken der Pferdepreise ist es soweit gekommen, daß man

Landesbibliothek Oldenburg

nur noch die passioniertesten Züchter heute bei den Stutenschauen und Hengstkörungen sieht. Wenn auch noch immer keine Rentabilität in der Pferdezucht gegeben ist, so darf doch der Oldenburger Pferdezüchter nicht seine Zucht aufgeben, sondern er muß auch weiterhin das Werk seiner Väter treu verfolgen und hochhalten.

Eine derartige Pferdetradition verpflichtet.

So haben sich heute als Träger der Pferdezucht und des Pferdesports die vielen Renn-, Fahr- und Reitvereine die Aufgabe gestellt, diese Tradition fortzuführen. Diese Vereine bilden die eigentliche Grundlage für die Förderung der oldenburgischen Pferdezucht und -haltung. Es müßte sich jeder Pferdebesitzer und -züchter erst recht heute verpflichtet fühlen, diese Vereine zu unterstützen. Nachstehend seien die Vereine unseres Gebietes aufgeführt:

Reiterverein Neuenkirchen
" Holdorf
" Mühlen
" Lohne
" Bakum
" Oythe
" Langförden
" e. V. Visbek
" Lutten
" Goldenstedt

Reit- und Fahrverein Damme
" " " Steinfeld
" " " Hausstette

Reit- und Fahrclub Dinklage

Reit- und Fahrverein Essen
" " " Cloppenburg
" " " Löningen
" " " Lindern
" " " Emstek

Südoldenburger Rennverein e.V. Cloppenburg

Reiterverein Cappeln
" Lastrup

Reit- und Fahrverein Altenoythe
" " " Strücklingen
" " " Scharrel
" " " Bösel

Reiterverein St. Hubertus Garrel.

Das Ziel und der Zweck dieser Vereine ist vor allem, die Mitglieder und die Jugend mit dem Pferde vertraut zu machen, im Reiten und Fahren auszubilden und zu schulen. Die oben aufgeführten Vereine des südlichen Oldenburgs haben sich zum Doppelkreisverband der Reit-, Fahr- und Rennvereine Cloppenburg-Vechta zusammengeschlossen. Unter ihrem Vorsitzenden, der im Jahre 1949 das Championat der Fahrwettbewerbe im Deutschen Bundesgebiet erhielt, brauchen wir um den Bestand und die Förderung der Oldenburger Pferde nicht besorgt zu sein. Der Verband hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Rennen und Pferdeleistungsschauen zu vereinheitlichen. Eine bestimmte Folge und Zahl von Veranstaltungen sind vorgesehen, damit nicht an jedem Sonntag und in jedem Ort eine Pferdesportveranstaltung stattfindet. Es sind in unserem Gebiet vier bis fünf Veranstaltungen vom Verband genehmigt und zugelassen worden.

Im Mittelpunkt der Pferdeleistungsschauen steht seit jeher die Parade der Reitervereine, an der nicht selten bis zu 30 Abteilungen teilnehmen. Immer wieder ist man von diesem herrlichen Schauspiel tief beeindruckt, wenn die Abteilungen mit ihren blauroten Standarten im Trabe und im Galopp an den zahlreichen Zuschauern vorbeidefilieren. Ein wie schönes Bild ist es, unsere Oldenburger Pferde in den Fahrprüfungen zu sehen! Hier beweist unser Oldenburger Pferd immer wieder seine Stärke als Karossier- und Wagenpferd. So sind unsere Pferde immer noch ein echtes Stück unserer Heimat, wenn bei Reiterhochzeiten oder Einholung hoher Würdenträger und feierlichen Anlässen eine Reiterschar und bespannte Wagen dem Zuge vorantraben. Wenn Oldenburg als das Land des Pferdes angesehen wird, so verpflichtet uns diese Tradition zur Treue zum Pferd.

Áloys Meyer

Landesbibliothek Oldenburg

Von der Kleiderkiste zum Kleiderschrank

Wenn wir von der Truhe sprechen, denken wir unwillkürlich daran, daß darin ehemals Korn oder Mehl oder Speck und Schinken aufbewahrt wurden. Es ist auch zweifelsohne richtig, daß sich die Truhen dafür besonders gut eigneten und in neuerer Zeit auch dafür verwendet wurden. Trotzdem dienten diese in alter Zeit nicht diesem Zweck. Im übrigen wurde die Truhe in der Sprache des Bauern ehemals als Kiste bezeichnet. Auch heute noch spricht der Bauer von Kisten, nicht jedoch von Truhen, was aber nicht heißt, daß die Bezeichnung Truhe nicht auch alt sei. Es kann freilich auch nicht gesagt werden, daß in älterer Zeit nie eine Kiste der Aufbewahrung des Korns gedient hätte. Es gab nämlich ehedem in der Tat eine Kiste, die ausdrücklich und mit Recht als Kornkiste (Bild 1) bezeichnet wurde. Im Münsterland aber sind Kisten dieser Art jederzeit selten gewesen. In größerer Zahl fanden sie sich — und finden sie sich auch heute noch — im Artland. Und es ist bezeichnend,daß im Oldenburger Münsterland diese Kornkisten ehemals nur in Ortschaften begegneten — heute sind sie wohl gänzlich verschwunden — die an das Artland grenzen. Diese Kornkisten sind von ganz besonderer Art, von ungewöhnlichen Ausmaßen und auf sehr altertümliche Weise gebaut. Es sind Stollentruhen mit gebrochenem Deckel; eine solche zeigt das diesem Aufsatz beigefügte erste Bild. Alle anderen Kisten bezw. Truhen

Abb. 1: Kornkiste aus dem Jahre 1751 (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

dienten ehedem in erster Linie der Aufbewahrung von Kleidern. Es sind Kleiderkisten. Außer den Kleidern wurde darin aber auch die Wäsche aufbewahrt. In jeder Truhe findet sich jedoch auch noch ein kleiner, mit einem Deckel verschließbarer Behälter für Wertsachen. Gelegentlich finden sich in einer Truhe sogar zwei derartige Behälter oder Kästen. Da die Truhe aber auch als Lade — Laon — bezeichnet wird, heißt dieser kleine Behälter Beilade, plattdeutsch: Bilaon! Die Westfalen nennen diesen Kasten im Innern der Kiste in ihrer Mundart „Inkäßken"

Landesbibliothek Oldenburg

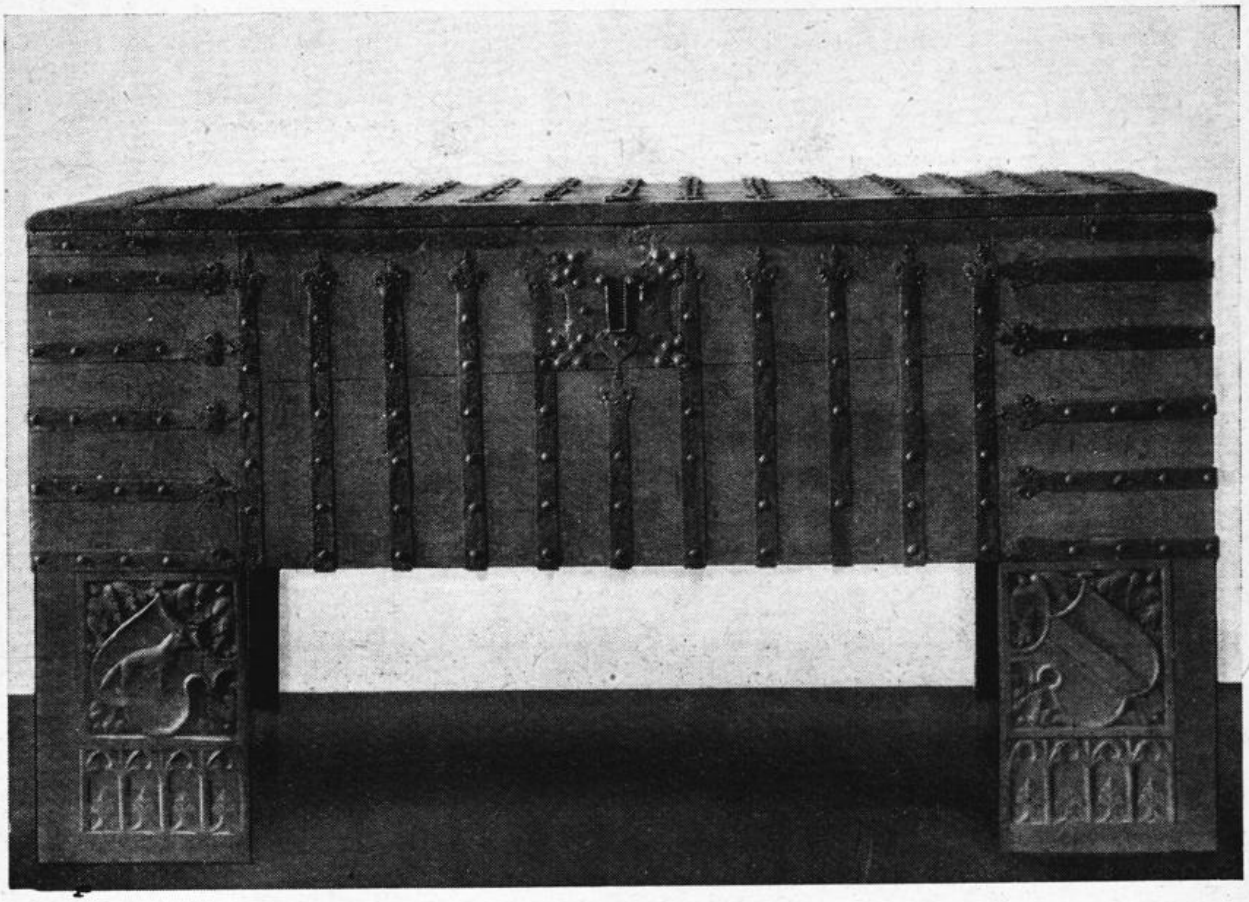


Abb. 2: Stollentruhe, 15. Jahrhundert (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

Die älteste Truhe in der Sammlung des Museumsdorfes (Bild 2) entstammt dem 15. Jahrhundert, ist also rund 500 Jahre alt und zeigt reichen Eisenbeschlag, der aber offenbar schon nicht mehr rein zweckmäßig bedingt war, vielmehr auch schon als Schmuck diente. Diese Truhe stellt eine sogenannte Stollentruhe dar, d. h. sie steht auf vier Stollen, starken Bohlen, die in der Vorder- und Rückwand angebracht sind. Diese Bauart entspricht der starken Betonung der Vertikalen in der Gotik, war aber auch sehr vorteilhaft in einer Zeit, die nur gestampften Lehmboden kannte. Hätte die eigentliche Kiste nämlich näher dem Erdboden gestanden, so hätte sie leicht samt ihrem Inhalt unter der Feuchtigkeit des Bodens gelitten. In der Tat sind die Stollen, die sich immer wieder in den feuchten Lehmboden einsenkten, oftmals zur Hälfte, wenn nicht sogar gänzlich bis zur Kiste hin abgefault. Auch die Stollentruhe, die sich uns im Bilde 3 zeigt, weist noch ein beträchtliches Alter auf; ist sie doch noch über 300 Jahre alt. Wie die eingeschnittene Jahreszahl (1628) uns lehrt, wurde sie schon zu Beginn des dreißigjährigen Krieges gefertigt. Später setzte man die Kisten auf zwei starke Schwellhölzer, die rechts und links darunter gelegt und durch ein Schrägbrett miteinander verbunden wurden. (Vgl. Bild Nr. 4). Die eigentliche Kiste, die auf diese Weise näher an den Boden rückte — der Stein- oder Holzfußboden des Bauernhauses erlaubte das jetzt —, schien nun wie auf einen Schlitten gestellt zu sein. Daher heißt sie auch wohl Schlittentruhe. Sonst aber wird sie nach den wesentlichsten Bestandteilen des Schlittens als Kufentruhe bezeichnet. Diese Truhe zeigt schon gar keinen Eisenbeschlag mehr (wohl aber an den Seiten eiserne Griffe, die erklärlicherweise bei den Stollentruhen fehlten). Die Truhe von 1628 hatte dagegen noch einen Rest des älteren Eisenbeschlages aufzuweisen, die Teile, die unumgänglich notwendig erschienen.

Mit der Zeit mehrten sich die Kisten im Hause. Das Eichenholz, aus dem sie gefertigt waren, war nämlich schier unvergänglich. Andererseits aber gehörte die Truhe als notwendiger Bestandteil zu jeder Aussteuer. So konnte man mit der Zeit die einzelnen Truhen im Hause nicht mehr

Landesbibliothek Oldenburg

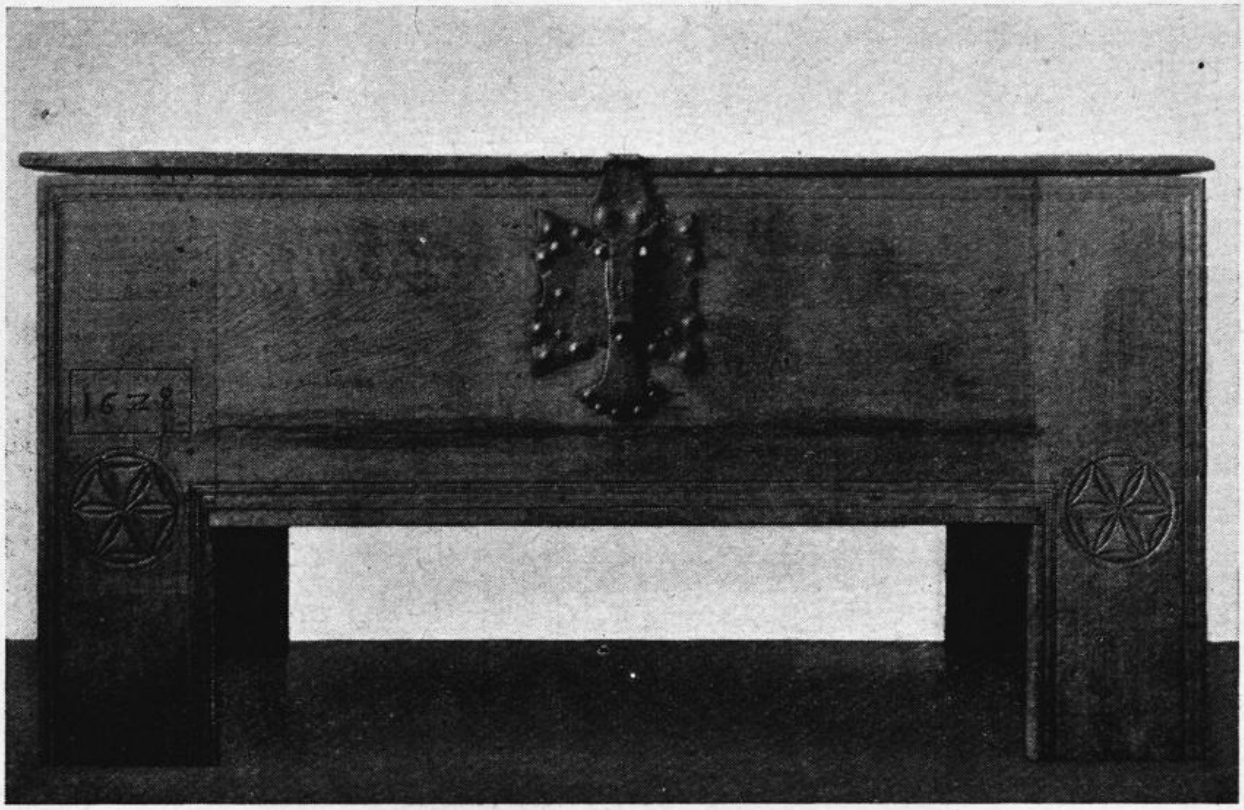


Abb. 3: Stollentruhe von 1628 (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

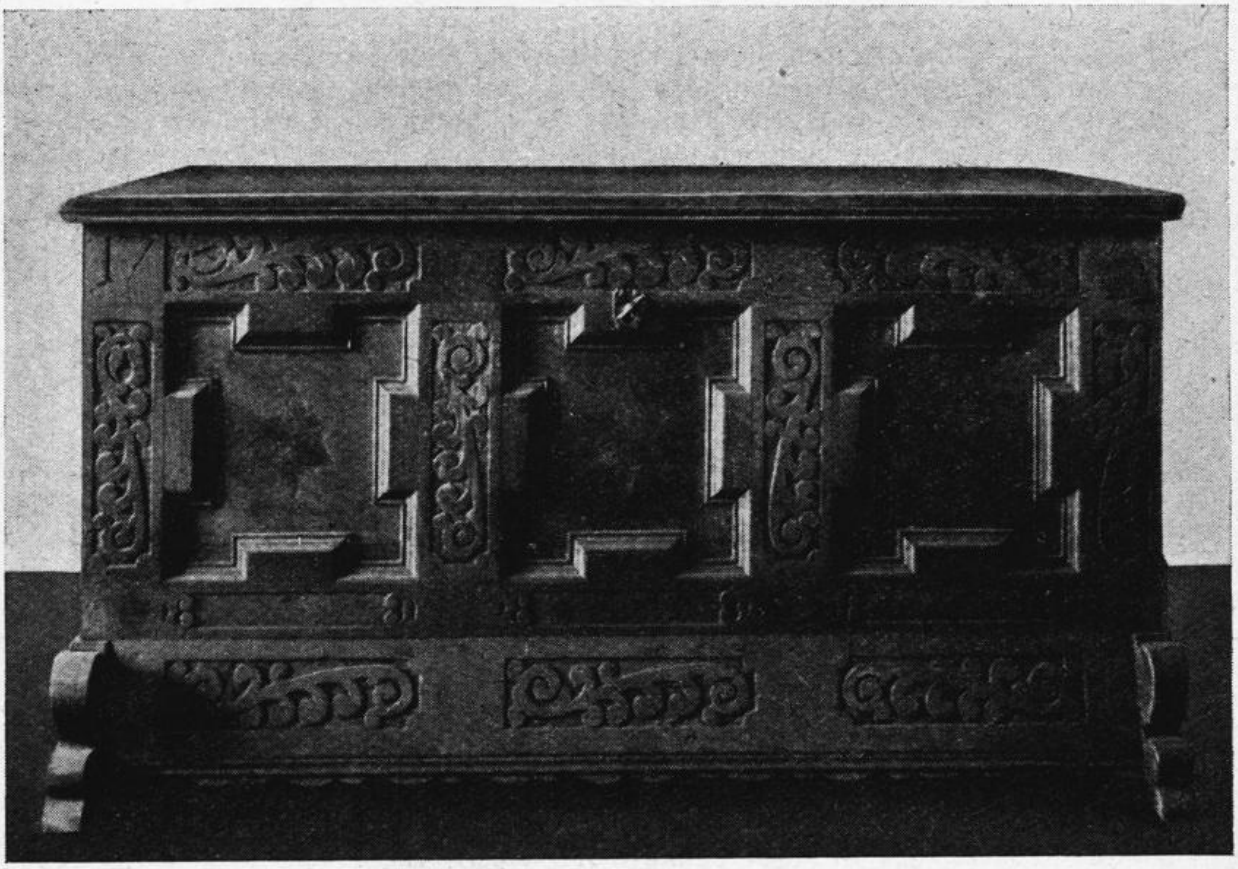


Abb. 4: Kufentruhe von 1776 (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

wie üblich aufstellen und setzte deshalb gelegentlich die eine auf die andere. In diesem Augenblick aber zeigt sich, daß der Deckel der unteren Truhe nicht mehr geöffnet werden konnte. Man mußte also von der Vorderseite her irgendeinen Zugang zum Innern der Truhe schaffen. Da lag es nun nahe, die untere Truhe auf der Vorderseite mit zwei Türen auszustatten. Wollte man dann aber den Deckel der oberen Kiste öffnen, so war man schon gezwungen, zu diesem Zweck auf einen Stuhl zu steigen. Das aber war unbequem, und so versah man alsbald auch die obere Truhe auf der Vorderseite mit zwei Türen. So gelangte man zu einem Gebilde, das außen die Ausmaße eines Kleiderschrankes zeigte, aber immer noch aus zwei Truhen bestand, die aber auf der Vorderseite je zwei Türen zeigten. Aber immer noch wurden die Kleider hineingelegt. Da eines Tages fiel aus irgendeinem Grunde der Deckel der unteren Truhe fort — wer könnte Näheres über das „Warum?" sagen? — und nun zeigte das Ganze einen einzigen Innenraum; nunmehr konnte man also die Kleider darin aufhängen, wenn man wollte. Vielleicht lag aber nun auch ein Bedürfnis vor, die Kleider nicht mehr schön gefaltet zu legen, sondern sie aufzuhängen.

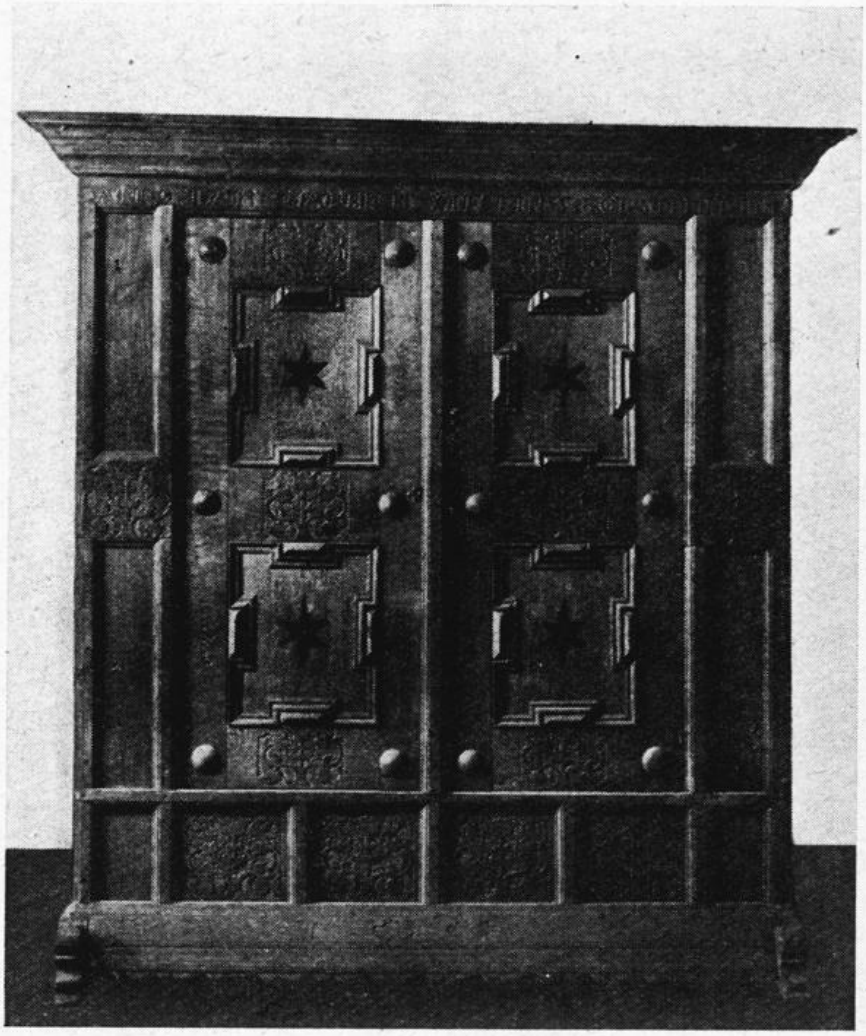


Abb. 5: Ammerländischer Kleiderschrank von 1738 (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

Jedenfalls aber lag es jetzt nahe, je zwei übereinander liegende Türen miteinander zu verbinden, und damit war der zweitürige Kleiderschrank mit den beiden hochrechteckigen Türen gegeben. Er begegnet im Bauernhaus erst seit etwa 1700. Oftmals zeigen die beiden Türen (vergleiche Bild Nr. 5) je zwei gleiche Füllungen im ganzen also vier. Sie erinnern an die vier quadratischen Türen, die ursprünglich vorhanden

Landesbibliothek Oldenburg

waren. Der Schrank Nr. 6 zeigt auf der linken Seite noch zwei quadratische Türen, rechts dagegen bereits eine hochrechteckige Tür, die ihrerseits zwei gleiche Füllungen zeigt, die beiden gleichen Füllungen, die wir links in den beiden einzelnen Türen beobachten. Da haben wir einmal ein Übergangsstück, daß die ganze geschilderte Entwicklung glaubhaft erscheinen läßt. Alle Phasen der Entwicklung aber

nettschrankes vor, und eine Schreibkommode mit drei Schubladen und einer schräg-liegenden Klappe darüber steht im Unterteil des Schreibschrankes vor uns; beide aber sind in der Sammlung des Museumsdorfes zu sehen. Bei dem Schrank Nr. 6 diente die linke Hälfte der Aufbewahrung der Wäsche, die rechte der Unterbringung der Kleider.

Abb. 6: Kleiderschrank von 1696 (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

erstehen vor unseren Augen, wenn wir die zahlreichen Museen des gesamten deutschen Bundesgebietes durchwandern, in lückenloser Reihe. Und die Museen der übrigen europäischen Länder bestätigen nur die hier geschilderte Entwicklung, an der gar kein Zweifel bestehen kann. Es ist damit indes nicht gesagt, daß dies der einzige Weg gewesen sei, der zum Kleiderschrank geführt habe. Aber das im einzelnen klarzustellen ist nicht Gegenstand dieser Betrachtung. Nur auf eins sei hier noch hingewiesen: Man konnte das Innere der Truhe gegebenenfalls auch durch zwei oder drei übereinanderliegende Schubladen von der Vorderseite her erschließen. Das ergab dann die Kommode. Aber die Kommode begegnet in unserer Landschaft in älterer Zeit im Bauernhause nicht. Wohl aber liegt sie beispielsweise im Unterteil des sogenannten Kabi-

Als endlich der Kleiderschrank mit dem von unten bis oben reichenden Innenraum geboren war, befestigte man an der Rückwand und an den Seitenwänden Holznägel — andere verwendete man nicht — und hängte daran die Kleider auf. Aber damit war der ganze Innenraum noch keinesfalls ausgenützt. Wollte man den ganzen Innenraum für Kleider ausnützen, so bedurfte es einer weiteren Einrichtung, einer neuen Erfindung. Man erinnerte sich des Wendebaumes, dieses mächtigen „Galgens" aus Eichenholz, der mitsamt dem Kesselhaken und dem daranhängenden Kessel oder Topf über dem Herdfeuer hin und her bewegt wurde, und befestigte mehrere derartige Gebilde, natürlich in Kleinformat, an der Rückwand oder an den Seitenwänden des Schrankes und versah den wagerechten Balken dieses Gebildes rechts und links

Landesbibliothek Oldenburg

mit Holznägeln, an denen man dann die Kleider aufhängte. So war es nun endlich möglich, das Innere des Kleiderschrankes mit Kleidern auszufüllen. Bald darauf kamen auch die ersten Kleiderbügel auf, die natürlich zunächst recht massiv, um nicht zu sagen klobig, aber in sehr schönen Formen gehalten waren. Diese befestigte man mittels verschieden langer Holznägel an der Rückwand des Schrankes und brachte sie übereinander in verschieden großem Format an, und zwar so, daß der größere obere Bügel nahe der Vorderwand, der mittlere, kleinere in der Mitte des Schrankes und der kleinste unten nahe der Rückwand angebracht erschien. So konnte man wiederum mit den Kleidern das ganze Innere des Schrankes ausfüllen.

Damit aber war der Kleiderschrank in seiner heutigen Einrichtung immer noch nicht geschaffen. Man erkennt aber aus allem, wie schwer es war, von der Kleiderkiste zu einem Kleiderschrank mit der heutigen Inneneinrichtung zu gelangen. Der Schrank war auch keineswegs ursprünglich so eingerichtet, wie es uns heute selbstverständlich erscheint, daß man ihn in Teile zerlegen und auf solche Weise leicht transportieren konnte. Er war im Gegenteil in einem Stück gearbeitet und unzerlegbar, so daß es heute noch vier starker Männer bedarf, wenn man einen derartigen alten Kleiderschrank transportieren will.

Wenn man so die Ausstattungsstücke des Bauernhauses, die Bauernmöbel vor allem, betrachtet, dann gewinnen sie plötzlich an Leben, dann sind sie nicht mehr tot und vermitteln uns einen tiefen Einblick in die Geschichte unserer Kultur. Man sieht, wie die Dinge langsam geworden sind. Es sind plötzlich nicht mehr irgendwelche toten Dinge, die uns nicht interessieren. Und wir müssen uns mit diesen Dingen beschäftigen, damit wir unsere eigene Zeit und uns selbst und alles, was uns umgibt, besser verstehen, und damit wir instand gesetzt werden, die Zukunft so zu bauen, daß wir darin eine sinnvolle Weiterentwicklung des uns Überkommenen erkennen, damit — anders ausgedrückt — die Entwicklung unserer Kultur nicht eines Tages plötzlich gänzlich abreiße. Das wäre außerdem der erste derartige Fall in einer vieltausendjährigen Entwicklung.

Heinrich Ottenjann

Was ist sicher in der Urgeschichte?

Im Wirrwarr der letzten beiden Jahrzehnte, der sich ja auch im geistigen Bereich auswirkte, ist es manchem ziemlich unklar geworden, was es eigentlich mit der Urgeschichte auf sich hat. Die „Tendenz" dieser Jahre drückte ja auch gerade diesem Fach ihren besonderen Stempel auf, so daß man es gut verstehen könnte, wenn bei den Außenstehenden ein gewisses Mißtrauen gegenüber dieser Wissenschaft zurückbliebe. Für sie ist es schwer, sich ein richtiges Bild davon zu machen, was wahr und was falsch ist. Ihnen, insbesondere meinen Landsleuten aus dem Oldenburger Münsterland, einmal klarzumachen, was nun als die sicheren Ergebnisse der Urgeschichtswissenschaft zu gelten hat, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Diese Wissenschaft ist keineswegs jung; erst recht nicht eine Schöpfung jener Jahre, in denen eine verstärkte, aber leider ja oft falsch dargestellte Berichterstattung der Tagespresse an manche vielleicht überhaupt zum ersten Mal den Begriff der „Urgeschichte" herantrug. Ihre Begründung als Wissenschaft erfuhr sie vielmehr bereits in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie ist damit kaum jünger als manche Nachbarfächer, etwa die klassische Archäologie oder die Kunstgeschichte. Gesammelt wurden die urgeschichtlichen Fundstücke allerdings schon bedeutend länger. Im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ließen es sich besonders die Fürsten angelegen sein, solche merkwürdigen Gegenstände in ihren Kabinetten zu sammeln. Ein deutscher Landgraf hat in dieser Zeit nach dem 30jährigen Kriege bereits regelrechte Ausgrabungen veranstalten lassen, wenn man damals auch noch nicht besonders genau dabei verfuhr und es den Betreffenden in erster Linie auf die Fundstücke ankam. Auch Schriften wurden gelegentlich schon darüber verfaßt, in denen schon manche vernünftige Gedanken ausgesprochen wurden, im großen und ganzen aber doch fast alles noch auf Vermutungen hinauslief. Man hatte vor allem

Landesbibliothek Oldenburg

keine Ahnung davon, aus welcher Zeit die Dinge stammten, noch welche die älteren und die jüngeren waren, lediglich, daß sie wohl „sehr" alt sein müßten. So nannte man sie einmal „heidnisch", einmal „römisch", weil die Römer ja ganz am Anfang unserer geschriebenen Geschichte auftauchten und man so fremdartig aussehende Dinge am besten mit einem fremden Volke verbinden konnte. Gelegentlich verwies man sie sogar in das Reich der Naturgeschichte. Die Steinbeile sollten als „Donnerkeile" durch den Blitzschlag entstanden sein, und die alten Urnen wären gar im Boden „natürlich" gewachsen; allerlei „gelehrte" Meinungen und Erfahrungen wurden zum Beweise dafür angebracht.

Fast gleichzeitig kamen einige deutsche und dänische Museumsmänner (und ein Gymnasialprofessor) vor nunmehr rund 130 Jahren auf die ersten richtigen und außerordentlich grundlegenden Erkenntnisse. Dieser ersten Forschergeneration gelang es, eine Altersordnung in die Dinge zu bringen. Sie erkannten, daß zu den ältesten Werkstoffen der Stein gehörte, daß diesem die Bronze folgte und dann erst das Eisen kam. Man sprach nun von einer Stein-, Bronze- und Eisenzeit, Begriffe, die in umfassender Anwendung heute noch Gültigkeit besitzen. Dieses „Dreiperiodensystem" konnte auch einwandfrei durch etwas bewiesen werden, was die Geologie (= Erdgeschichte) Stratigraphie nennt, d. h. Schichtenfolge. An einer Steinwand im Gebirge kann man eine Reihe von Schichtungen verfolgen, die zeigen, daß das weiter unten Liegende das ältere, das weiter oben Liegende das jüngere ist. Oder auch in Gebieten, wie unsern alten Heideflächen, sieht man manchmal an Stellen, die der Wind ausgeblasen hat oder die durch Menschenhand angegraben und freigelegt sind, unten die Sandschicht mit der darüberliegenden, abdeckenden Humusschicht und darüber nochmal Sand mit einer Humusschicht. Man sieht daran, daß der Wind das alte Gelände zu irgendeiner Zeit überweht und zugedeckt hat und neuer Bewuchs auf der Oberfläche entstand. Solche ähnlich aussehenden Feststellungen kann man auch manchmal an vorgeschichtlichen Hügelgräbern treffen, wie sie bei uns auf der Visbeker Heide und anderswo im Lande noch in ziemlichem Umfange vorhanden sind. Über einen alten Hügel ist später noch einmal einer gewölbt worden. Die Bestattungen aber im Hügel, dem Brauch dieser Zeiten nach mit Beigaben versehen, zeigen folgendes: Zuunterst eine Bestattung, der Geräte aus Stein mitgegeben worden sind, etwa eine Steinaxt oder ein Dolch. Die spätere Bestattung aber ist mit bronzenen Gegenständen versehen worden, Waffen bei dem Mann und Schmuck bei der Frau. Zu oberst aber im Hügel ist nochmal später eine Urne eingetieft worden; jene Tongefäße, in denen man, nun bei verändertem Totenbrauch, die verbrannten Gebeine des Verstorbenen sammelte. Und auch hier herrscht seltsamerweise oft noch dieselbe Beigabensitte, sei es, daß die Gegenstände mit im Scheiterhaufenfeuer waren, sei es, daß man sie unbeschädigt oben auf den sorgsam eingesammelten Leichenbrand legte. Und siehe da: es sind Dinge aus Eisen, ein Eisenmesser, eine Eisennadel, ein verbogenes eisernes Schwert. Solche Fundfeststellungen, wenn auch nicht gerade in einer einzelnen Gegend häufig, sind im ganzen doch so oft gemacht worden, daß die Folge Stein-, Bronze- und Eisenzeit unumstößlich ist. Auch heute findet man gelegentlich bei Ausgrabungen solche hier beschriebenen Fundverhältnisse, aber sie sagen für diese Frage nichts Neues mehr aus. Schon lange legt man nämlich auf etwas anderes Wert, auf die feinere Unterteilung der Hauptperioden in kleinere Epochen und Unterstufen. Neben der Methode der „Schichtenfolge", die man draußen bei den Ausgrabungen gewinnt, bedient man sich allerdings noch anderer, z. B. der Methode der technischen Entwicklung der Gegenstände. Sie besagt kurz, daß auf einfachere Dinge immer fortentwickeltere folgen, also das Gesetz der technischen Entwicklung, so wie wir es heute auch bei den modernsten Dingen, wie Auto und Flugzeug, sehen können. Auf ältere Typen folgen modernere; genau so ist es bei den Bronzebeilen oder anderen vorgeschichtlichen Gegenständen. Diese verschiedenen Arten der Altersbestimmung wurden nun gegenseitig überprüft, so daß man schließlich ein in feine Stufen unterteiltes Altersgerüst bekam, an dem natürlich immer weitergearbeitet wird.

Aber nun kommt die zweite Frage: W i e alt ist dieses alles? Umfaßt es insgesamt Jahrhunderte oder Jahrtausende, und wie lange dauerte die einzelne Stufe? Es ist die Frage, die am öftesten von Laien gestellt wird: „Woher wißt ihr eigentlich, daß dieses Bronzeschwert tatsächlich aus der Zeit um 1400 v. Chr. stammt oder jene Urne aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. oder dieses

Landesbibliothek Oldenburg

Steinbeil gar aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend? Die Urgeschichte oder Vorgeschichte hat es doch mit den Zeiten zu tun, die v o r der geschriebenen Geschichte liegen, aus der uns jede schriftliche Aufzeichnung und jede aufnotierte Jahreszahl fehlt!" — Das ist in der Tat so. Aber es gibt andere Völker, bei denen die geschriebene Geschichte weiter zurückgeht. Bei den Römern reicht sie beispielsweise bis in die Zeit um 500 v. Chr. Geburt. Bei den Griechen bis etwa 800 v. Chr. und bei den alten Ägyptern gar bis in die Zeit um 3000 v. Chr. Aber nützt uns das etwas, kannten sie unsere Gebiete? Römische Schriftsteller berichteten nun wirklich über die Länder nordwärts der Alpen, aber das ist alles sehr „jung", kaum geht es etwas in die Zeit vor Chr. zurück. Die Nachrichten eines griechischen Reisenden, eines „Weltreisenden" aus der damaligen Zeit sozusagen, sind noch 200 Jahre älter. Sie sind höchst dürftig, vielleicht nicht mal in allem glaubhaft. Aus noch weiter zurückliegenden Zeiten schweigt jede schriftliche Nachricht. Es ist auch wirklich anzunehmen, daß die weit auseinanderwohnenden Völkerschaften sich nicht gegenseitig kannten.

Und doch verband sie schon damals etwas. Man darf es noch nicht „Handel" nennen, auch nicht Tausch-„Handel", denn dazu fehlte jede Organisation, die dazu gehört, vor allem der Händler. Es war ein Güteraustausch auf einfacher Grundlage, sein Weg ging von Hand zu Hand. Und trotzdem wurden enorme Strecken überwunden. Mehrere vorgeschichtliche Jahrtausende lang ist so z. B. Bernstein von der Nordseeküste bis in die oben erwähnten Länder am Mittelmeer verhandelt worden. Er muß daher sehr begehrt gewesen sein. Und was man wiederbekam, hat man auch gefunden. In Holzhausen bei Wildeshausen wurde vor einigen Jahren beim Sandgraben ein sog. Hortfund entdeckt. Das sind Versteckfunde, die man in unruhigen Zeiten der Erde anvertraut hatte, so wie es heute noch in Kriegszeiten geschieht. Allerlei einheimisches Bronzegerät kam dort zutage und darunter eine ägyptische Glasperle, die den weiten Weg vom Nil bis in unser Oldenburger Land gefunden hatte! Sie gehört in Ägypten der Zeit um 1000 v. Chr. an. Und das ist das Wichtige nun für uns. Wissen wir doch daraus, daß auch unsere einheimischen Gegenstände so alt sind. Den umgekehrten Weg ging ein Bronzeschwert, eine Form, die in Mitteleuropa und auch in Norddeutschland üblich war. Es wurde im Grabe eines ägyptischen Königs, eines Pharao, mit Namen Sethos II. gefunden. Er regierte um 1200 v. Chr., seine Regierungszeit ist, wie bei den meisten ägyptischen Königen, aufs Jahr genau bekannt. Also wissen wir, daß diese Bronzeschwerter bei uns und dazu alles, was in diese „Stufe" gehört, was nämlich mit ihnen zusammen gefunden wird, aus eben dieser Zeit stammt. Solcher „Import und Export" bestand auch mit den anderen Mittelmeerländern, mit Griechenland und Italien. Mit Hilfe solcher kostbaren Zusammenfunde hat man unsere vorgeschichtlichen Alterstabellen nun schon seit Jahrzehnten mit richtigen Zeitangaben versehen können, die natürlich nicht auf das Jahr genau zu verstehen sind. Auch werden sie laufend durch die neuere Forschung verbessert. Auf diese Art und Weise ist es möglich gewesen, die vorgeschichtlichen Zeiten bis in das 3. vorchristliche Jahrtausend „aufzuhellen"; diese Grenze war uns ja bekanntlich dadurch gesetzt, daß auch die älteste geschriebene menschliche Geschichte, die ägyptische, nicht weiter zurückging. Das 3. vorchristliche Jahrtausend ist bei uns der Beginn der jüngeren Steinzeit. Das Wichtigste daran ist, daß der Mensch in dieser Zeit zum seßhaften Bauern wurde. Von da an wird auch seine Zurücklassenschaft, die sich in den vorgeschichtlichen Funden zeigt, viel reicher.

Aber auch die älteren, davorliegenden Zeiten sind für die Forschung interessant, die mittlere und ältere Steinzeit, in der der Mensch noch als Jäger, Fischer und Sammler lebte. Sie sind ungleich viel länger. Die mittlere Steinzeit geht bis um 10 000 Jahre vor Chr. Geb. zurück, die ältere Steinzeit, mit ihren verschiedenen Unterstufen, gleich mehrere hunderttausend Jahre. Wie aber kommt man zu der Berechnung dieser schwindelerregenden Zeiten? Die meisten Leser werden schon von der Eiszeit gehört haben. Sie war es, die damals unser norddeutsches Flachland schuf. Auch die großen Granitblöcke, aus denen die Riesensteingräber gebaut sind und die auch sonst gelegentlich noch in der Heide liegen, brachte sie mit Hilfe der Eisgletscher ins Land. Die riesigen Gletscher sind inzwischen abgeschmolzen. Aber Reste von ihnen gibt es noch in den skandinavischen Gebirgen, es sind sozusagen die letzten Überbleibsel. Sie schmelzen im Sommer immer etwas ab, im Winter ruht dieser Vorgang. Aber dabei passiert eines: Am Fuße der Gletscher lagern sich feine Schmutzmassen aus Ton aus dem Eise ab,

Landesbibliothek Oldenburg

Tonschichten sind es. Und durch die Unterbrechung des Winters kann man sie regelrecht zählen, es sind richtige Streifen. Und so kann man immer weiter zurückzählen. Riesige Tonbänke sind es; und so kommt man zwar nicht zum Beginn der letzten Eiszeit zurück, aber doch zum Beginn der letzten Rückzugsepoche des Eises, wie man es nennt. Ungefähr bis in die Zeit um 10 000 v. Chr. Geb. Durch eine gewisse Verkoppelung kann man dieses nun auf die vorgeschichtlichen Funde übertragen, man kommt damit bis an das Ende der älteren Steinzeit.

Noch aber bleibt zu klären, wie man die Jahrtausende davor berechnet. Diese Methode ist noch nicht sehr alt, aber doch vielleicht schon einige Jahrzehnte. — Man erkannte, daß der Grund, weswegen sich überhaupt Eiszeiten auf der Erde bildeten, in einer gewissen Schwankung der Erdachse bestand. Länder, die vorher mehr zur Sonne lagen, rückten durch diese Bewegung mehr in die „kalten Zonen" und vereisten. Diese pendelnden Bewegungen zogen sich aber in langsamem Tempo über Jahrzehntausende hin, und solange dauerten auch jeweils die Eiszeiten. Aus einer richtigen Berechnung der Schwankungskurve konnte man also gewissermaßen die Eiszeiten miterrechnen und verhältnismäßig genau bestimmen.

Dies sei über die Zeitgrundlagen der Vorgeschichte gesagt. Wenn auch einzelnes immer mal wieder überprüft werden muß, insgesamt gehören sie zum sicher Erforschbaren und Erkennbaren des Faches. Sie erst bildeten die unumgänglich notwendigen Voraussetzungen für eine geschichtliche Auswertung der Funde. Die erste bestand darin, die Dinge in Kulturen zu gliedern.

Wer heute durchs Land reist und sich einmal die neuen Siedlungshäuser ansieht und dann ins Rheinland oder nach Bayern fährt, der wird bald merken, daß sie hier und dort in völlig gleichem Stil gebaut sind. Das war nicht immer so mit dem Hausbau. Noch heute stehen genug der alten niedersächsischen Bauernhäuser in unserer Heimat. Und in Hessen, in Bayern, im Schwarzwald und anderswo sieht man gleichfalls noch viel den ihnen eigenen landesüblichen Haus typ. Und nicht allein die Häuser haben ihre eigene Form, auch manches der Geräte darin; sei es das Wohnmobiliar oder Dinge, die man für den Ackerbau oder das Handwerk gebraucht. Das alles gilt viel mehr für Zeiten, die noch garnicht lange zurückliegen. Im Museumsdorf kann man genug dieser Dinge sehen. Dort sieht man auch die Unterschiede, Formen, die etwa einmal mehr im niedersächsischen Gebiet, und andere, die mehr im friesischen oder friesisch beeinflußten Gebiet üblich waren. Als noch Trachten getragen wurden, konnte man dabei deutliche und oft wesentliche Unterschiede in den verschiedenen Gebieten feststellen. Kurzum, die Landschaften trugen und tragen z. T. noch bis heute ein eigenes kulturelles Gesicht. Das war auch so in den vorgeschichtlichen Zeiten. So begann man also auch im vorigen Jahrhundert, solche Räume und Kulturen herauszuarbeiten. Sie sind nicht allein in ihren Formen von z. T. grundsätzlich anderem Charakter, sondern auch die Gesittung und das Brauchtum ist oft ein völlig anderes. In der jüngeren Steinzeit herrschte z. B. in unserer Heimat und im weiteren Nordwestdeutschland die Kultur der Riesensteingräberleute, die sich eben am deutlichsten in jenen gewaltigen Grabanlagen zeigt, errichtet aus Findlingsblöcken. Sie waren Grüfte für irgendwelche seßhaften Gruppen von Menschen, vermutlich bäuerliche Sippen; sie sind durch lange Zeit hindurch benutzt worden, die Berechnung ergibt mehrere Jahrhunderte. An Funden, die man als Beigaben den Toten mitgegeben hatte, wurden darin Beile aus Feuerstein, Schmuckperlen und Anhängerformen aus Bernstein und vor allem viel Tongeschirr gefunden. Die Formen dieser Dinge verbinden einmal unsere Heimat mit dem gesamten Riesensteingräbergebiet, das weit nach Skandinavien hinaufreicht, andere wieder, besonders auch gewisse Besonderheiten der Gräber, sind speziell für Nordwestdeutschland kennzeichnend, so daß man auch von einer nordwestdeutschen Riesensteingräber-Provinz spricht; dabei sind weiterhin Unterschiede zwischen dem Gebiet östlich und dem westlich der Weser festzustellen. Ja, man kann sogar in kleinen Eigenarten des Tongeschirrs und seiner Verzierungen noch kleinere Landschaften herausschälen, so auch in unserem südlichen Oldenburg, wobei ein solcher Raum sich allerdings nicht völlig mit dem deckt, was heute vom Oldenburger Münsterland eingenommen wird.

Das Gebiet der Riesensteingräber reicht bis in die Gegend von Osnabrück oder Hannover. Südlich davon herrscht eine völlig andere Kultur. Nach der Eigenart, mit der bei ihr das Tongeschirr, die Tassen, Kümpfe und Schalen verziert sind, nennt man sie die bandkeramische Kultur, und von

Landesbibliothek Oldenburg

den Leuten spricht man als den Bandkeramikern. Man weiß ja nicht, wie diese Völkerschaften mit Namen hießen, so muß man sich also mit solchen Hilfsbezeichnungen begnügen. Sie haben eine völlig andere Bestattungssitte, sie begraben ihre Toten in flacher Erde. Ihre Beile, Äxte, Feldhacken und vieles andere sind von völlig anderer Form. Auch die Muster auf den Töpfen und die Formen des Tongeschirrs tragen einen ganz anderen Charakter. Kurz, es ist eine ganz und gar andere Kultur.

In dieser beschriebenen Art hat man nun das ganze vorgeschichtliche Fundgut untersucht. Meist sind es geographische Namen, die herangezogen werden. Man spricht von einer süddeutschen Bronzezeit oder von einer lausitzischen Kultur, oder auch von gewissen Eigenarten dieser Kultur, z. B. der Pfahlbaukultur, wie sie u. a. am Bodensee, in der Schweiz und in Italien vertreten sind, weiterhin etwa von Urnenfelderkultur oder Streitaxtkultur. Die Zahl der Bezeichnungen, natürlich auch für die anderen europäischen Länder, ist eine sehr hohe, und die Kenntnis all dieser Kulturen erfordert schon ein außerordentlich hohes Spezialwissen. Aber nicht davon soll hier im einzelnen die Rede sein, hier sollte nur soviel davon aufgezeigt werden, um den Weg der urgeschichtlichen Forschung in seiner grundsätzlichen Art klarzumachen.

Die Forschung bemühte sich natürlich, die einzelnen Kulturen nun auch in ihrem zeitlichen Ablauf zu verfolgen, vor allem ihr Werden und Wachsen genauer zu erfassen. Man stellte dabei z. B. oft eine r ä u m l i c h e Veränderung fest, die Gebiete, die die Kulturen einnahmen, vergrößerten oder verkleinerten sich. Der nächste Schritt, den man machte, war der, daß man diese Veränderungen auf die T r ä g e r dieser Kulturen zurückführte, also auf die Menschen, die dahinter standen. Mit anderen Worten, man wollte das äußere Schicksal dieser Menschengruppen daraus ablesen, wie ein Volk oder ein Stamm sich langsam ausbreitete, andere verdrängte, selbst verdrängt wurde oder sich mit anderen vermischte, kurz: die Geschichte von Völkern und Stämmen!

Wie weit diese sehr weit gespannte Möglichkeit zu sicheren oder unsicheren Ergebnissen führte, und welche weitere Forschungsrichtung die Urgeschichte einschlug, wollen wir in einer späteren Darstellung bringen.

J o s e f B e r g m a n n

Geheimnisse unter dem Esch

Wenn hier und da einmal ein Esch abgegraben wird, kann man in dem dadurch entstandenen Schnitt unter der aufgeplaggten Bauerde Profile von Gräben wahrnehmen, die in den anstehenden Sand eingetieft sind. (Bild 1). Sie sind in fast regelmäßigen Abständen angelegt. Die Abstände sind aber für jeden Esch verschieden gewählt. Bei dem einen Esch betragen sie 2,50 m, bei dem anderen 3,40 m und bei einem weiteren sogar 9 m. Der Oberflächenbewuchs der Urlandschaft zu Beginn der Besiedlung scheint bei der Anlage der Gräben keine Rolle gespielt zu haben, da man diese Gräben sowohl durch Bleichsand und Ortstein, als auch durch ehemalige Waldböden in den anstehenden Sand eingetieft findet. Sie weisen alle eine dunkle, humose Füllung auf und zeigen an ihrem oberen Ende Streifen des anstehenden gelben Sandes und manchmal Brocken von gebrochenem Ortstein und Bleichsandstreifen. Häufig wurden Torfsoden und Heideplaggen als Füllung verwendet. Die Länge der Gräben beträgt durchschnittlich 8 m, die Breite 0,45—0,75 m und die Tiefe 0,60—0,75 m (Bild 2). Der Vorgang bei der Anlage dieser Gräben muß folgender gewesen sein:

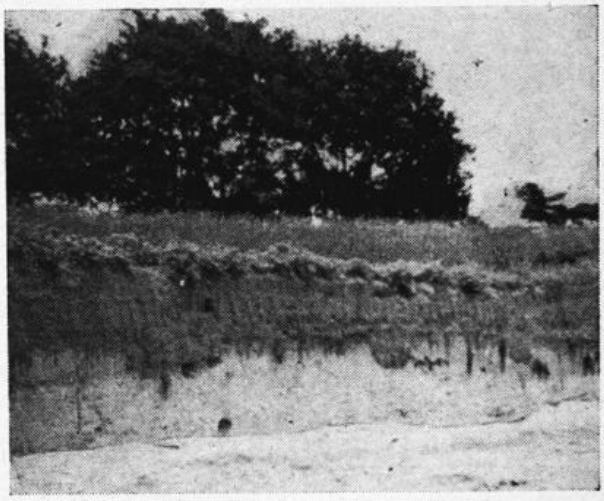


Abb. 1: Das Eschprofil mit mehreren Gruben

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 2: Grubenprofil, das den Ortstein durchbricht.

Nach Ausbildung der Bleichsand- und Ortsteinschicht wurden Gräben angelegt, die meistens die Ortsteinschicht durchbrachen und bis auf den anstehenden gelben Sand geführt wurden. Die Gräben wurden mit dunkler Füllerde (Humus, Plaggen) vollgeworfen, und die Reste des Aushubs (Gelber Sand, Bleichsand und Ortsteinbrocken) wurden daraufgeworfen. Die Gräben wurden aber auch da angelegt, wo sich kein Ortstein gebildet hatte (Bild 3).

Die Profilform der Gräben ist meist wannenartig, doch zeigen manche Gräben auch U-Form (Bild 4).

Bei einer Teilabgrabung des Edewechter Esches konnte ich feststellen, daß die Gräben staffelförmig angelegt waren. Die Gräben hatten hier eine Länge von durchgehend 7,30 m und einen Abstand von 4 m. Hinter der ersten Grabenreihe kam die nächste im Abstand von ungefähr einem Meter, und zwar lagen diese Gräben auf Lücke mit denen der ersten Reihe (s. Abb. 7) Manche Gräben hatten auch eine leichte Krümmung. Die Gräben liefen paralell dem Esch. Sie hatten untereinander keine Verbindung. Zu welchem Zweck mögen diese Gräben wohl angelegt worden sein? Ob die Gruben überhaupt zur Sandentnahme angelegt wurden, möchte ich dahingestellt sein lassen. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht ein Grubenprofil (Bild 5), das überhaupt nicht bis zu dem anstehenden gelben Sand durchstößt, sondern nur die Bleichsandschicht durchschneidet und auf dem Ortstein endet, ohne denselben zu zerstören. Daß sich ein Bauer den völlig ausgelaugten Bleichsand

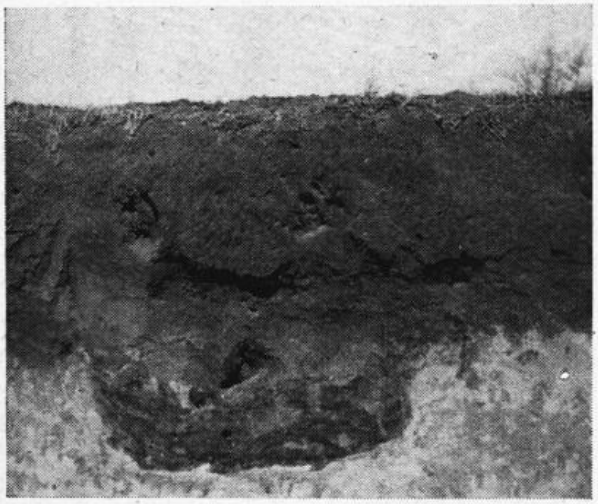


Abb. 3: Wannenförmiges Grubenprofil. Die Schichtung der schwarzen Füllerde ist hier gut zu erkennen. Im anstehenden gelben Sand sind keine Doppelbänder des Eichen-Birkenwaldes vorhanden.

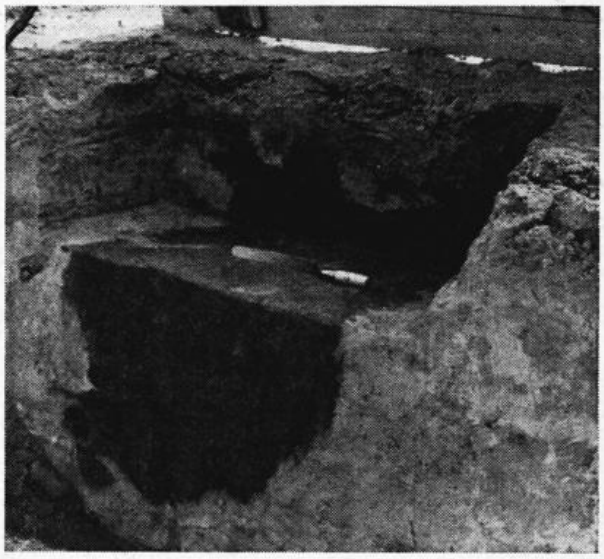


Abb. 4: Die Länge der zum Größenvergleich auf das Grabenplanum gelegten Dachdeckerkelle beträgt 36 cm.

auf seinen Acker streut, ist kaum anzunehmen. Jedoch kann es sich bei dieser Grube um eine Ausnahme handeln.

Bemerkenswert ist auch noch folgendes: Die oberen Grubenränder reichen nicht weit über die Bleichsandschicht hinaus, ja, in manchen Fällen liegen sie sogar noch unter dieser. Die Grauerdeschicht (Kulturschicht zwischen ehemaliger Heideoberfläche und Plaggenboden) ist nachgesackt, während die reine Plaggenschicht kein Nachsinken zeigt. (Bild 6). Die Gräben müssen also zu einer Zeit angelegt worden sein, als die Heidefläche noch vorhanden war.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Stärke des Plaggenbodens beträgt an dieser Stelle durchschnittlich 0,75 m. Die Gräben können auch nicht lange offen gestanden haben, da sonst nicht der Aushub von anstehendem gelbem Sand, Ortsteinbrocken und Bleichsand auf der Grabenfüllung liegen könnte. Im Frühjahr kann man diese unterirdischen Gräben an der stärkeren Grünfärbung des Getreides an der Oberfläche erkennen. Der Bauer nennt sie „Geilstreifen".

Obervermessungsrat Schmeyers (in „Dr. O. Brunken, Das alte Amt Wildeshausen") glaubte, daß die Gräben zur Sandgewinnung gedient hätten, um damit den „schweren" Waldboden des Eichenmischwaldes nach der Rodung desselben zu magern. Diese Theorie kann als erledigt an-

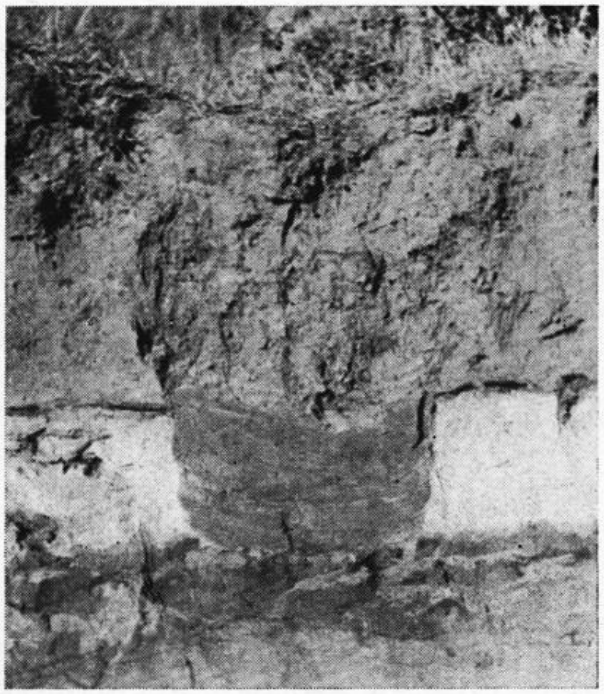


Abb. 5: U-förmiges Grubenprofil. Der Bleichsand wird durchstoßen, der Ortstein dagegen nicht. Eine einmalige Ausnahme.

gesehen werden, da wir gesehen haben, daß die Gräben auch auf Eschen angelegt wurden, die vormals mit Heide bestanden waren. Viel wahrscheinlicher ist die Erklärung vom Mittelschullehrer Carl Baasen, daß die Gräben in alter Zeit zur besseren Lüftung (Rigolen) des Bodens angelegt worden seien. Es mag noch manche Theorie darüber geben, jedenfalls kann heute noch nicht mit endgültiger Genauigkeit gesagt werden, welchem Zweck diese Gräben dienten. Hier müssen der weitere Verlauf der Eschabtragung abgewartet und auch die Be-

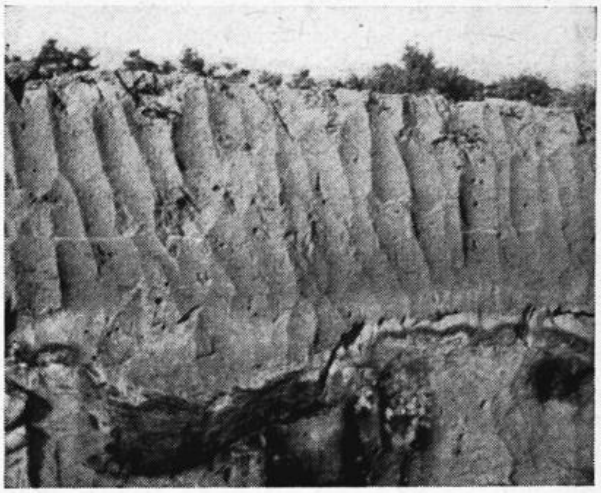


Abb. 6: Eschprofil mit einer Grube, die die Ortsteinschicht durchbricht (links) und einer Grube (Feuerstelle), die unter der ungestörten Ortsteinschicht liegt (rechts). Auf diesem Bild kann auch gut der Verlauf der Grauerdeschicht verfolgt werden.

obachtungen anderer Heimatforscher noch herangezogen werden.

Die Altersbestimmung der Gräben stößt auch auf erhebliche Schwierigkeiten. Baasen behauptet, daß der Esch seit der Steinzeit permanent bebaut worden ist. Da aber bei uns nachweislich bis um 100 nach Chr. Geb. in der Hauptsache Weizen und Gerste angebaut wurden und der Roggen erst um diese Zeit hier stärker auftrat, möchte ich doch annehmen, daß erst seit frühestens 200 v. Chr. Geb. der Esch als Daueracker-land diente. Da aber die Plaggendüngung viel später aufkommt (um 400 nach Chr. Geb.), ist es auch noch fraglich, wie ein permanenter Roggenbau auf dem Esch mög-

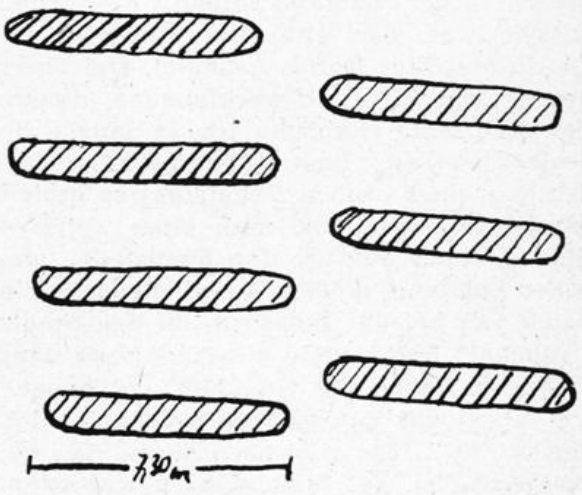


Abb. 7: Planum der Gräben unter dem Edewechter Esch.

Landesbibliothek Oldenburg

lich war. Mit Brache allein war es jedenfalls nicht getan. Und ob man die Gerste und den Weizen vorher auch auf dem Esch angebaut hatte, möchte ich bezweifeln. Auch weisen die bronzezeitlichen und eisenzeitlichen Urnengräber auf verschiedenen Eschen darauf hin, daß man auf diesen trockenen Böden wohl Friedhöfe, aber keine Felder anlegte. Den Anstoß zum Roggenbau hat überhaupt erst die Klimaverschlechterung seit der frühen Eisenzeit gegeben. Daß man neben dem Weizen und der Gerste den Roggen wenig schätzte, beweist der Name eines ostgermanischen Stammes. Dieser Stamm saß im 2. Jahrhundert vor Chr. Geb. an der Ostseeküste zwischen Elbing und Kolberg. Man nannte sie spöttisch die „Rugier", d. h. die „Roggenesser".

Wenn es wirklich zutreffen sollte, daß der Name „Esch" von dem gotischen Wort itan = essen, gemeinhin Brot essen, abgeleitet worden ist, dann würde diese Bezeichnung für den Acker auch nur bis in die Völkerwanderungszeit um 400 n. Chr. Geb. zurückreichen.

Ich glaube also nicht fehlzugehen, wenn ich das Alter dieser Gräben noch für sehr jung ansehe. Sie könnten vielleicht in der frühgeschichtlich-mittelalterlichen Siedlungsperiode entstanden sein. In den Grabenfüllungen des Edewechter Esches habe ich sogar Ziegelbrocken feststellen können.

Es wird die Aufgabe der Lokalforscher sein, diese Gräben genauestens zu beobachten und vor allem auf datierende Beigaben zu achten.

Dieter Zoller

Die Silberschatzfunde

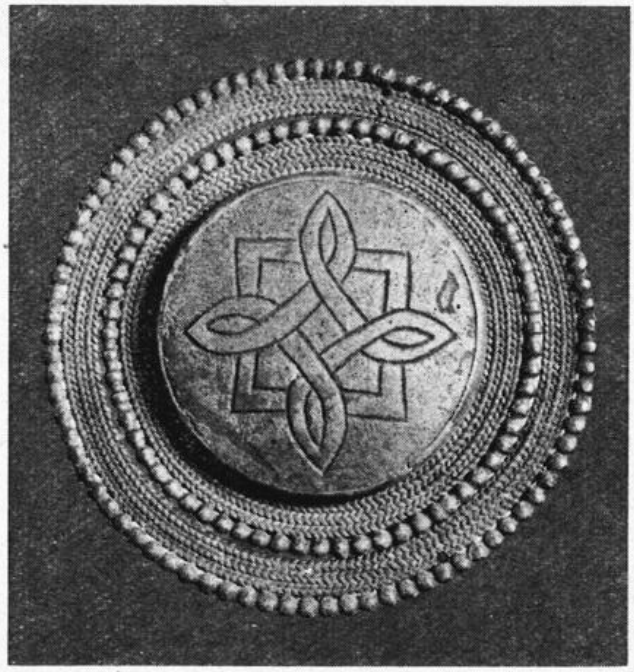
VON KLEIN-ROSCHARDEN BEI LASTRUP

Es ist immer eine aufregende Sache, wenn ein Schatz im Acker gefunden wird. Mit Windeseile spricht es sich im Dorfe herum. Und schon kommen die ersten, die Nachbarn, und bald die anderen aus größerer Ferne, und alle wollen ihn sehen und vielleicht ein wenig davon für sich haben. Bei den einen überwiegt die Neugier, bei manchen ein bißchen Habgier, aber es sind auch immer welche dabei, die sich als echte Heimatfreunde angesprochen fühlen. In ihnen überwiegt bei einem solchen Ereignis die Anteilnahme an der Heimatforschung. Sie wollen wissen, was der entdeckte Fund für die Geschichte ihres Dorfes bedeutet, und ob er neues Licht in längst verklungene, dunkle Zeiten bringt. So habe ich es einmal in Schlesien erlebt. Eine Stunde nach der Entdeckung eines großen Silberschatzes erhielt ich die Nachricht, und nach einer weiteren Stunde stand ich an der Fundstelle, umgeben von einer großen Menschenmenge. Ein Bauer war bei der Erdarbeit auf den Schatz gestoßen. Es handelte sich um wenigstens 2000 sog. böhmische Groschen, die jemand aus Angst vor den einbrechenden Hussiten um das Jahr 1420 vergraben hatte. Ein beachtlicher Teil der Silbermünzen war schon zwei Stunden nach der Entdeckung in den Händen der Zuschauer, wurde aber nach aufklärenden Worten für das Museum wieder abgegeben und nun der Heimatkunde dienstbar gemacht.

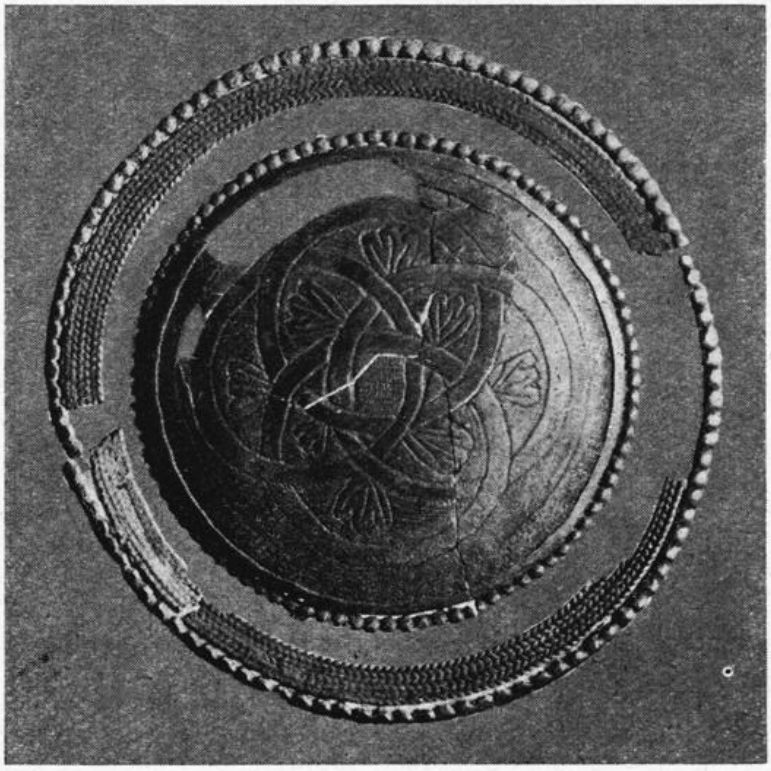
So geschah es auch am 14. Juli 1886 in Klein-Roscharden auf dem Klattenhof. Zeller Klatte, der Großvater des heutigen Hofbesitzers, ließ Erde von der Wendung zwischen Gartenhecke und Acker abfahren. Da stieß die Hacke auf einen halbrunden Stein. Als man die Steinplatte — es war die Hälfte eines Mühlsteines — wegnahm, erschien ein großer vierkantiger Steinblock mit einer sauber ausgemeißelten Höhlung in der Mitte. Und darin stand ein Tontöpfchen, mit Silberschmuck und silbernen Münzen ganz und gar gefüllt. 694 Münzen waren es. Der Schmuck bestand aus 12 Stücken verschiedenartigen Zierates, 2 runden, hohlen Buckeln, 17 Barren von der Form einer Siegellackstange, z. T. ringartig zusammengebogen, und aus 3 Gußkuchen. Das sind unregelmäßig geformte Schmelzstücke, wie sie übrigbleiben, wenn im Gußtiegel Silber geschmolzen wird.

Der Fund wurde sorgsam vom Zeller Klatte geborgen, hatte er doch schon einige Übung darin. Drei Jahre vorher war nämlich etwa 20 Schritte entfernt von der Fundstelle schon einmal ein Silberschatz beim Erdeabfahren zu Tage getreten. Er lag eben-

Landesbibliothek Oldenburg



1



2

Tafel I / Klein-Roscharden I / 1:1

Landesbibliothek Oldenburg

falls in einem Tontopf unter einem Stein. Dieser erste Schatz setzte sich aus 73 Silbermünzen, 2 Ringbarren, 3½ Stabbarren und 10 Schmuckstücken zusammen. Dazu kamen ein goldener Fingerring und ein dünnes, rundes Goldscheibchen ohne Prägung. Von diesem Fund hatte Zeller Klatte nicht viel Aufhebens gemacht. Pastor Dr. Wulf in Lastrup, ein begeisterter Sammler und einer der ersten namhaften Vorgeschichtsforscher im Oldenburger Lande, dessen beachtliche Sammlung zum Grundstock des Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg gehört, vermittelte damals den Klein-Roschardener Fund nach Oldenburg. Der Großherzog kaufte den Schatz für das Museum an.

Um so größer war nun das Aufsehen, das der zweite Schatz erregte. Klatte hielt glücklicherweise alle Bestandteile gut zusammen. Wochenlang strömten Besucher nach dem Klattenhof. Die Zeitungen berichteten. Händler und Sammler kamen von allen Seiten. So wurde der Preis immer höher getrieben und blieb schließlich unerreichbar für das Großherzogliche Museum. Im April 1887 entsandte das Königl. Münzkabinett in Berlin den bekannten Numismatiker Dr. Menadier und erwarb für 1800 Mark den gesamten Fund. Während der Schatz I noch heute im Oldenburger Museum liegt, teilte der „Berliner" Fund durch die Kriegsereignisse im Frühjahr 1945 leider das Schicksal so mancher Berliner Museumskostbarkeiten.

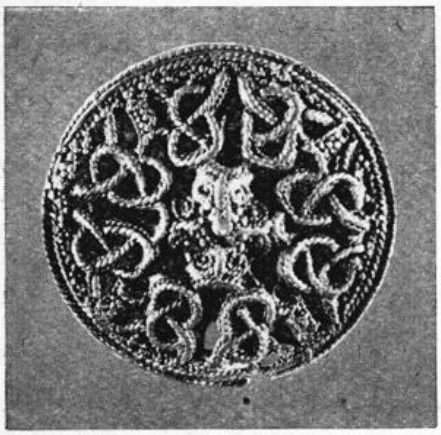
Es war also endlich an der Zeit, die hohe wissenschaftliche Bedeutung der beiden Schatzfunde von Klein-Roscharden herauszustellen. Das ist im Oldenburger Jahrbuch 1951 (erschienen 1952) geschehen. Bisher hatten sich fast nur die Münzforscher im vorigen Jahrhundert mit Klein-Roscharden beschäftigt. Die glückliche Vereinigung von Silberschmuck und geprägten Münzen bot die Möglichkeit, die Zeit genau zu erkennen, in der die beiden Funde der schützenden Erde anvertraut worden waren. Dr. Peter Berghaus vom Landesmuseum in Münster unternahm es, die Vergrabungszeiten nach den modernsten Kenntnissen der Numismatik festzustellen. So wissen wir nun, daß Schatz II von 1886 ums Jahr 1000, der erste Schatz von 1883 aber in der Zeit zwischen den Jahren 1005 und 1010 vergraben wurde.

Betrachten wir zuerst den älteren Fund (Taf. V). Die jüngsten Münzen darin sind Prägungen des deutschen Königs aus sächsischem Hause Heinrich II. (1002—1014). Aus seiner Regierungszeit als Kaiser (1014—1024) sind keine Münzen dabei. Also muß der Schatz um 1010 vergraben sein. Das hervorragendste Schmuckstück dieses Fundes ist ein Schmuckbrakteat mit dem Bilde König Heinrichs I. (919—936) (Taf. V 1). Es ist die einzige in Silber geprägte Darstellung dieses bedeutenden Herrschers, die auf uns gekommen ist. Wir sehen ihn, mit dem Diadem gekrönt, nach rechts blicken. Sein Mantel wird über der Schulter von einer runden Brosche zusammengehalten. Das ist gewiß eine solche runde Spange gewesen, wie sie unter den Klein-Roschardener Schmuckstücken siebenmal auftritt. Die von rechts nach links zu lesende Umschrift lautet HEGINRIC REX! Eine breite Zierborde aus fein gedrehtem Silberdraht mit einem kräftigen Perlrand faßt die kostbare Prägung ein.

Fast ebenso ist der zweite Schmuckbrakteat gestaltet (Taf. V, 2). Aber der Kopf ist so stark stilisiert und umgeformt, daß man keine Einzelheit erkennen und nur sagen kann, der Kopf mit Diadem blickt auch nach rechts. Die anderen runden Buckelspangen mit breiter Zierborte tragen auf dem Mittelfelde bei Tafel V, 3 „Königslilien", zu vieren mit der Spitze nach innen gestellt, und bei Taf. V, 4—5 in übereinstimmender Weise Kreuzmuster, die wie Abwandlungen des Hakenkreuzes anmuten. Zum Schatz II gehören noch allerlei Ohrringe und Gürtelschmuckteile, die z. T. leider nicht mehr greifbar sind. Sie entziehen sich deshalb der genauen Beschreibung (Einzelheiten findet man im Oldenburger Jahrbuch auf Tafel VI).

Im Schatz I, der, wie oben ausgeführt, ein klein wenig jünger ist, herrschen die prachtvollen runden Buckelspangen mit Zierborte vor (Taf. I und II, 1 bis 5). Ich habe sie auf Grund ihres verhältnismäßig starken Auftretens in Klein-Roscharden als „Roschardener Typ" bezeichnet. Sie kommen außerdem noch in Norwegen, Schweden und Dänemark, sowie auf deutschem Boden in Ostfriesland (Dietrichsfeld, Kr. Aurich), bei Stade (Sievern, Kr. Lehe) und in Schleswig-Holstein und Brandenburg vor. Ihre Heimat liegt zweifelos im sächsisch-friesischen Raum. Von hier gehen sie nach Norden und spielen im Handelsgut der nordgermanischen Wikinger besonders auf der Insel Gotland eine große Rolle. Das ist ja gerade die Bedeutung der Funde von Klein-Roscharden, daß sie uns die Silberschmiedearbeiten der Zeit des

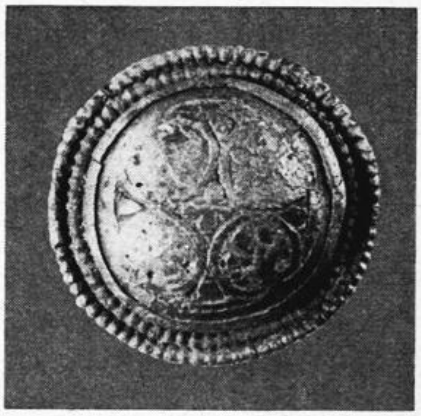
Landesbibliothek Oldenburg



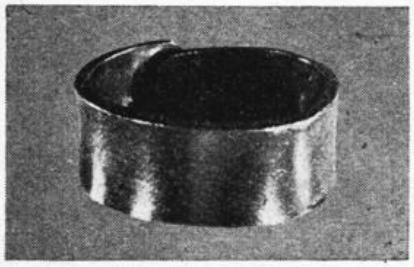
3a

3b

4



5



6

7

Tafel II / Klein-Roscharden I / 1:1

Landesbibliothek Oldenburg

Sachsenkaisers (10. Jahrh.) in unserer Heimat kennen lernen. Dis Mittelfeld der runden Spangen oder Broschen wird von verschiedenen eingravierten Abwandlungen des Zauberknotens eingenommen. Der Zauberknoten oder „Drudenfuß" sollte dem Träger Glück bringen und Unheil abwehren.

Es kommt im Schatz I sogar ein wikingisches Schmuckstück vor, die runde Spange mit Silberfiligran (Taf. II, 3a—b), deren Entstehung vielleicht in Dänemark liegt. Der Anhänger mit dem roten Edelstein, einem Almandin (Taf. III, 8a—b), ist ein besonders seltener sächsischer Schmuck. In dem kleinen Anhänger (Taf. III, 9), scheint eine verlorene Tierkralle vom Bär oder Luchs gesessen zu haben. Er ist also nur die Fassung für die Kralle gewesen. Der Armreif (Taf. III, 11), trägt wundervolle Rankenverzierung, die unter dem Einfluß englischer Kunsthandwerker entstanden ist. Von den Fingerringen (Taf. III, 12—14), ist der mittlere aus hellem Gold von besonderer Schönheit. Er trägt zerstückelte Tierleiber, deren Köpfe ineinander beißen. Auch hier liegt ein nordgermanisches Schmuckstück vor. — Die Ring- und Stabbarren weisen auf den Handel hin, der im 10. Jahrhundert das niedersächsisch-oldenburgische Gebiet mit dem skandinavischen Norden verband (Taf. IV, 15—18). Sie wurden wie geprägtes Geld verhandelt.

Es wäre noch so manche Einzelheit zu nennen, doch der beschränkte Raum verbietet das. Eines muß aber noch hervorgehoben werden, das ist der Steinblock, in dem der Münztopf vom Fund II eingelassen war. Es handelt sich um einen künstlich behauenen Block aus dem natürlich gewachsenen Raseneisenstein, der schon in alter Zeit bei Peheim von altsächsischen Schmieden ausgenutzt wurde. Der Block maß nach Lehrer Brunklaus in Ermke, einem der aufmerksamsten Heimatforscher der 80er und 90er Jahre, 33 cm in der Länge, 23 cm in der Breite und 24 cm in der Höhe. Wie Brunklaus damals mitteilte, war der Block von der gleichen Art wie die Bausteine, aus denen der ehemalige Lastruper Kirchturm bestand. Das wirft ein völlig neues und ungeahntes Licht auf das Alter der Raseneisensteinquader in alten Bauwerken, z. B. im Alexanderstift von Wildeshausen.

Wer kennt im Oldenburger Münsterland Kirchen oder sonstige Bauten, an denen behauene, rostbraune Blöcke aus Rasenerz verwendet sind? Hier liegt ein Feld vor für die Oldenburger Heimatforscher! Der Schatz II von Klein-Roscharden beweist, daß um 1000 n. Chr. solche Bauweise bekannt war.

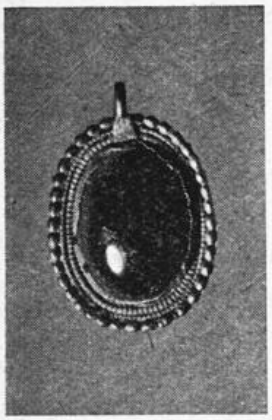
Und nun zum Schluß die Frage, wer die Schatzfunde in Klein-Roscharden vergraben ließ. Ich habe im Oldenburger Jahrbuch wahrscheinlich zu machen versucht, daß sie aus dem Besitz des Grafen Gottschalk aus dem Hasegau stammten. Sein Bruder Liudolf war der Bischof von Osnabrück (968—978). Über ihre Mutter Altburg hingen sie beide vermutlich zusammen mit dem sächsischen Grafenhaus, dem Graf Waltbert, der Gründer des Alexanderstiftes in Wildeshausen (gest. nach 874), entstammt. Waltbert war der Enkel Widukinds, des Sachsenführers im Kampfe gegen Karl den Großen. Bischof Liudoll aber war „consanguineus", d. h. Blutsbruder der Kaiser Otto I. und II. Der Schmuckbrakteat mit dem Bilde Heinrichs I. muß als eine fürstliche Auszeichnung für einen nahestehenden Freund angesehen werden. So dürfte sich sein Auftreten im Hausschatz des Grafen vom Hasegau, zu dem Lastrup und Klein-Roscharden damals gehörten, erklären. Gottschalk scheint im Kampfe gegen die Wikinger gefallen zu sein.

Diese Verbindungen mit dem historischen Geschehen im 10. Jahrhundert zeigen, wie die herrlichen Funde selbst, daß in den beiden Schatzfunden von Klein-Roscharden Kostbarkeiten aus dem Oldenburger Boden von allerhöchstem Range vorliegen.

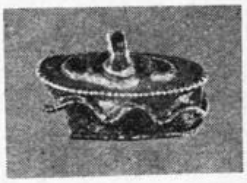
Otto-Friedrich Gandert

Schrifttum: Die oldenburgischen Silberschatzfunde von Klein-Roscharden (Kreis Cloppenburg) von Otto-Friedrich Gandert. Mit einem Anhang: Die Münzen von Klein-Roscharden von Peter Berghaus. Oldenburger Jahrbuch 51, Band 1951, S. 151—206.

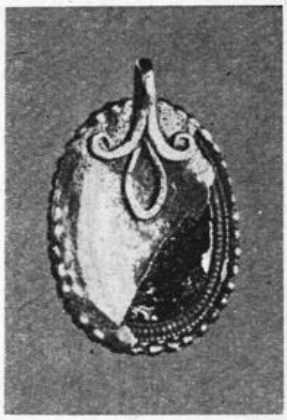
Landesbibliothek Oldenburg



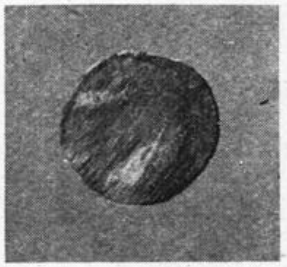
8a



9



8b



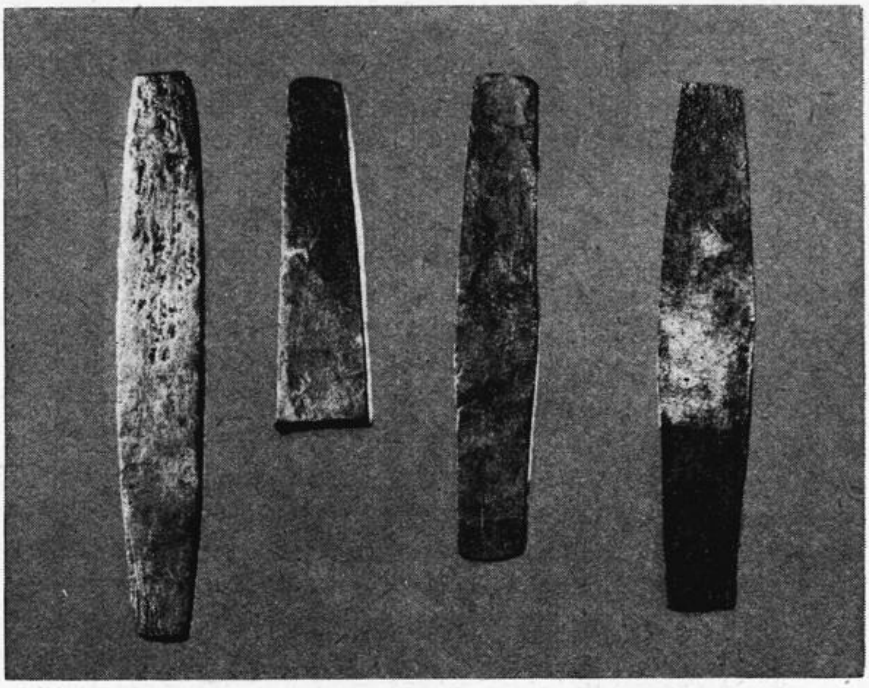
10

11

12 13 14

Tafel III / Klein-Roscharden I / 1:1 (nur 8a etwas verkleinert)

Landesbibliothek Oldenburg



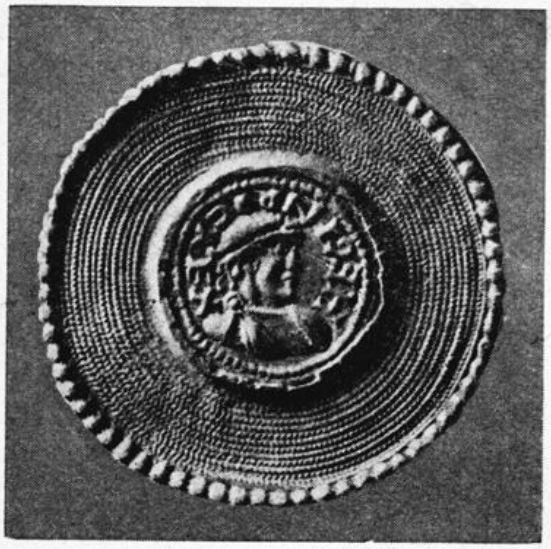
15 16 17 18

19

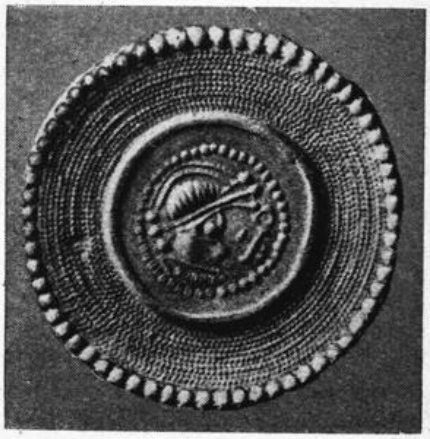
20

Tafel IV / Klein-Roscharden I / Abb. 15-18 M 1:1; Abb. 19 etwas vergrößert; Abb. 20 M 1 : 2

Landesbibliothek Oldenburg

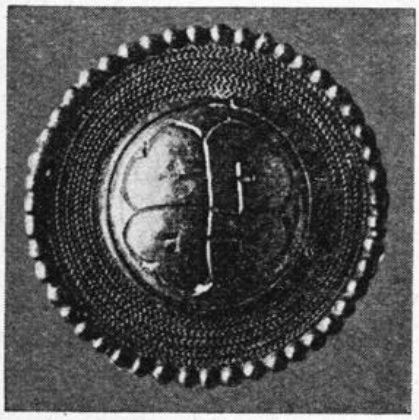


(A) 1

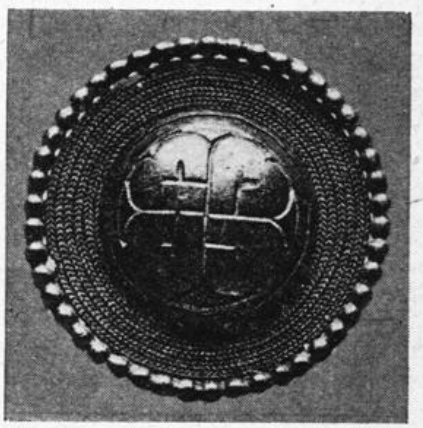


(B) 2

3



4



5

Tafel V / Klein-Roscharden II / 1:1

Landesbibliothek Oldenburg

Der Schatz im Acker

Wie vor 90 Jahren in Osterfeine Gold gefunden wurde

Wer hat in seinem Leben nicht einmal von einem Schatz geträumt? Voll Spannung lauschen die Kinder der Erzählung von dem Drachen, der den großen Schatz bewacht, und von den Irrlichtern, die den Schatzsucher von der richtigen Stelle wegführen. Unermeßlich reich an Gold und Silber sind diese Schätze, die uns immer wieder in Sagen und Märchen begegnen. Aber nicht nur in Erzählungen begegnen uns sagenhafte Schätze, auch in der Wirklichkeit geschieht es gar nicht so selten, daß ein Bauer beim Pflügen auf einen Topf mit alten Gold- und Silbermünzen stößt, oder daß einem Maurer bei Bauarbeiten im Keller eines alten Hauses plötzlich Gold- und Silberstücke entgegenrollen. Es gibt in Deutschland kaum eine Landschaft, die an derartigen Münzfunden so reich ist, wie gerade das Oldenburger Münsterland. Römermünzen sind in Goldenstedt, Benstrup, Lindern, Marren, Thüle und anderen Orten ans Tageslicht gekommen und erzählen noch heute von der Ausdehnung des römischen Reiches in den ersten beiden Jahrhunderten nach Christi Geburt. Weit hinaus über Oldenburgs Grenzen bekannt sind die beiden Schatzfunde mit ihren schönen Schmuckstücken und vielen Münzen der Zeit um 1000 n. Chr. vom Hof Klatte in Kl. Roscharden. Es gibt noch eine Reihe anderer Münzschatzfunde des Mittelalters aus dem Oldenburger Münsterland, so von Emstek (ca. 1100), Auen (ca. 1160), Friesoythe (ca. 1234), Löningen (ca. 1290), Hammel (ca. 1390), Timmerlage (ca. 1390); aus dem 15. Jahrhundert kennen wir die Goldmünzenfunde von Ehren, Liener, Osterfeine und Vechta. Von der Not des Dreißigjährigen Krieges berichten eindringlich die Münzschätze von Peheim (entdeckt 1890), Lindern (entdeckt 1925), Vechta (1880), Petersdorf (1880) und Hammel (ca. 1825). Wir könnten noch eine Reihe weiterer Schätze aufzählen, wollen uns aber besser einem dieser Funde eingehend zuwenden, denn seine Geschichte läßt sich nach einem Aktenstück im Niedersächsischen Staatsarchiv zu Oldenburg genau berichten.

Geschehen

Damme, auf dem Amte, am 12. Mai 1863, Morgens 9½ Uhr.

Gegenwärtig: Der Amtmann.

Es erschien: Der Colon Heinrich Meyer von Osterfeine und trug vor:

Mein Sohn Friedrich Meyer, 14 Jahre alt und bei mir im Hause, hat am 6. d. M. Erde von einer Wiese, welche etwa 50 Schritt von unserm Hause entfernt liegt, nach einer anderen Wiese verfahren. Die erstgedachte Wiese hatte ich im vorigen Frühjahre mit Leinsamen besäen lassen, und habe ich, um sie theilweise niedriger zu legen, sie jetzt abgraben lassen, und diese Erde fuhr mein Sohn am 6. d. M. weg; eine meiner Mägde warf die Erde auf den Wagen, und mein Sohn ladete sie auf der zweiten Wiese wieder ab. Bei diesem Abladen hat er einen kleinen, runden, oben spitzen Topf von Thon mit dem Misthaken mit vom Wagen gerissen, wobei der Topf zerbrochen; in dem Topf befanden sich 66 alte Goldstücke, etwas verschiedener Größe, die meisten in Ducaten-Größe; wenigstens hat er nicht mehr Geldstücke gefunden und es werden auch nicht mehrere darin gewesen sein, denn beim Abladen des Wagens ist der damals augenblicklich noch nicht auseinander gefallene Topf etwas fortgerollt und dann zerplatzt, worauf die Stücke alle zusammen gelegen haben. Der Goldarbeiter Ruhr, dem ich die Geldstücke gezeigt habe, schätzt die einzelnen Stücke zum Ducaten-Werthe, mit Ausnahme einiger weniger, die er nicht für so gut hält; weil sie eine andere weiße Farbe haben. Ich habe noch zu bemerken, daß ich vor etwa 25 Jahren dieselbe Wiese schon einmal um einen guten halben Fuß abgegraben und niedriger gelegt habe, und daß ich von meinem Großvater, der längst gestorben ist, gehört habe, daß seine Eltern ihm gesagt, daß unser Erbhaus früher in jener Wiese auf einer Erhöhung gestanden habe; gerade diese höhere Stelle habe ich immer abgraben lassen. Ich nehme das gefundene Geld theils als Eigenthümer des Grundes und Bodens, worin es gefunden, theils als Vertreter meines Sohnes Friedrich, welcher es gefunden, in Anspruch, habe aber geglaubt, den Fund anzeigen zu müssen, und bitte ich die Bekanntmachung des Fundes, wenn solche erforderlich ist, zu veranlassen.

Landesbibliothek Oldenburg

Für sichere Aufbewahrung des Geldes bis weiter will ich haften.

Vorgelesen, genehmigt,
mit dem Bemerken; der kleine Topf, worin das Geld gelegen ist, ist zerbrochen, aber die Scherben bewahre ich auf, doch sind sie nicht vollständig.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben
Colon H. Meyer

Der Colon Meyer hat damals den klügsten und sichersten Weg eingeschlagen, den man auch heute noch jedem Finder von altem Geld oder anderen Altertümern anraten möchte. Der Bibliothekar Dr. Merzdorf in Oldenburg begutachtete die Münzen, so daß der Colon Meyer die Möglichkeit erhielt, die Münzen günstig nach ihrem historischen Wert zu verkaufen. Anders erging es dem Zeller Ennemann zu Ehren, der 1832 nicht weniger als 183 Goldstücke in der Nähe seines Hauses fand, seinen Schatz aber einem fahrenden Händler anvertraute, der ihn bei dem Handel tüchtig hereingelegt hat.

Wie sahen nun die Münzen aus, die 1863 auf dem Hof Meyer zu Osterfeine gefunden wurden? Die Goldstücke, die man zur Zeit ihrer Vergrabung um 1430 Goldgulden nannte, wogen je Stück etwa 3 g und wiesen einen Feingehalt von rund 938/1000 auf. Seit 1386 wurden diese „rheinischen Goldgulden" von den Kurfürsten am Rhein, den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier und dem Pfalzgrafen bei Rhein, nach gemeinsamer Absprache ausgeprägt und eroberten sich wegen ihrer beständigen Güte in kurzer Zeit ein großes Umlaufsgebiet. Davon, daß sie auch im Oldenburger Münsterland beliebt waren, zeugen die Funde von Timmerlage, Ehren, Osterfeine und Vechta. In unserem Goldguldenfund von Osterfeine waren folgende Münzherren vertreten: von den Kurfürsten vom Rhein die Erzbischöfe von Köln (Friedrich v. Saarwerden 1370—1414 und Dietrich von Moers 1414—1463), Mainz (Adolf v. Nassau 1379—1390, Johann v. Nassau 1379—1419 und Konrad Rheingraf 1429—1434) und Trier (Kuno v. Falkenstein 1362—1383 und Werner v Falkenstein 1388—1418); der deutsche König Sigismund (1410—1437) mit Goldgulden aus seinen Münzstätten Frankfurt und Nürnberg; der Bischof Friedrich von Utrecht (1393—1433) und der Herzog Reinald v. Geldern (1402 bis 1423) sind freilich weniger willkommene Gäste unter den Münzherren des Fundes, denn der schlechte Gehalt ihrer minderwertigen Goldgulden war weithin bekannt. Von weither sind die Münzen unseres Fundes also nach Osterfeine gekommen, ehe sie dort gegen 1430 der Erde anvertraut wurden. Sie zeugen von der großen wirtschaftlichen Bedeutung des Rheinlandes im Mitteltalter, zugleich berichten sie aber auch eindringlich von dem großen Handelsnetz, in das auch das Oldenburger Münsterland einbezogen war.

Weshalb der Schatz vergraben worden ist? Wir können es heute nicht mehr sagen. Jedenfalls muß der Eigentümer, sicherlich wohl der Besitzer des Hofes Meyer zu Osterfeine, durch plötzlichen Tod oder einen anderen Unglücksfall daran gehindert worden sein, sein Vermögen wieder aus dem sicheren Versteck in der Nähe seines Hauses zu nehmen. Mitunter lassen sich aus Sagen, die sich um noch verborgene oder auch um schon entdeckte Schätze ranken, Folgerungen ziehen, wie ein Schatz zu deuten ist. Ob eine derartige Sage auch mit dem Osterfeiner Fund verknüpft ist, konnte der Schreiber dieses Berichtes am 28. Juni 1952 leider nicht in Erfahrung bringen, da die derzeitige Besitzerin des Hofes ungern Auskünfte dieser Art erteilen wollte. Ganz im Gegensatz zu vielen anderen Fällen im Oldenburger Münsterland, wo immer gern und mit Interesse von den alten Münzfunden berichtet wurde.

In einer an Münzfunden so reichen Gegend wie dem Oldenburger Münsterland sind jederzeit neue Funde aus vergangenen Zeiten zu erwarten. Der historische Wert derartiger alter, im Lande gefundener Geldstücke liegt durchweg erheblich über dem Metallwert, auch wenn es sich nur um einzelne unansehnliche Stücke selbst des 18. Jahrhunderts handelt. Im eigenen Interesse, aber auch im Interesse der Heimatforschung sollte sich der Finder daher stets an das Museumsdorf in Cloppenburg oder an das Niedersächsische Staatsarchiv, Oldenburg, Damm 43 um Rat und Hilfe wenden, ähnlich wie der Colon Meyer im Jahre 1863. Auch die Gefäßscherben sind stets von wissenschaftlichem Wert. Das Eigentumsrecht der Finder und Grundeigentümer, das durch § 984 des BGB festgelegt ist, wird von den genannten Stellen stets anerkannt werden, denn es geht auch bei den Münzfuden um die Erforschung der Geschichte unserer Heimat.

Peter Berghaus

Benutzte Quellen:
Staatsarchiv Oldenburg, Bestand 290, Nr. 16.
W. A. Wippe, Neuere Münzfunde, III, Der Dammer Fund. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. Westfalens 1866, S. 354—355.
Für den Fund von Ehren vgl. Blätter f. Münzkunde Bd. II, Hannover 1835, Sp. 20.

Landesbibliothek Oldenburg

Vor 700 Jahren

KAM DIE GRAFSCHAFT VECHTA AN MÜNSTER

Die Grafschaft Vechta verdankt ihre Entstehung den veränderten Verhältnissen, wie sie die Eingliederung des Sachsenlandes in das karolingisch-fränkische Großreich zur Folge hatte. Sie erstreckte sich südlich des Moorbaches bis in die Gegend von Damme und Neuenkirchen und umfaßte den altsächsischen Dersigau; nördlich des Moorbaches gehörte ihr nur ein Teil des angrenzenden alten Lerigaues an mit den Kirchspielen Goldenstedt, Visbek, Langförden, Bakum, Cappeln und Emstek. Mit Ausnahme der beiden letzten Ortschaften sowie Damme und Neuenkirchen entspricht ihr Gebiet dem des heutigen Kreises. Inhaber der Hoheitsrechte und Befehlsgewalt waren im 11. Jahrhundert die Grafen von Calvelage, die gegen 1100 ihren Wohnsitz aus der heutigen Bauerschaft Brockdorf bei Lohne nach der von ihnen erbauten Burg Vechta verlegten. Sie besaßen dort Zoll- und Münzrecht, was damals für sie eine wichtige Einnahmequelle bedeutete, weil hier ein alter Verkehrs- und Volksweg, die sogenannte „Rheinische Straße", vorbeiführte, die den Ostseehafen Lübeck über Hamburg, Bremen, Wildeshausen, dann weiter an Vechta vorbei über Osnabrück, Münster mit Köln verband. Die Grafen von Vechta waren damals eins der angesehensten weltlichen Fürstengeschlechter Norddeutschlands. Eines ihrer ältesten Mitglieder, von dem wir Kunde haben, hatte eine Tochter des aus den Tagen Kaiser Heinrichs IV. bekannten Sachsenherzogs Otto von Nordheim geheiratet und damit sein Vechtaer Herrschaftsgebiet um die Grafschaften zu beiden Seiten des mittleren Osning erweitert; wichtige Zollstätten bei Bielefeld, wo sie auf dem Sparrenberg eine Burg ausbauten, und bei Vlotho an der Weser waren als Reichslehen in ihren Besitz übergegangen, und sie nannten sich auch nach den dortigen Besitzungen Grafen von Ravensberg. Ferner hatten sie auch Grafschaftsrechte im Mündungsgebiet der Ems um Emden; die Zollstätten in Haselünne und Emden waren in ihrem Besitz. Dadurch, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts Hermann von Vechta-Ravensberg Jutta, eine Tochter aus dem bekannten thüringischen Landgrafenhause, ehelichte, kam er in engste verwandtschaftliche Beziehungen zum Königshause der Staufer, denn letztere war eine Nichte (Schwesterstochter) des bekannten Kaisers Friedrich Barbarossa. Bei den Parteikämpfen der Staufer mit den Welfen war der Sparrenschild der Grafen von Vechta-Ravensberg stets im Heerlager der ersteren anzutreffen und diesem Umstand mögen sie auch den Ausbau ihrer Machtstellung zum Teil zu verdanken haben. Der älteste Sohn aus der Ehe des Grafen Hermann mit Jutta von Thüringen, Graf Otto von Vlotho, wie er in den Urkunden meist genannt wird, war vermählt mit Sophie von Oldenburg-Wildeshausen. Im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Ludwig, der ein tatkräftiger Mann war und an allen Händeln der damaligen Zeit in unserer Gegend, so u. a. am Stedinger Kreuzzug, beteiligt war, scheint dieser Graf Otto von schwächlicher Gesundheit gewesen zu sein, jedenfalls war seine Frau ihm an Rührigkeit und Willensstärke überlegen. Da ihre Ehe mehrere Jahre kinderlos war, machte sich der jüngere Bruder, Graf Ludwig, Hoffnungen, das bedeutende väterliche Erbe nach dem Ableben seines Bruders einmal übernehmen zu können. In diesem Fall wäre das Schicksal der überlebenden Witwe wenig beneidenswert gewesen, wenn nicht deren Erb- und Besitzrechte vorher genau festgelegt und geregelt waren. Gerade bei einer ihrer Verwandten, der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, der großen deutschen Heiligen, sollte sich das in diesen Jahren zeigen, die 1227 nach dem Tode ihres Gemahls von ihrem Schwager von der Wartburg verjagt wurde und mit ihren 4 Kindern um Obdach, Schutz und Aufnahme betteln mußte. Es sind uns noch die Urkunden erhalten, in denen durch Privilegien König Heinrichs VII. 1224 und später Kaiser Friedrichs II. 1243 und 1247 für die Reichslehen die Erb- und Besitznachfolge der Gräfin Sophie festgelegt wird, und die gleiche Sicherheit hatte Graf Otto ihr für die Lehen verschafft, die er außerdem noch von den benachbarten geistlichen Stiftern innehatte, so von den Bischöfen von Paderborn, Osnabrück und dem Abte von Corvey. Um aber auch den jüngeren Bruder einigermaßen zufrieden zu stellen, hatte er 1226 den Ho-

Landesbibliothek Oldenburg

heitsbereich seiner Herrschaftsrechte geteilt, indem er diesem die ravensbergischen Gebiete abtrat, wogegen dieser erklärte, daß er von jetzt ab keine weiteren Erbansprüche an den Besitz seines älteren Bruders stellen werde; aber konnte man sich für die Zukunft auf diese Zusage verlassen? Graf Otto von Vechta und seine Gemahlin stifteten 1231 in frommer Gesinnung das Zisterziensernonnenkloster Bersenbrück und statteten es reich mit Gütern aus ihrem Grundbesitz aus. Da wurde ihnen Ende dieses oder Anfang des folgenden Jahres eine Tochter geboren, die nach ihrer Großmutter väterlicherseits den Taufnamen Jutta erhielt. Jetzt hatten die beiden gräflichen Eheleute noch mehr Veranlassung, gegen die Absichten ihres Bruders und Schwagers auf der Sparrenburg bei Bielefeld zum Schutze der Rechte ihres Kindes auf der Hut zu sein, zumal ein später geborener Sohn Hermann wenige Jahre nach seiner Geburt starb. So erklärt sich die Aussöhnung mit dem benachbarten tecklenburgischen Grafenhause, das politisch bisher immer auf der Gegenseite gestanden und mit dem man dieserhalb oft im Felde die Waffen gekreuzt hatte; die beiderseitigen Grafeneltern trafen sogar eine Eheverabredung der kleinen 6 bis 7jährigen Jutta mit dem wohl nicht viel älteren tecklenburgischen Grafensohn Heinrich; die erste Eheausstattung wird bei der Gelegenheit sofort geregelt; so erhält die Grafentochter Jutta die Grafschaft Sögel (Sygeltra) als „Morgengabe" von dem Tecklenburger zugesprochen, während Graf Otto von Vechta dem zukünftigen Schwiegersohn den Hof Cappeln (heute Westerkappeln) mit allen Dienstleuten mitgibt. Aus der somit in Aussicht genommenen Vereinigung der beiden Grafschaften Vechta und Tecklenburg hätte die Bildung eines starken und mächtigen weltlichen Territoriums in dem Raum zwischen Weser und Ems entstehen können, ähnlich wie es östlich der Weser bei den welfischen Erblanden der Fall war, wenn das Schicksal es nicht ganz anders gefügt hätte. Juttas Vater, Graf Otto von Vechta, starb 1244, und ungeachtet der Erklärung, die Graf Ludwig 1226 gegeben hatte, daß er auf alle weiteren Erbrechte an dem Besitz seines Bruders verzichtete, versuchte er jetzt trotzdem, das ganze väterliche Erbe mit seinem Ravensberger Lande zu vereinigen. Es traten ihm aber dabei der Graf Otto von Tecklenburg, der Bischof von Osnabrück und andere westfälische Grafen entgegen, und dieser starken Übermacht mußte er sich fügen. Nachdem inzwischen die Ehe Juttas von Vechta mit Heinrich von Tecklenburg tatsächlich vollzogen war, vermittelte Bischof Engelbert von Osnabrück 1246 eine Sühne zwischen dem Grafen von Tecklenburg und seinem Sohn Heinrich einerseits und dem Grafen Ludwig von Ravensberg anderseits; ihr Inhalt ist folgender: die Gräfin Sophia wird alle Städte, Burgen, Lehnsleute, Dienstmannen und Eigenhörige und alle Güter, die sie zu Lehen besitzt, behalten, solange sie und ihre Tochter Jutta, die Gattin Heinrichs von Tecklenburg, leben, und weder Graf Ludwig, noch einer seiner Erben darf etwas davon beanspruchen. Wenn aber die Gräfin Jutta keinen Erben hinterläßt, dann sollen alle diese Güter an die Herrschaft Ravensberg fallen. — Doch ein nun eintretendes Ereignis bewirkte eine vollkommen veränderte Situation; der junge Heinrich von Tecklenburg starb nach kaum zweijähriger Ehe, und die junge Witwe Jutta kehrte zu ihrer Mutter nach Vechta zurück. Graf Ludwig von Ravensberg versuchte nun abermals, das hinterlassene Erbe seines Bruders an sich zu ziehen, aber auch diesmal mißlang es ihm wieder, indem sich Graf Otto von Tecklenburg schützend vor seine Schwiegertochter und deren Mutter in Vechta stellte. Einige Jahre später, 1251, vermählte sich Gräfin Jutta mit dem edlen Herrn Walram von Monschau, der einem Zweig des rheinischen Herzogsgeschlechts von Limburg angehörte und an dem genannten Ort in der Eifel als Lehnsmann des Erzbischofs von Köln seine Burg hatte. Die Sage erzählt, daß sie alle Bewerber aus den benachbarten Familien des Hochadels, so auch den Edelherrn von Diepholz, abgewiesen habe. Sicher ist, daß die reiche Erbin von Vechta eine vielbegehrte Partie war, und man wird ihr, nachdem sie inzwischen mündig geworden war, das Recht einer Frau nicht absprechen dürfen, die Wahl des Gatten nach der Stimme ihres Herzens zu treffen, zumal bei ihrer ersten Vermählung die dynastischen Interessen maßgebend gewesen waren. Jedenfalls standen nach ihrer Vermählung nunmehr die beiden Eheleute vor der Entscheidung, ob sie in Vechta bleiben und dort das väterliche Erbe übernehmen oder ihren Wohnsitz nach der landschaftlich reizvolleren Eifel verlegen sollten; sie haben sich für das Letztere entschieden, was allerdings den Verzicht auf die Heimat mit allem, was darin lieb und bedeutungsvoll war, bedeutete. Das Natürlichste wäre gewesen, wenn

Landesbibliothek Oldenburg

sie nunmehr dem starken Drängen ihres Bielefelder Oheims nachgegeben und diesem das Vechtaer Grafschaftsgebiet überlassen hätten; aber man muß nach allem, was vorgefallen war, auch Verständnis dafür haben, daß dies für die beiden Vechtaer Damen, Mutter und Tochter, nicht in Frage kam. Es ist heute schwer, die Gründe zu bestimmen, welche sie veranlaßt haben, am 18. Juni 1252 ihr Herrschaftsgebiet Vechta dem münsterischen Bischof Otto II. von der Lippe durch Verkauf zu übereignen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Gründe politischer Art den Verkauf der Grafschaft Vechta gerade an Münster bestimmt haben. Denn Walram von Monschau war ein Lehnsmann des Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden. Dessen Einfluß in Norddeutschland war damals sehr groß, ging doch auf ihn die Wahl des Gegenkönigs Wilhelm von Holland 1247 zurück. Diesem lag damals sehr daran, sich der Freundschaft des münsterischen Kirchenfürsten zu versichern, da er mit dessen Bruder, dem Bischof von Paderborn, in einer harten Fehde lag; außerdem beanspruchte er in den Teilen Westfalens Herzogsrechte, die früher Heinrich der Löwe besessen hatte. Ein Vorbehalt, den Walram von Monschau in der Übertragungsurkunde als Lehnsmann dem Erzbischof gegenüber zu seinen Gunsten in Anspruch nimmt, läßt darauf schließen, daß dieser dabei seine Hand im Spiel gehabt hat. — Der Gesamtkaufpreis, den Münster für diese Neuerwerbung gezahlt hat, ist nicht bekannt; allein der Wert der Reichslehen an Zoll und Münze in Vechta, Haselünne, Meppen und Emden, für den diese in Pfand genommen wurden, wird in der Urkunde mit 40 000 Silbermark angesetzt, was heute einem Wert von 15 bis 18 Millionen D-Mark entsprechen dürfte. Als Schenkung fügte die Gräfin Jutta ihre Rechte in der Grafschaft Sögel hinzu, die sie einstmals als „Morgengabe" von dem Tecklenburger Grafen erhalten hatte. Münster hat dann auch seine Rechte in diesem Gebiet zunächst nicht behaupten können, sondern dieses ist erst viel später, 1400, zusammen mit der Grafschaft Cloppenburg münsterisches Hoheitsgebiet geworden. Weil die Grafschaft Vechta kirchlich damals zum Bistum Osnabrück gehörte, hätte es nähergelegen, daß sie mit diesem vereinigt worden wäre. Nach der Sage soll auch die Gräfin Jutta diesem Bischof zuerst ihr Land zum Kauf angeboten haben, der aber darauf verzichtete; erst dann habe sie sich deshalb an den münsterischen Bischof gewandt: „Wenn Peter nicht will, dann soll Paul wohl wollen". Aber abgesehen davon, daß das Bistum Osnabrück dem münsterischen Nachbarn machtmäßig weit unterlegen war, stand es mit der Finanzlage Osnabrücks damals sehr schlecht, indem der 1250 zur Regierung gekommene Bischof Bruno von seinem Vorgänger eine sehr erhebliche Schuldenlast hatte übernehmen müssen, so daß er schon deswegen nicht imstande war, die große Kaufsumme aufzubringen. Aber auch der Bischof von Münster hat zur Aufbringung des Geldes große Anleihen beim Domkapitel und den anderen Ständen machen müssen. Erst am 10. April 1260 erlassen Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophia dem Bischof Wilhelm von Münster die Bürgschaft, die er ihnen und ihren Verwandten wegen der Schuld seiner Kirche um die Güter in Vechta geleistet hat. — Die staatsrechtliche Bestätigung des Verkaufs der Herrschaft Vechta durch König Wilhelm von Holland erfolgte am 23. März 1253. In einer an diesem Tage in Köln ausgestellten Urkunde belehnt dieser den Bischof Otto II. von Münster und den heiligen Paulus mit der Grafschaft und allen Gütern innerhalb und außerhalb Frieslands, die Graf Otto von Ravensberg vom Reiche zu Lehen hatte, und auf die in des Königs Hand Walram von Monschau sowohl für sich als auch für seine Frau Jutta verzichtet hat. — Für wie bedeutungsvoll man auf münsterischer Seite diese territoriale Erweiterung gehalten hat, erkennt man daraus, daß ein späterer Verfasser der Bischofschronik diese dem Bischof Otto II. als ein ganz besonderes Verdienst anrechnet. Münster konnte seine Machtstellung im nördlichen Raum weiter ausbauen; das tecklenburgische Gebiet, das den heutigen Kreis Cloppenburg und einen Teil des Hümmlings umfaßte, wurde so von zwei Seiten eingeengt und war bei dem offensichtlichen Niedergang dieses Grafenhauses auf die Dauer nicht zu halten; 1400 ist es dann auch an Münster gekommen; dadurch wurden die emsländischen Besitzungen Münsters mit Vechta zu einem geschlossenem Territorium als sogenanntes Niederstift vereinigt. Um 1540 waren diesem auch die Herrschaften Wildeshausen und Delmenhorst angeschlossen, so daß Münsters Macht dadurch bis an die untere Weser unterhalb Bremens reichte. — Im ganzen ist diese auch der hiesigen Bevölkerung in den unruhigen Zeiten des späten Mittelalters zugutegekommen; weder haben Graf Ludwig von Ravensberg und

Landesbibliothek Oldenburg

seine Nachfolger Erbansprüche auf Vechta, die sie nach dem Sühnevertrag von 1246 erheben konnten — auch die zweite Ehe der Gräfin Jutta ist kinderlos geblieben — Münster gegenüber zu stellen gewagt, noch ist bis 1538 die Sicherheit des Landes, abgesehen von unbedeutenden Grenzzwistigkeiten um Damme und Goldenstedt und Parteikämpfen im Innern, durch Überfälle feindseliger Nachbarn in erheblichem Maße gestört worden; es war schon so, wie ja auch der Volksmund sagte, daß sich unter dem Krummstab am besten leben ließ. — Ob die letzte Gräfin Vechtas ihre alte Heimat je wieder besucht hat, ist nicht bekannt; ihre Mutter, Gräfin Sophie, starb 1262 und ruht neben ihrem Gatten und Sohn in der Kirche in Bersenbrück; Gräfin Jutta wird 1302 zum letzten Mal urkundlich erwähnt; sie hat auch ihren zweiten Mann um mehrere Jahrzehnte überlebt.

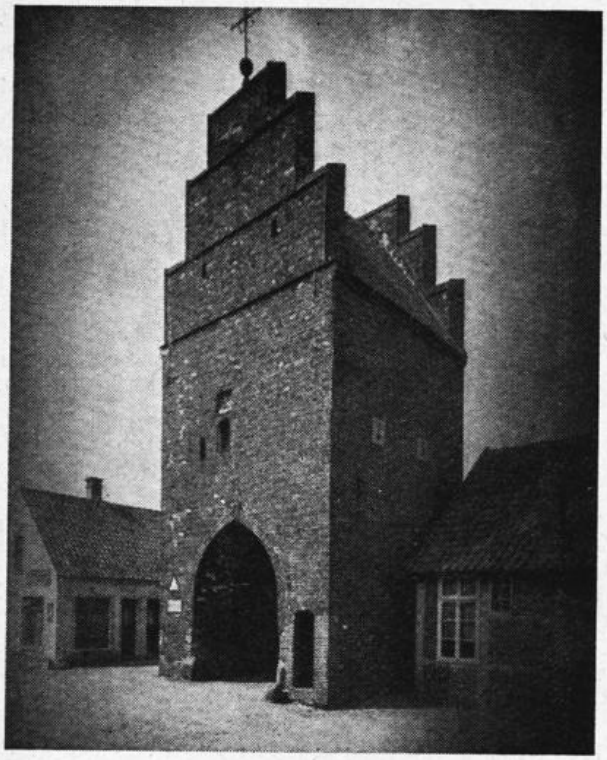
Benutzte Literatur: Osnabrücker Urkb. II und Oldenburger Urkb. V; letzteres ist bezüglich der vechtaisch-ravensbergischen Urkunden ganz unvollständig. Nieberding, Niederstift Münster I S. 154 ff. H. Oncken, Bau- und Kunstdenkmäler, Amt Vechta S. 25 ff., Herm. Rothert, Westf. Gesch. I 1949.

Otto Terheyden

Friesoythe im zweiten Weltkrieg

In den ersten Tagen des Monats April 1945 näherte sich die Front unserer Stadt. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß unsere Moorgegend einmal Kriegsschauplatz werden würde. Dadurch, daß die starken Eisenbrücken über den Kanal vorzeitig gesprengt worden waren, mußten die Kampftruppen Friesoythe passieren. Deutsche Fallschirmtruppen besetzten unseren Ort und bezogen Stellungen. Die Bevölkerung, durch einen furchtbaren Bombenwurf auf Cloppenburg gewarnt, raffte eiligst die kostbare Habe auf Wagen und Handkarren zusammen und floh in alle Winde, meist ins Moor. Sollten die Prophezeiungen des alten Stadtschreibers Wreesmann, genannt Vierfuß, in Erfüllung gehen, der immer behauptete, vom Krankenhaus aus als nächste Behausung das Amtsgebäude gesehen zu haben, dann mußten die Langen- und Mühlenstraße in Trümmern liegen. Außerdem gab er den Rat, beim Nahen der Front nach Pehmertange zu flüchten, dort würde kein Schuß fallen. Viele stellten sich auf die Gesichte des Sonderlings ein und hatten Glück! Als dann die ersten Bomben fielen, war Friesoythe wie ausgestorben. Die feindlichen Truppen, in ihren Panzern weit in der Überzahl, rückten von Ellerbrock kommend näher, wurden aber verschiedenlich zurückgeworfen. Da setzte ein ohrenbetäubender Artilleriebeschuß auf Friesoythe ein, und ein Haus nach dem andern wurde in Brand geschossen. Es waren furchtbare Stunden und Tage für die Friesoyther Bevölkerung, die aus der Ferne zusah, wie all ihre Häuser in Flammen aufgingen! Der gewaltigen Übermacht weichend, zogen sich unsere Truppen über Campe, Altenoythe und Bösel zurück. Der Küstenkanal gebot den Kanadiern abermals Halt, der Übergang mußte in tagelangen Kämpfen unter schwersten Opfern erkauft werden. Die Straßen, auf Moorgrund gelegt, gaben dem Druck der schweren Panzer nach und ließen diese versinken. Um nun die vielen Einbrüche zu beseitigen, wurden in Friesoythe die Häuser und Häuserreste mit schweren Brechern zum Einsturz gebracht und die Trümmer mit Greifbaggern verladen und auf die Straßen von Friesoythe nach Ellerbrock und Edewechterdamm gebracht. So wurde Friesoythe mit Ausnahme der wenigen von kanadischen Offizieren besetzten Häuser dem Erdboden gleich gemacht. Nicht weniger als 239 Gebäude wurden total zerstört, 108 Häuser schwer beschädigt. Selbst das alte Stadttor, das mit seinen dicken Mauern allen Gewalten Trotz geboten hatte, wurde weggeräumt. An das Märchen, Friesoythe sei darum vernichtet worden, weil beim Einmarsch der Feindtruppen ein hoher Offizier hinterrücks aus der Kirche her erschossen worden sei, glaubt keiner. Beim Einzug der Kanadier befand sich kein Zivilist in der Stadt; außerdem wäre es ein Leichtes gewesen, den Heckenschützen in der Kirche zu fassen! Man suchte einen Grund, diese sinnlose Zerstörung irgendwie zu motivieren! Die Bevölkerung kehrte ganz allmählich und zaghaft in die Stadt zurück — und stand vor einem erschreckenden Nichts. Menschenopfer hatte es auch gekostet, 10 Frauen und Männer aus der engeren Stadt fanden den Tod. Auch viel Vieh war durch die Geschosse auf den Weiden ge-

Landesbibliothek Oldenburg



Stadttor in Friesoythe (Bilderwerk Münsterland: R. Engels-Cloppenburg)

tötet worden. Ein Segen, daß in den ersten Aprilwochen das Wetter ausnahmsweise frühlingsmäßig warm war; sonst hätten noch Krankheiten aller Art die Not vergrößert. Nicht genug, daß die Einwohner ihre ganze Habe verloren hatten, das Bißchen, was sie noch mit in ihre Zufluchtsstätten genommen hatten, wurde von den feindlichen Truppen noch gründlichst nach Wertsachen durchstöbert. Uhren und Schmuck waren sehr begehrt. Daß Vergewaltigungen an Frauen und jungen Mädchen keine Seltenheiten waren, sei auch noch vermerkt. — Als äußerst schmerzlich empfanden die Friesoyther den Verlust ihrer schönen Pfarrkirche mit der berühmten Orgel. Auch unser altehrwürdiger, inzwischen verewigter Herr Dechant Küstermeyer zählte zu den Ärmsten der Armen. Nur was er auf dem Körper trug, nannte er sein eigen. Mit väterlicher Liebe wußte er die vielen Geschädigten zu trösten. Mit rührender Aufopferung nahm sich auch der evangelische Pfarrer Meyer, dessen Kirche ebenfalls zerstört war und der auch vor einem Nichts stand (seine Familie war sogar entführt worden), der tiefbetrübten Bewohner an und gab ihnen täglich in den abendlichen Andachtstunden tröstende Worte mit auf den Weg. An dieser Stelle sei aber auch eines Mannes gedacht, der in selbstloser Weise für die Kranken des hiesigen Krankenhauses, die in die Mehrenkamper Schule ausgelagert waren, sein Leben opferte. Es war der in der ganzen Gemeinde hochangesehene Arzt Dr. Niermann. Lobend erwähnt sei auch noch die Hilfsbereitschaft mancher Bauern in der Umgegend, die wochenlang zwischen 50 und 150 Personen auf ihrem Hof Unterkunft und Verpflegung gaben. Sämtliche Vorräte wurden geopfert.

Der lähmende Schrecken der Schwergeschädigten machte bald einem eisernen Willen zum Wiederaufbau Platz. Nachdem die ersten leiblichen Nöte aus reichen Spenden des Münsterlandes behoben waren, ging es ans Steineklopfen und Bäumefällen. Stallungen, Häuserreste und Baracken wurden die ersten Notquartiere. Und bald erblühten aus den Ruinen die ersten neuen Häuser. Wer Friesoythe gleich nach dem Kampf sah und heute wieder durch die Stadt kommt, erkennt, daß hier ein Volk lebt, das sich durch nichts in seinem Lebenswillen erschüttern läßt. Richard Kühling

Konn ji feltersk balle?

Haye un de rotte

Haye un Mräike liuwden in free ap hiere litje stede, man in de läste tid hidden se'n rotte in hus, ju him nit schläipe liet. Ap'n day, jo ßieten just biet iten, keem dät wucht herien lopen un quad: „kumet gau, ick häbbe'n rotte in de backeltrog." Haye sproung ap un rup: „holjed mi de koare un helped mi de trog äter de äi wai, ik will ju rotte verßuppe." Deer in dät joope woater geen di schwere trog unner un di dannene däcksel lichtede ßick ap un dreew weg. Ju rotte schwomm an't lound un waas nog for Haye in hus.

Hier die Übersetzung:

Haye und die Ratte

Haye und Maria lebten in Frieden auf ihrer kleinen Stelle, aber in der letzten Zeit hatten sie eine Ratte im Hause, die sie nicht schlafen ließ. Eines Tages, sie saßen gerade beim Essen, kam das Mädchen hereingelaufen und sagte: „Kommt schnell, ich habe eine Ratte im Backtrog." Haye sprang auf und rief: „Holt mir die Karre und helft mir den Trog zum Fluß hin schaffen, ich will die Ratte ersäufen." Da im tiefen Wasser ging der schwere Trog unter und der tannene Deckel hob sich auf und trieb ab. Die Ratte schwamm an's Land und war noch vor Haye wieder im Hause. Hermann Janssen

Landesbibliothek Oldenburg

Als Cloppenburg noch Garnison war

Meine Erinnerungen reichen ungefähr 70 Jahre zurück, etwa bis kurz vor der Zeit, als die 19er Oldenburger Dragoner von Cloppenburg Abschied nahmen. Aus dem Dunkel der Kindheitstage zeichnen sich in schwachen Umrissen die Gebäude ab, die man für die blauen Vaterlandsverteidiger auf dem späteren Marktplatz an der Friesoyther Landstraße errichtet hatte: die den Platz umrahmenden Stallungen mit Reitbahn, Schmiede, Lagerschuppen, Turnhalle und Kantine. Die Jünger des Mars aber wohnten in Bürgerquartieren. Die Erinnerung an sie ist weniger verblaßt. Unter ihnen ragten einige martialische Gestalten mit starkem, wohlgepflegtem Schnauz- oder Vollbart hervor. Ihr oft finsterer Gesichtsausdruck flößte uns Kindern einen gewaltigen Respekt ein. Ihre sauberen und mit mancherlei Abzeichen geschmückten Uniformen verrieten uns, daß sie mehr waren als ihre Brüder. Begegneten wir ihnen auf der Straße, so pflegten wir scheu im Bogen auszuweichen, manchmal stehenbleibend und ihnen mit ängstlichen Blicken nachschauend.

Zwischen den Soldaten und uns Kindern bestand ein gutkameradschaftliches Verhältnis. Wir weilten gern bei ihnen, freuten uns ihrer Lustigkeit, fanden Gefallen an ihren humorvollen Erzählungen, lauschten ihren munteren Gesängen und bewunderten ihre erstaunlichen Kraftvorführungen.

Einer aus der Nachbarschaft, namens Jan, gefiel uns besonders gut, weil er so viel Spaß zu machen verstand und in ulkiger Art pfiff wie ein Harzer Roller. Dabei schnitt er allerlei Grimassen und verdrehte die rotgeränderten, frettchenartigen Augen in oft schreckenerregender Weise. Ihn nachzuahmen, machte uns viel Vergnügen.

Ein anderer, etwas schmächtiger Elsässer, Klaos genannt, verbrachte die freie Zeit meistens mit Briefschreiben. Dabei ließ man ihn selten ungestört und suchte über seine Schultern hinweg aus seinen Liebesbriefen Perlen zu erhaschen. Eines Tages hatte Jan einen angefangenen Brief des Elsässers entdeckt, den er in dessen Abwesenheit vorzeigte und mit rührender Betonung immer wieder vorlas. Der Briefbogen war mit einem bunt gedruckten Strauß aus Rosen und Vergißmeinnicht geziert. Der Anfang des Briefes wurde so oft wiederholt, daß sich uns die ersten Verse unvergeßlich einprägten. Der dichtende Klaos schrieb an seine Frieda:

Der Mensch denkt,
Und der Wachtmeister lenkt.
Wir sind hier ohne Kaserne,
Aber ich habe Dich so gerne.
Bleib lieb und treu,
Es geht ja alles vorbei.

Diesen poetischen Liebesgruß deklamierten wir häufig vor dem Fenster der Soldatenbude, wenn Klaos seiner Liebsten schrieb. Als gutmütiger Gesell nahm er unsere Fopperei mit schmunzelnder Miene auf.

Anders geartet war ein stämmiger Ammerländer, der fuchsige Kaorl. Er war bekannt durch seinen unersättlichen Appetit und fiel auf durch seine damit übereinstimmenden ungewöhnlichen Kinnbacken. Mit Kaorl trieben wir Tauschhandel. Für ihn stibitzten wir Schwarzbrot und erhielten dafür Kommißbrot, das uns besonders gut schmeckte. Der Tausch fiel aber stets zu unsern Ungunsten aus. Beklagten wir uns darüber, so genügte Kaorls unheimliches Zähnefletschen, uns zur Raison zu bringen. Seine Lieblingsspeise war trockene Mettwurst. Oft waren wir Zeugen, wie er in wenigen Minuten eine ansehnliche Mettwurst schnalzend in seinen unergründlichen Magen verschwinden ließ. Was er aber auch immer verspeiste, unsere schmachtenden Blicke rührten ihn nicht, und kein Brocken fiel von des reichen Ammerländers Tisch. Deshalb war er auch nicht unser Freund. Und als er eines Abends von seinen Kameraden verprügelt wurde, weil er beim Mundraub auf frischer Tat ertappt worden war, gönnten wir ihm das von ganzem Herzen.

In hohem Ansehen stand bei uns Kindern ein in der Nachbarschaft wohnender Einjähriger aus dem Jeverland mit Namen Tönjes oder so ähnlich. Während seine Kameraden außerhalb des Dienstes fast unglaubliche Uniformen trugen, zeichnete sich Tönjes durch eine sehr gepflegte Montur aus: er erschien stets wie aus dem Ei gepellt. Wir besuchten ihn häufig und erfreuten uns daran, wie dieser schmucke Jüngling aus dem Friesenstamm sich striegelte, das Haar pomadisierte und dem kräftigen Schnurrbart die gewünschte Form gab. Wenn er mit dem Ausdruck des Wohlbehagens in stolzer Haltung seine Stube

Landesbibliothek Oldenburg

durchschritt, blieb er jedesmal vor dem hohen Wandspiegel stehen, der zur Wiedergabe seiner Heldenfigur in ihrer vollen Größe ausreichte. Die Eitelkeit dieses Jeverländers schlug auch in uns die in jedem Kinde schlummernde verwandte Saite an: auch wir wollten dereinst so stramme Dragoner werden.

Noch ein anderer hellblauer Dragoner, der beim nächsten Nachbarn einquartiert war, steht mir so lebendig vor Augen, daß ich ihn malen könnte. In seinem Körperbau stellte er ein eigenartiges Rassengemisch dar. Die ungewöhnlich langen, etwas krumm geratenen Beine trugen einen sehr kurzen schmalen Oberkörper, aus dem wahrhaft herkulische Arme hervorsproßten, die einem Holzfäller gehören konnten. Ein runder Kopf mit gelbem Gesicht, schielenden Blikken, pechschwarzem Haar, tadellos gedrehten Schnurrbartenden, krönte den Körper dieses leicht reizbaren Kavalleristen, der oft mit seinen Kameraden in Hader geriet und dabei seinem Groll durch eine Flut von Schimpfwörtern Ausdruck verlieh. Auf uns Jungens übte er eine große Anziehungskraft aus, und wir leisteten ihm gern Gesellschaft. Wir fanden Gefallen an diesem schlag- und zungenfertigen Jüngling, ähnlich so wie am „wahren Jacob" auf der Kirmes. Er verstand es meisterhaft, uns zu allerlei kleinen Handreichungen heranzuziehen, besonders an den Waschtagen, wenn die Stubentür herausgenommen wurde, um bei der Reinigung des Drillichanzuges als Waschbrett zu dienen. Den Dank für unsere Hilfeleistung pflegte er in Gestalt eines ausgekauten Priemens abzustatten, den er mit passenden Worten in geballter Faust überreichte. Es gab jedesmal ein höllisches Gelächter, wenn das von uns ihm zugeführte neue Opfer in gleicher Weise bedacht wurde.

Diese originellen Gestalten aus der letzten Cloppenburger Soldatenzeit sind mir klar in Erinnerung geblieben, getreuer als die alltäglichen Geschehnisse, die infolge ihrer abwechselungslosen Wiederkehr allmählich im Gedächtnis verblassen. Von den außergewöhnlichen Vorkommnissen in der kleinen Garnison erinnere ich mich noch eines aufsehenerregenden Überfalls auf einen unbeliebten Unteroffizier, bei dem diesem ein Auge ausgestochen wurde, und einer in Vahren beim Tanzvergnügen vorgekommenen Schlägerei, wobei ein Dragoner, namens Mammen, den Tod fand. Die kindliche Neugier trieb uns am folgenden Tage zum Krankenhaus, wo die Leiche obduziert wurde. Durch die offenstehende Tür der kleinen Leichenkammer, die dem damals nur aus einem Flügel bestehenden Krankenhaus angebaut war, versuchten wir erfolglos, unsere Sensationslust zu befriedigen, und es bedurfte des wiederholten Einschreitens eines Sanitäters, uns von dieser Stätte des grausigen Todes zurückzuhalten.

Als die Dragoner im Jahre 1884 Cloppenburg verließen, um mit den in Oldenburg-Osternburg garnisonierenden anderen Schwadronen des 19. Dragonerregimentes wieder vereinigt zu werden, verschwand mit ihnen ein gut Stück unserer fröhlichsten Jugenderinnerungen. Wir verloren den geselligen Mittelpunkt unseres frühesten Lebenskreises. Am Morgen des Abschiedes, als die Schwadron zum letzten Mal durch die Strassen des liebgewordenen Städtchens ritt, standen wir Jungens in militärisch strammer Haltung vor den Häusern, aufs beste uniformiert mit den abgelegten Monturstücken, die uns die Soldaten gelegentlich geschenkt hatten. Mit diesen Andenken an unsere besten Kameraden belebten wir noch lange die so still gewordenen Straßen.

Die letzte Schwadron der Dragoner nahm am 30. September 1884 Abschied von Cloppenburg, nachdem bereits kurz vorher die andere Schwadron nach Oldenburg zurückgekehrt war. Cloppenburg ist 17 Jahre, von 1867—1884, Garnisonstadt gewesen.

Bernhard Riesenbeck

„Karakterkopp"

Dei Hein, dei dröp den Jann un frög üm: „Segg eis Jann, watt mennst du woll? Wenn einer Karakterkopp tau di segg, — is dat eigentlick ne Beleidigung of nich?" „Ja wat sall ick seggen", segg Jann, „dat weit ick uck nich, aower passen dö mi dat nich". „So hebb ick uck dacht", segg dei Hein. Ick güngk daor gistern dei Löninger Straoten lank, un do begägenden mi son paor junge Schnäösels. Do segg dei eine tau den annern un wiesde nao mi henn: „Kick eis, — wat heff dei Keerl förn Karakterkopp." Ick dreihde mi üm, un heff üm daor'n paor herantrocken — Dat laot'n Beleidigung wäsen — of nich." Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Essen-Quakenbrücksche Grenzhändel in alter Zeit

Nach Fritz Reuters Stromtid gehört der „Hofjungenärger", d. h. der Ärger über den Kleinknecht, zum Wohlbefinden des Bauern, — um schlimmeren Ärger abzuwenden. Ähnlich haben in vergangenen Jahrhunderten die Vorfahren sich durch Grenzstreitigkeiten mit dem lieben Nachbarn das Leben gewürzt, — solange nicht ein richtiger Krieg dieses selbst bedrohte. Solche Grenzhändel sind jahrhundertelang zwischen der Stadt Quakenbrück und ihren münsterschen Nachbarn, vor allen dem Kirchspiel Essen, ausgefochten worden; Ströme von Tinte, gelegentlich auch Blut, sind darüber vergossen worden, und nach Aussage der Akten hat sich dabei auch einiges Scherzhafte zugetragen, wie die gute alte Zeit es mit sich brachte.

Die Stadt Quakenbrück mit ihrer Burg hatte einst 1235 der Bischof von Osnabrück dem Grafen von Tecklenburg, dem Rechtsvorgänger des Bischofs von Münster, unmittelbar auf die Nase, d. h. auf die Grenze gesetzt mit der leidigen Folge, daß über die Ausdehnung des Wohldes und des Schlochters, des Stadtgebietes in nordöstlicher Richtung nach Essen und Dinklage hin, dauernd Unklarheit bestand; noch war die „Landscheidung St. Petri und Pauli", des münsterschen und des osnabrückschen Schutzpatrons, nicht durch Grenzsteine säuberlich abgesetzt. Im Mittelalter hatten in dem von Wasserläufen durchzogenen Heideland sich Herden von Wildpferden getummelt, ähnlich wie in der lippischen Senne, der Heimat des berühmten Senner Pferdes. In der Mitte des 15. Jahrhunderts stahlen Knechte des Grafen von Oldenburg den Quakenbrückern einmal 30, ein ander Mal 20 Pferde nächtens aus dem Wohlde. Das zweite Mal auf handhafter Tat ergriffen, erhielten sie am Galgen das Recht des Pferdediebes, wie die alte Zeit es übte — heute denkt man darüber anders. Ein umstrittener Punkt war der auf der Grenze liegende Kotten Uhlhorn, von dem die Osnabrückschen behaupteten, daß die Schnad (Grenze) zur oberen Tür des Hauses hinein und zur unteren hinaus ging. Die Münsterschen dagegen hielten daran fest (1520), daß dieser Kotten und ein anderer, Homohr, nicht auf St. Petri, sondern „up des hilligen Hemelfursten sunte Pauwels Grunde" stehe. Ob diesem Hader unter den beiden Himmelsfürsten um ein armes Stück Heidegrund kam gar eine jungfräuliche Heilige, St. Margaret, zu Schaden. Die Quakenbrückschen pflegten nämlich vor der Reformation bei ihrem Schnadzug ein Bildnis dieser Heiligen mit sich zu tragen, weshalb der Umzug die Heiligentracht hieß. Da begegnete einst (um 1540) ihr Zug beim Uhlhorn der Essener Heiligentracht; es entstand ein Tumult, wobei das Margaretenbild „schampfirt" (geschändet) und ihm ein Arm abgeschlagen wurde. — Ferner befand sich auf dem Warbomsmersch nördlich der Trentlage das Quakenbrücksche Halsgericht, der Galgen. Aber da die Münsterschen diese Fläche für sich beanspruchten, ließ der Drost zu Cloppenburg, als die Quakenbrücker um 1520 hier einen Dieb hatten henken lassen. „zur Verteidigung münsterscher Hoheit" den Galgen samt dem Dieb abhauen und nach Quakenbrück vor das Stadttor bringen, „welche daselbst liegengeblieben und eine Bodde (Bütte) über des Diebes Körper für Beschädigung der Hunde gestülpt worden". Längere Verhandlungen waren die Folge dieses Übergriffs.

Bald darauf erhob sich ein anderer Streit wegen des weiter östlich gelegenen Wulfenauer Moores. „Annis 1553 und 54 die Dinglagischen mit Pfeiffen und Trummen aus Vegta ausgezogen ufs Wolffener Mohr, Pferdt und Wagen (der Quakenbrückschen und Badbergischen) anzuhalten und zu arrestieren." Man sieht, derartige Pfändungszüge waren halb militärischer Natur, halb Volksvergnügen. Die langjährigen Verhandlungen, die Johann von Hoya, Bischof von Münster wie von Osnabrück, persönlich mit seinen Räten führte, vermochten keine Einigung zu erzielen. Mit Schmunzeln liest man, wie ehrerbietig die sämtlichen Bauern von Osteressen 1576 eine Klage über unberechtigtes Plaggenmähen der feindlichen Nachbarn den Amtleuten von Cloppenburg vortrugen. Sie baten „unsere großgebietende liebe Obrigkeit, als die von Gott mit hoher Vernunft begabet, diese Gelegenheit und unser notdenklich Anliegen zu günstigem Gemüte zu führen". Ach ja, die gute alte Zeit! Wobei übrigens zu bemerken ist, daß der Ton, in dem die Cloppenburger Amtleute

Landesbibliothek Oldenburg

von ihren Eingesessenen sprachen, nicht immer gleich liebevoll-höflich war, wie denn die Akten gelegentlich von ihren Untergebenen als „diesen ohnnützen und versoffenen Bauern" redeten.

In der Folge nahmen die Streitigkeiten an Schärfe zu. In den Jahren 1585 f. hatte der Drost von Dinklage in Cloppenburg den Eingesessenen seines Amtes bei höchster Strafe verboten, in Quakenbrück Kaufmannsware zu verkaufen oder einzukaufen, und hatte für die mit Waren zum Quakenbrücker Jahrmarkt fahrenden Kaufleute in Essen einen Freimarkt veranstaltet zum Schaden der Nachbarstadt. Auf deren Klagen blieben die Cloppenburger Amtleute die Antwort nicht schuldig. Sie verwiesen darauf, daß die Fürstenauischen Beamten zur Bezeigung ihres frevelmütigen, unnachbarlichen Gemütes mutwillig zankdürstiger Weis Anno 1585 nächtlicher Weil mit gewehrter Hand auf münstersches Gebiet in die Wyk (Marktflecken) zu Löningen eingefallen seien, den Richter und Vogt aus den Betten geholt und sie gefangen nach Fürstenau geführt hätten. Darauf habe er, der Drost von Dincklage, auf den Schlochter vor die Wiesenbrücke (an der Straße Quakenbrück-Bevern) einen Schlagbaum gesetzt. Diesen hätten die Quakenbrückschen mit landfriedbrüchiger Gewalt ausgeworfen und zerhauen. Dazu hätten sie noch Injurien gefügt, indem sie zum Hohn drei Galgen darauf gesetzt und daran drei Späne gehangen hätten. „Und nach solcher ehrenrühriger Tat etliche von den Gewalttätern sich auf den abgehauenen Baum niedergesetzet und — mit gebührend Reverenz für Euer Ernvest Gestrenge zu schreiben — ihre Behuf und Notdurft ganz unverschamter Weise getan, dadurch sie gegen diesem löblichen Stift Münster und desselben höchster Obrigkeit Reputation äußerster Verunglimpfung desto mehr am Tag gegeben."

Kommunikationstage „zur Pflanzung des lieben Friedens und nachbarlicher Einigkeit" hatten geringen Erfolg und wechselten ab mit neuen Gewalttaten, Pfändungen und Arrestierung nachbarlicher Güter und Personen. Schließlich lief der ganze Streit in einen großen, weitläufigen und kostspieligen Prozeß beim Reichskammergericht in Speyer aus, dessen Gegenstand die ganze streitige Nordgrenze des Hochstiftes Osnabrück von Quakenbrück bis zum Schultenhof von Aselage bildete, wobei namentlich das Hahnenmoor streitig war. Das Reichskammergericht veranlaßte vom 19.—29. Juli 1598 eine große Einnahme des Augenscheins und Zeugenvernehmung an Ort und Stelle durch seine Kommissare. Hierbei fertigte der Maler Johann Schuermann einen Abriß des ganzen streitigen Gebietes an, die älteste Abbildung der Stadt Quakenbrück und ihrer Umgebung, die sich erhalten hat. Doch ging es selbst bei dieser Gelegenheit nicht ohne eine tüchtige Prügelei zwischen den erhitzten Parteien ab.

Überhaupt wurden, obwohl der Prozeß anhängig war, die Händel immer erbitterter und arteten in offene Feindseligkeiten aus, ungeachtet des schon 1495 verkündeten „Ewigen Landfriedens", der jegliche Fehde und Eigenmacht im Heiligen Römischen Reiche verbot. Beide Parteien hatten Soldaten herangezogen und führten mit ihnen wie mit den als Schützen ausgebildeten Eingesessenen den Grenzkrieg. Demgemäß hatten die Anwohner des streitigen Gebietes viel Ungemach zu dulden, besonders die Bewohner der Kotten Uhlhorn und Homohr. Die Quakenbrücker holten einen Altmans Dietrich, dem sie die Ermordung von zwei der Ihren zur Last legten, aus dem Stroh vom Balken des Uhlhorns, schalten ihn einen münsterschen Schelmen, mißhandelten und schlugen ihn tot, „würden auch die Uhlhornsche selbst nicht verschont haben, da sie zum Glücken ihr kleines Kind auf den Armen mit gehabt und ihr Leben damit verbeten hätte." Bei Homohr kam es um die gleiche Zeit zu einem bewaffneten Zusammenstoß, wobei Homohrs Tochter zu Schaden kam. Die Cloppenburgischen Beamten berichteten über den tragikomischen Vorfall, der wie eine Episode aus dem abenteuerlichen Simplizissimus anmutet, es werde „mit gesparter Wahrheit eingestreuet, als sollte Homohrs Tochter den Soldaten viel Schimpf erzeigt, auch mit Aufhebung ihrer Kleider ihnen ein ungeziemlich Spiegel getonet (gewiesen) haben". Im Gegenteil habe sie „den Soldaten nichts Ungebührliches sehen lassen", vielmehr mit acht Frauen und Kindern zusammengestanden, auf die ein Soldat „gleich wie auf einen Haufen wilder Vögel mit Schrot oder Hagel hineingeschossen und die Magd jämmerlich beschädigt; ob nun solches einen ehrlichen Soldaten recht anstehet, läßt man alle Ehrliebenden erkennen."

Nach diesen Plänkeleien kam es im gleichen Sommer schließlich geradezu zu einer Art von Schlacht mit Toten auf beiden Seiten. Die Quakenbrücker hatten wieder einmal auf dem Warbomsmersch Plaggen

Landesbibliothek Oldenburg

gehauen. Nächtlicherweile, gleich nach Mitternacht, zogen die Münsterschen, an die 500 Mann stark, heran, um den Torf zu vernichten. Die Quakenbrückschen aber lagen in dem Wiesenhaus und in der Landwehr auf der Lauer. Als sie nun münstersche Vorposten nahen sahen, „laufen sie mit Jagdspießen, Büchsen und anderen Gewehren ihnen über die Wiesenbrücke entgegen, fragen mit großer Ungestümigkeit Wol da? (Wer da?), fallen die Unsern an, daß sie sich genau mit ihren Büchsen ihrer entwehren können." Das Ergebnis waren zwei Tote auf münsterscher Seite sowie der Quakenbrücker Heinrich Grothe; der Verlust wäre wohl noch größer gewesen, hätten die Münsterschen nicht das Hasenpanier ergriffen.

In den folgenden schweren Zeiten des Spanisch-niederländischen wie des Dreißigjährigen Krieges, die das Osnabrücker Land wie das Niederstift Münster furchtbar verheerten, scheint der Prozeß liegen geblieben zu sein. Zwar war er noch 1730 anhängig, doch verlautet nichts mehr über seinen Verlauf und Ausgang. Die Not der Zeit stumpfte auch die örtlichen Gegensätze ab, Beamte wie Einwohner hatten dringendere Nöte. Dagegen hören wir, wie 1624 „underschiedliche Landzwingere und derogleichen Gesindlein" (marodierende Soldaten) sich in der streitigen Grenzmark niedergelassen hatten und von dort ihrem üblen Gewerbe nachgingen.

Späterhin, im 17./18. Jahrhundert, fanden dann kleinere Häkeleien immer noch statt. Gegenseitig vernichtete man sich den in der Streitmark gestochenen Torf und Plaggen und beseitigte die vom Gegner dort eingefriedigten Zuschläge (Kämpe). Der letzte Zusammenstoß erfolgte im Jahre 1776, als die Quakenbrücker dem Johann auf der Heide beim Plaggenfahren zunächst Wagen und Pferde pfändeten. Doch begnügten sie sich schließlich damit, ihm „die Mistfurche (Forke), so zum Plaggenaufladen gebraucht," abzunehmen. Auf seine Gegenvorstellung erhielt er von den Quakenbrückern die Antwort: „Diese Furche müssen sie zu einem Wahrzeichen einbehalten". Das war die letzte Trophäe in den jahrhundertealten Grenzhändeln Quakenbrücks mit seinen münsterländischen Nachbarn, und man muß zugestehen, daß die Mistgabel kein übles Sinnbild dieses ganzen langen Heidekrieges darstellte.

Durch einen Staatsvertrag zwischen dem Königreich Hannover und dem Großherzogtum Oldenburg vom 18. April 1831 wurde endlich die Grenze endgültig mitten durch das streitige Gebiet gezogen und damit allen Händeln ein für alle Mal ein Ende gesetzt.

Hermann Rothert

Ein Hoheitsgrenzstreit vor 100 Jahren

zwischen Oldenburg und Hannover um die Bauerschaften Wachtum, Lewinghausen und Düenkamp

Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 waren die Ämter Vechta und Cloppenburg dem Herzogtum Oldenburg und das Amt Meppen dem Herzog von Arenberg als Entschädigung zugewiesen worden. Schon im Jahre 1740 war zwischen den beiden Ämtern Cloppenburg und Meppen, die damals der münsterschen Landesregierung unterstanden, bezüglich der Markengerichtsbarkeit der drei Bauerschaften Wachtum, Lewinghausen und Düenkamp ein Streit entstanden. Er wurde bei der Neuzuteilung noch dadurch verstärkt, daß das Amt Cloppenburg die Hoheit in Justiz-, Kirchen- und Schulangelegenheiten über sämtliche 3 Bauerschaften ausübte, jedoch nicht über die Kortesche Stelle (jetzt Georg Willen), die dem Amt Meppen zugeteilt war. Dagegen war das Amt Meppen in den übrigen Verwaltungsangelegenheiten für die genannten Bauerschaften, mit Ausnahme einiger Stellen, zuständig.

Dieser Zustand hatte für die Einwohner unangenehme Folgen. Es entstanden Verwicklungen, deren Lösung bereits im Jahre 1805 durch Vergleichsverhandlungen vergeblich angestrebt wurde. Nach der französischen Besetzung lebten die Streitigkeiten erneut auf zum Schaden der Eingesessenen, die einmal als Hannoveraner, zum andern als Oldenburger behandelt wurden. Erst im Jahre 1853 kamen Oldenburg und Hannover überein, den Streit beizulegen. Sie ernannten zwei Kommissare, die Regierungsräte Steche aus Oldenburg und Vezin aus Osna-

Landesbibliothek Oldenburg

brück, die in langwierigen Verhandlungen die Grundlagen für einen Staatsvertrag schufen. Dabei war die Frage zu klären, ob die Justizhoheit, die Oldenburg ausgeübt hatte, oder die Verwaltungshoheit, die Hannover zustand, höher zu schätzen war. Aus den Niederschriften geht hervor, welche Unzuträglichkeiten sich aus den ungeklärten Hoheitsbefugnissen ergeben hatten. Dafür einige Beispiele:

Im Frühjahr 1844 wollte der Heuermann Moormann auf einem angekauften Placken in Wachtum ein Haus bauen. Als das Haus im Rohbau fertiggestellt war, erhielt er vom damaligen Amt Haselünne den Befehl, das Gebäude wieder abzubrechen, weil Moormann angeblich versäumt hätte, um Aufnahme in den hannoverschen Staatsverband nachzusuchen. Moormann protestierte dagegen, indem er nachwies, daß er in Wachtum geboren sei, dort stets gewohnt habe und daher berechtigt sei, dortselbst ein Wohnhaus zu errichten. Dessen ungeachtet wurde das Wohnhaus wieder abgebrochen und das Holz weggefahren.

Im Mai 1853 war eine der Gemeinde Löningen angehörige Familie von Elbergen in ein Heuerhaus nach Wachtum gezogen. Als diese Familie, aus 6 Köpfen bestehend, in Not geriet, wurde der Vorsteher in Wachtum vom Amt Haselünne angewiesen, sie trotz aller Proteste nach Elbergen zurückzuschaffen. Da Elbergen jedoch zu diesem Zeitpunkt ein Unterkommen nicht verfügbar hatte, wurde am nächsten Tag der Rücktransport nach Wachtum angeordnet. Der durch diesen Vorfall entstandene Schriftwechsel zwischen den Grenzämtern endete damit, daß die Familie für die Dauer des Heuervertrages in Wachtum blieb.

Im September 1853 war der Schäfer eines nach Hannover steuerpflichtigen Zellers in Düenkamp vom Amtsgericht Haselünne wegen eines wildernden Hundes zu einer Brüche verurteilt, obgleich er in Gerichtssachen dem Amt Löningen unterstand.

Als im Jahre 1857 neue Landesgewichte in Oldenburg eingeführt wurden, hatten der Branntweinbrenner Gloe zu Wachtum und der Gastwirt Behlmann zu Düenkamp, die beide nach Hannover steuerpflichtig waren, die neuen gestempelten Gewichte angeschafft. Ihnen wurde jedoch vom Amt Haselünne aufgegeben, hannoversche Gewichte zu benutzen, die lediglich andere Stempel aufwiesen. Eine Verständigung unter den in diesen Streitfall verwickelten Regierungen wurde nicht erzielt.

Im Herbst 1861 war aus einem Privatfuhrenkamp zu Düenkamp Holz gestohlen worden. Es ergab sich die Frage, ob in diesem Fall die hannoversche Forstordnung oder die oldenburgischen Strafbestimmungen über Diebstahl zur Anwendung kommen sollten. Der Fall blieb nach langem Schriftwechsel unentschieden.

Im Sommer 1863 hatten die Markenvorsteher in Wachtum mehrere Haufen Torf, von den Markgenossen gegraben, öffentlich meistbietend verkaufen lassen, ohne die Erlaubnis vom Amtsgericht Löningen eingeholt zu haben. Sie wurden deshalb zu Brüchen verurteilt. Das Amt Haselünne untersagte ihnen jedoch die Zahlung der Brüche und legte beim Amtsgericht Löningen Beschwerde ein. Auch der dieserhalb geführte Schriftwechsel blieb unerledigt.

Diese Beispiele von Streitfällen mögen zeigen, daß die feste Abgrenzung der Befugnisse zwischen den beiden Ämtern Meppen und Cloppenburg immer dringlicher wurde.

Das wurde nach dem Schlußprotokoll, das am 30. Dezember 1863 in Bremen aufgestellt wurde, erreicht. Es sah vor, daß die Bauerschaft Wachtum mit 370 Einwohnern und einer 2754½ Jück großen Fläche dem Königreich Hannover und die Ortschaften Lewinghausen und Düenkamp mit 180 Einwohnern und einer 972 ½ Jück großen Fläche dem Großherzogtum Oldenburg zugeteilt werden sollten.

Außerdem solle der Pfarrverband der Bauerschaft Wachtum mit der Pfarrgemeinde Löningen unverändert bestehen bleiben, während für die Kortesche Stelle wie bisher die Pfarrgemeinde Herzlake sowie die Schulgemeinde Westrum zuständig sein solle. Wachtum besaß mit dem 15. Februar 1857 eine eigene Kapelle nebst Wohnung für den Geistlichen.

Der Staatsvertrag zwischen Oldenburg und der hannoverschen Krone wurde am 18. April 1864 abgeschlossen und damit dieser mehr als 50 Jahre währende Hoheitsstreit beigelegt.

Fritz Diekmann

Landesbibliothek Oldenburg

Ein „Knaoltjer" vor 60 Jahren

Wenn man an die Siebzig kommt, darf man schon von Erinnerungen sprechen. Man hat immerhin Einiges gesehen und erlebt. Auch ich habe in meinen 65 Jahren einige Erlebnisse gehabt, aber in meiner Erinnerung sind Ereignisse, die an sich tiefe Eindrücke hätten hinterlassen können, viel weniger haften geblieben als meine Kindheitserlebnisse. Ich war in Köln und in Oldenburg im Gefängnis. Bomben zerstörten dreimal meine ganze Habe, soweit ich als Ordensmann überhaupt von einer Habe habe sprechen können. Die staatliche Allmacht verjagte mich aus Rheinland und Westfalen. Eines Tages wollte man mich sogar einen Kopf kleiner machen, weshalb ich mich seitwärts in die Büsche schlug. Das alles ist fast vergessen. Ich hatte je zweimal Privataudienzen bei Pius XI. und Pius XII. Und vor kurzem wurde ich unserem heutigen Bundesvater vorgestellt. Das waren durchaus keine Höhepunkte. In Singapore war ich, in Manila und Shanghai, in Tokio, Honolulu und San Francisco, auch in Karthago und Reykjavik, sogar in Paris, in Rom und natürlich auch in Berlin. Und vor drei Jahren noch war ich in Washington und New York. Aber nichts geht über das Elisabethfehn meiner Kinderjahre am Hunte-Ems-Kanal.

Mein Geburtshaus in Elisabethfehn war die Dienstwohnung des Kanalmeisters, also staatliches Eigentum, und hatte eine eigenartige Lage. Erst wenige Jahre vor meiner Geburt war das große Moor zwischen Oldenburg und Ostfriesland durch den Bau von Kanälen aufgeschlossen worden. Das Haus lag in einem Winkel, der von zwei sich schneidenden Kanälen gebildet wurde, dem Hunte-Ems-Kanal und dem Bollinger-Kanal. Das Grundstück war etwa 2 ha groß, wovon zwei Drittel noch nicht abgetorft waren, so daß fast unmittelbar hinter dem Hause das Hochmoor anstand. Man hatte dort eine Aussicht über Moor und Heide hinweg nach allen Seiten hin. Nach Norden und nach Osten hin lag hinter der Soeste und dem Godensholter Tief das Ammerland. Davor ragten die Türme von Barßel und Harkebrügge aus dem Moor heraus. Nach Nordwesten hin sah man hinter den Waldungen der alten Johanniter-Kommende Bokelesch — woher wir unsere Bickbeeren holten — Ostfriesland. Im Südwesten erstreckte sich das altfriesische Saterland von Strücklingen bis Scharrel, und bei gutem Wetter sah man etwa 20 km entfernt den Kirchturm der alten Hansestadt Friesoythe im Süden aus der durch nichts unterbrochenen Ebene aufsteigen.

Die Nachbarschaft erstreckte sich nach vier Seiten hin, entsprechend der Kanalkreuzung. Am Bollinger Kanal war der protestantische Pfarrer unser erster Nachbar. Mit Pastor Lindemann unterhielten wir sehr gute nachbarliche Beziehungen, die noch andauerten, als beide Familien Elisabethfehn längst verlassen hatten. Zweiter Nachbar nach derselben Seite hin war die Familie Klassen, eine einfache, religiös gesinnte protestantische Kolonistenfamilie. Wir gingen dort nach Belieben ein und aus; denn Vater Klassen war in unserem Hause Faktotum und wurde fast wie ein Opa gehalten. Zur entgegengesetzten Seite nach Barßel hin hatte sich damals noch niemand angebaut, so daß wir dort keine Nachbarn hatten. Am Hunte-Ems-Kanal unterschied man „oben" und „unten". Oben war von unserem Hause aus die Richtung nach der Hunte, also nach Oldenburg hin, weil fast in der Mitte zwischen Oldenburg und uns die höchste Bodenerhebung war und deshalb der Wasserstand, durch mehrere Schleusen reguliert, von uns aus nach dieser Richtung hin anstieg. Unten war die Richtung nach der Ems, also nach Ostfriesland hin. Von den Nachbarn, die oben von uns wohnten, war die protestantische Familie Hoffmann mit uns sehr befreundet. Der alte Vater war schon der erste Vorarbeiter meines Vaters gewesen, und es war fast selbstverständlich, daß sein Sohn Gerd das Amt später erhielt. Gerd Hoffmann gehörte mit Opa Klassen zur Familie. Nach unten hin war jenseits des Bollinger Kanals die katholische Familie des Gastwirts Fennen uns zunächst benachbart. Der alte Herr Kaspar Fennen war eine etwas derbe Natur, starrköpfig, aber gradlinig und ehrlich. Seine Frau lag über zwanzig Jahre hindurch völlig gelähmt auf einem Schmerzenslager. Neben dem Hause Fennen war die protestantische zweiklassige Schule. Hauptlehrer Weidhühner war ein fröhlicher Mann, der fast immer lächelte; seine Frau dagegen zurückhaltend, fast fremdartig. Die Kinder waren selbstverständlich unsere Spielgefährten. Sehr oft waren wir Kinder zu Gast bei einem anderen

Landesbibliothek Oldenburg

Nachbarn, dem protestantischen ostfriesischen Bäckermeister Müller, einmal, weil es dort Zwieback gab, dann aber auch, weil wir dort spielen konnten.

Das war die nächste Umgebung in meiner frühesten Jugend: Moor, Kanäle, Torfgräben. Dazu Menschen verschiedenster Art: katholische, niedersächsische Münsterländer und protestantische Ostfriesen. Eine katholische Kirche gab es damals nicht im Ort. Die Pfarrkirche in Strücklingen — damals eine Notkirche — war 5 km, die Kirche in Barßel 3 km entfernt. Die katholische einklassige Schule lag am untersten Ende der Kolonie, auch etwa 3 km von unserem Hause ab. Die nächste Bahnstation war Augustfehn, der Weg dorthin immerhin 10 km lang. Ich sage mit Absicht „Weg". Denn eine gepflasterte Straße gab es in der ganzen Kolonie nicht. Es war zweifellos ein Ort unberührter Wildnis, wo wir aufwuchsen.

Meine früheste Erinnerung geht auf ein Paar Stiefel. Meine Eltern hatten mir Lackstiefel gekauft. Nun waren sie draußen schmutzig geworden. Ich sah diese geradezu unmögliche Tatsache und machte entsprechenden Lärm. Im übrigen muß ich auf Sauberkeit weniger Wert gelegt haben; denn ich wurde einmal von einem Jungen aus dem Nachbarort Barßel mit jungenhafter Grobheit auf das Fähnchen an meiner Nase aufmerksam gemacht. Sehr unangenehm waren mir Mädchen; ich wollte nur mit Jungens und Männern zu tun haben. Später soll es geraume Zeit hindurch anders gewesen sein.

Vater hatte mir einige Sprüche beigebracht, die ich bei jeder passenden Gelegenheit aufsagen mußte; sie sind mir heute noch geläufig: „Ich hatte noch die Gnade, einen Tag Untertan seiner Majestät des großen Kaisers, Wilhelm I., zu sein." „Bismarck ist ein großer Mann, dem die Ruhe wohl zu gönnen ist." „Gott sei Dank, der Friede zwischen Kaiser Wilhelm und Bismarck ist wieder hergestellt". Oder ich mußte singen: „Stiefelputzer ist mein Vater im Berliner Stadttheater, in Berlin, wo die schönen Rosen blühn". Am Ende der Vorstellung flüsterte ich jedem ins Ohr: „Wo steit et met'n Klingelbül?" Worauf dann einige Pfennige in die Sparbüchse kamen. Auf einer Eisenbahnfahrt, wovon ich sonst nichts mehr weiß, kam der Schaffner ins Abteil und forderte die Karten. Vater hatte für mich keine Karte gelöst und wurde deshalb zur Rede gestellt: „Der Junge ist doch über vier Jahre alt oder nicht?" „Fragen Sie ihn doch selber". „Nun, mein Junge, wie alt bist du denn?" Dann kam es, genau wie ich es gelernt hatte: „Ich hatte noch die Gnade, einen Tag Untertan Seiner Majestät, des großen Kaisers, Wilhelm I., zu sein." Der Beamte war sprachlos, schlug unwillig die Tür zu und ließ mich umsonst fahren.

Vater machte gern „Staat" mit seinen 9 Kindern. Wenn Besuch kam, mußten alle antreten; selbst die kleinsten mußten da sein. Dann wurde zweistimmig gesungen, vor allem Vaters Lieblingslied „Es blüht der Blumen eine". Ein etwas drolliges Lied bildete meistens den Schluß; ich vermute, daß die letzte Strophe des Liedes von uns selbst gedichtet worden war: „Mein Häuschen liegt unten im Moore, wohl zwischen zwei Kanälen gebaut. O, wie herrlich leuchtet mir die Sonne, da fühl ich kein Ach und kein Weh. Du bist zum Piddewiddewit, du bist zum Piddewiddewit, du bist zum Piddewiddewit, du bist kaputt."

Auf dem Lande gibt es bekanntlich Jauchegruben. Unser Dienstmädchen Lina — als meine älteste Schwester aus der Schule entlassen war, gab es bei uns solchen Luxus nicht mehr — machte die Jauchegrube leer. Von den beiden Fallklappen war nur eine aufgeklappt, und ich benutze die Gelegenheit, mich im Springen zu üben. Das Mädchen mußte für eine Zeit fort und ließ mich allein. Als sie wiederkam, entdeckte sie mich zu ihrem Sckrecken unten in der Jauchegrube, aus der ich ziemlich bewußtlos herausgezogen wurde. Die Sache war wenig appetitlich, hat mir aber weiter keinen Schaden gebracht. Ob der Geist dadurch ein wenig gedüngt worden ist, kann ich nicht sagen.

Vor meinem Geburtshaus zog sich ein Graben hin, der das Wasser des Kanals um die Schleuse herumleitete und es so ein wenig regulierte. Damit kein Schmutz aus dem Graben in den Kanal kommen sollte, befand sich vor dem als Röhrengang unter dem Bollinger Weg geführten Kanaleinfluß des Grabens ein Gitter. Mir machte es eines Tages ein besonderes Vergnügen, über den Querbalken dieses Gitters von einer Seite des Grabens zur anderen zu hüpfen. Dabei plumpste ich ins Wasser. Hätte nicht ein Schiffer mein Verschwinden bemerkt, so wäre ich im Graben ertrunken; denn als man mich herauszog, war mein Bewußtsein schon so weit geschwunden, daß ich mich selbst nicht mehr hätte retten können.

So kam die Zeit, die mich, wie jedes Kind, zum ersten Mal einer ernsten Aufgabe

Landesbibliothek Oldenburg

gegenüberstellte, die Zeit der Schule. Es war Sitte, daß die Neulinge so gesetzt wurden, wie sie kamen. Wer also am frühesten da war, bekam den ersten Platz. Selbstverständlich brachen meine besorgten älteren Schwestern möglichst früh mit mir auf, und es ging fast im Laufschritt zur Schule. Leider waren wir nicht allein schlau gewesen, und darum waren andere schon vor uns gekommen. Ich erhielt zum großen Ärger meiner Schwestern den zweituntersten Platz.

Die katholische Volksschule in Elisabethfehn war etwas Originelles. Knaben und Mädchen, durchweg an die 40, bildeten eine einzige Klasse. Darum war auch nur ein Schulraum da, der allerdings räumlich genug war. Das Schulzimmer war einfach geweißt, hatte Fenster mit Eisensprossen und grau gestreifte Fenstervorhänge. An Möbeln fanden sich vor ein Pult, eine Wandtafel, altmodische Bänke und ein Torfofen. Der Torf wurde von den Eltern der Kinder umsonst geliefert. Jede Familie mußte im Herbst eine entsprechende Menge zur Schule bringen. Es kam im Laufe meiner Schulzeit schon mal vor, daß der Schornstein nicht zog und das Schulzimmer voll Rauch stand. Das war mit das glücklichste Ereignis, das eintreten konnte; denn dann hatten wir frei. Die Fenster ließen sich nicht öffnen; es konnten an zwei Fenstern nur je eine kleine Rute aufgemacht werden, so daß der Rauch nicht abziehen konnte. Nicht ohne Erfolg versuchten wir zuweilen, das Abziehen des Rauches künstlich zu verhindern. Wir taten es ohne Gewissensbisse.

Der Schulplatz war groß. Uns stand nicht nur der eigentliche Platz mit dem typischen alten Dorfschulreck und einem Barren zur Verfügung, sondern der ganze Kanalweg mit den Uferböschungen und — wenn wir wollten — das ganze, fast unbewohnte Hinterland des Schulgebäudes. An Romantik fehlte es also nicht. Die hygienischen Einrichtungen waren einfach. Für kleine Bedürfnisse tat eine schräg hinter einem Holzverschlag angebrachte Dachrinne gute Dienste. Für größere Bedürfnisse galt das physikalische Prinzip des freien Falls. Im Winter war die Mittagspause reichlich kurz. Wir konnten, da wir 3 km von der Schule entfernt wohnten, nicht nach Hause gehen, sondern mußten in der Schule bleiben und dort anstelle eines Mittagessens mit einem mitgebrachten Butterbrot fürlieb nehmen. Dafür bekamen wir nachmittags um 5 Uhr nach der Heimkehr unser aufgewärmtes Mittagessen, das durchweg als Eintopfgericht gekocht war und aufgewärmt besonders gut schmeckte. Auf dem Wege zur Schule nahmen wir uns Zeit. Denn der Herr Lehrer nahm es mit dem Unterrichtsbeginn nicht so genau; dafür lag die Schule zu weit entfernt von der Kontrollzentrale, dem Ortsschulinspektor, nämlich dem Pfarrer in Barßel. Noch mehr Zeit nahmen wir uns auf dem Rückwege. Der Weg führte stets am Kanal entlang. Im Winter war es ein besonderes Vergnügen, auf Schlittschuhen zur Schule zu laufen.

Das erste Eis wurde deshalb freudiger begrüßt als der kommende Frühling. Im Sommer lagerten wir uns irgendwo am Kanal hin, zogen die Kleider aus und sprangen ins Wasser. Badehosen kannten wir nicht, entbehrten sie auch nicht. Auch kamen wir im Sommer meistens barfuß zur Schule. Es war für mich stets ein Kreuz, daß ich nicht Kleider tragen durfte wie die Jungens der Kolonisten. Weil alles relativ ist, gehörte die Familie des Kanalmeisters in Elisabethfehn zur Hautevolee. Ich hatte halblange Hosen, sogenannte Dreiviertelschwenker, und solche Hosen — zur Vorsicht waren es Klapphosen — waren das äußere Zeichen der Vornehmheit. Dazu trug ich weiße Hemden mit kurzen Ärmeln und eine meist oben geschlossene Jacke. Meine Mitschüler trugen ein rotkarriertes Hemd und lange Hosen, die durch einen Bauchriemen gehalten wurden. Im Sommer trugen sie nur diese beiden Kleidungsstücke. Im Winter dazu rote Strümpfe in Holzschuhen und eine offene Jacke. Mich packte oft der Neid, daß die andern sich so ideal kleiden durften. Holzschuhe trugen auch wir, zeitweise auch rote Strümpfe, aber meistens schwarze. Beim Baden war es den Jungens eine Kleinigkeit, mit den Kleidern fertig zu werden, bei mir dauerte es immer etwas länger.

Unser Lehrer, Franz Südbeck, war eine sehr ernste Natur. Ich habe ihn selten lachen sehen. Darum hatten wir auch Angst vor ihm; seine beiden Jungens vielleicht am meisten. Aber wer rege war und zum Lernen bereit, konnte bei Lehrer Südbeck viel lernen. Ich muß ihm nachrühmen, daß in meinem Leben kein Lehrer mich so gefördert hat wie er. Als ich nach 7 Schuljahren vom Unterricht befreit wurde und nach weiteren 1¾ Jahren Privatunterricht auf die Obertertia nach Vechta kam, konnte ich die Konkurrenz mit meinen Mitschülern ohne Schwierigkeiten aushalten. Lehrer Südbeck steht bei mir im besten Andenken.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Strenge des Lehrers hatte während meiner Schulzeit mehrmals eine Wirkung, die dem Lehrer sehr unangenehm, uns aber ein Spaß war. Es kam vor, daß Schüler in der Pause vor Angst wegliefen. Selbstverständlich mußten sie zurückgeholt werden, und ich war jedesmal dabei, wenn einer geholt werden sollte. Dann hatte man dasselbe Vergnügen des Ausreißens, ohne belangt werden zu können. Gebracht habe ich niemals einen der Ausreißer. Das erste Mal wäre es mir dabei fast übel ergangen. Ein 13jähriger Junge nahm in der Pause plötzlich mit einem Schrei Reißaus. Sofort liefen zwei andere hinterher, ihn wiederzuholen, und forderten mich auf, mitzukommen. Ich war gerade 9 Jahre alt. Das einmalige Sagen genügte; schon war ich unterwegs und kam nach zwei Stunden allein zur Schule zurück, unmittelbar vor Schluß. Ich muß wohl zu drollig ausgesehen haben, als ich allen Ernstes erklärte, ich hätte den Ausreißer nicht gefunden; denn dieses Mal lachte der sonst so ernste Lehrer.

In meinem ersten Schuljahr war es, als der Blitz um 12 Uhr nachts in unser Haus einschlug und zündete. Das ganze Haus brannte bis auf die Mauern nieder; beinahe wären wir Kinder auf der Flucht zum Nachbarn Fennen in den Kanal gelaufen. Kurz vor dem Brand war der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter in Elisabethfehn gewesen und hatte uns besucht. Soweit ich mich erinnere, war er dreimal bei uns im Hause. Meistens fuhr er in unserem Boot, das sonst dazu bestimmt war, Torf und Heu zu holen, das aber, wenn der Großherzog kam, prachtvoll ausgestattet und von einem Motorboot den Kanal entlang gezogen wurde. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß der Großherzog in Campe von der 80jährigen Mutter des Schleusenwärters Schütte freundlich eingeladen wurde: „Kik eis, Här Großherzog, dat is aober moie, dat Sei eis kaomt. Nu setten Sei sik'n bäten bi mi hen". Und der Großherzog setzte sich an den Herd der alten, hochbeglückten Frau. Wie fein der Fürst dachte, geht aus der Tatsache hervor, daß er nach dem Brande unseres Hauses meiner Mutter, also nicht meinem Vater, dreihundert Mark überwies als Beihilfe zur Wiederbeschaffung verbrannter Hausgegenstände. Sein Nachfolger Friedrich August war weniger angenehm. Als auch er eines Tages inkognito nach Elisabethfehn kam, bestieg er das geschmückte Boot. Bevor es abfuhr, fragte er, ob man Kognak an Bord hätte. Mein Vater verneinte. Sofort wurde der Adjudant, ein Herr von Plettenberg, der Offiziers-Uniform trug, in die Gastwirtschaft Holzenkämpfer geschickt, um eine Flasche zu holen. In Elisabethfehn trank man einfachen „Klaoren", keinen teuren Kognak. Weshalb sollte man auch für das Kratzen im Halse 10 Pfennig ausgeben, wenn man es für 5 Pfennig haben konnte? So dauerte es etwas, bis Herr Holzenkämpfer eine entsprechende Flasche gefunden hatte. Königliche Hoheit wurde ungeduldig. Schließlich rief höchstdieselbe: „Abfahren!" Als mein Vater erklärte, der „Leutnant" sei noch nicht da, meinte der Großherzog: „Der Leutnant kann nachschwimmen." Aber man fuhr doch nicht ab, bis der Adjutant mit der Pulle da war.

Besonders fein waren Ausgänge mit unserem Vater, wenn irgendwo im Kanal eine Brücke oder eine Schleuse gebaut wurde. Beim Schleusenbau spielte das Fangen des Aals eine große Rolle. Um ungestört arbeiten zu können, legte man an beiden Seiten der Schleuse einen Damm in den Kanal und pumpte aus dem so vom Wasserzulauf abgesperrten Stück das Wasser mit einer von einer Lokomobile getriebenen Schneckenpumpe. Die Fische wurden zumeist durch die Pumpe mit herausgehoben; nur die Aale hielten sich im Schlamm auf und konnten nach der Trockenlegung gefangen werden. Bekanntlich ist es nicht leicht, den Fisch, so da Aal heißt, am Schwanz zu halten. Das wußte auch schon der selige Heinrich Seuse. Darum nahmen wir Gabeln, spießten damit den Aal und hoben ihn in einen Eimer hinein. Es kam vor, daß wir einen ganzen Eimer mit Aal füllen konnten.

Die Ausbesserungen am sogenannten Brückenkanal in Campe dauerten sehr lange. Das Glück wollte, daß unsere Sommerferien, die drei Wochen uns frei sein ließen, in diese Ausbesserungszeit fielen. Die Fahrt dorthin und die in Campe verbrachte Ferienzeit, das Schlafen bei Vater im Wohnschiff, Besuche von dort aus nach Reinshaus und Schwaneburg gehören zu den schönsten Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Die Fahrt mit unserem gutmütigen Bootsjungen Johann war eine großartige Entdeckungsfahrt. Obwohl nur 10 km zurückzulegen waren, haben wir 8 Stunden gebraucht, um zum Ziele zu kommen. Wir haben die letzten 6 km nicht auf dem Kanalweg zurückgelegt sondern haben einen großen Umweg durchs Moor gemacht, das uns in seiner Unberührtheit und in seiner Gefährlichkeit

Landesbibliothek Oldenburg

wunderbare Erlebnisse schenkte. Der Empfang bei Vater wurde dann allerdings auch ein Erlebnis.

Eine unangenehme Aufgabe war für mich das Hüten der Kühe. Man war zu sehr gebunden. Nur morgens vor dem Gang zur Schule übernahm ich die Aufgabe gern, besonders wenn ich die Kühe aufs Hochmoor treiben durfte. Dort war es so eigenartig einsam, wenn kein Menschenlaut zu hören war, nur das Trillern der Vögel, das Zirpen der Grillen und das Gesumme der Immen. Und wenn dann bei Westwind die Glocken von Ostrhauderfehn, von Strücklingen und Ramsloh übers Moor herübertönten und ich im „Deutschen Hausschatz" oder in „Alte und Neue Welt" las, dann überkam mich nicht selten eine romantische Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, das mich mächtig gefangen nahm und mir mehr als einmal Tränen herauspreßte. Überhaupt der Morgen in der Einsamkeit des Moores!

Das Wasser spielte in meiner Jugend eine große Rolle. Unser Haus lag ja zwischen zwei Kanälen, und im Sommer liefen wir nicht selten vom Bett aus ins Wasser, wie wir im Winter die Schlittschuhe zu Hause anlegten, um damit aufs Eis zu gehen. Eine besondere Freude war das Segeln. Vater hatte als Kanalmeister ein Segelboot, das aus Norwegen gekommen war. Es war sehr leicht und schlank gebaut und hatte ziemlich viel Tuch. Auf den Kanälen, die durch das völlig ebene, von Bäumen kaum bestandene Moor gingen, konnte man prachtvoll segeln. Von Kindesbeinen daran gewöhnt, verstand ich die Kunst des Segelns ausgezeichnet. Niemals bin ich mit dem Boot gekentert, obwohl es mir Spaß machte, wenn das Boot im schnellen Lauf sich soweit auf die Seite legte, daß das Wasser über den Bordrand lief. Einmal hatten drei Herren, ein Geistlicher und zwei Lehrer, gebeten, mit dem Boot nach Barßel segeln zu dürfen. Den Rat meiner Mutter —(Vater war nicht zu Hause — mich mitzunehmen, lehnten die Herren, echte „Landratten", mit einem lächelnden Blick auf mich elfjährigen Knirps ab. Sie ließen das Boot vom Bootsjungen im Windschutz hinter einem großen Hause anlegen und stiegen ein. Die Segel wurden hochgezogen und das Boot abgestoßen. Aber im selben Augenblick, als es aus dem Windschutz herauskam, wurde es von einem Stoßwind erfaßt, und weil das große Segel, das man beim Segeln immer in der Hand halten muß, festgesteckt war, kippte das Boot um und die drei segellüstigen Herren plumpsten ins Wasser. Die beiden Lehrer waren Herr Brahm aus Strücklingen und Herr Meistermann, später in Ellenstedt. Der Geistliche war der spätere Pfarrer in Holdorf.

Kurze Zeit im Sommer stand uns ein Motorboot zur Verfügung. Bald war es die kleine „Hunte-Ems", bald die größere „Otter", die mit einem Kajütenaufbau versehen war. Mit der „Otter" wollten wir eines Sonntags nach Barßel zur Frühmesse, um dann mit dem gleichen Boot nach Friesoythe zum Amtsverbandskriegerfest zu fahren. Meine Schwester (später als Franziskanerin Schwester Secunda) stand im Ölmantel und Südwester am Steuerrad und gab nicht wenig an. Aber reichlich unerfahren, verstand sie es nicht, das Boot unter einer nur halb aufgezogenen Zugbrücke hindurch zu steuern. Der Kajütenaufbau sauste gegen den Brückenrand und war bald nur noch Splitter und Scherben. Zuerst war der Ärger meiner Eltern sehr groß, und bei meiner Schwester flossen die Tränen unaufhaltsam. Dann aber haben wir zunächst zu Fuß den Kirchgang gemacht und für den Nachmittag uns einen Kutschwagen gemietet und sind doch noch zum Kriegerfeste gefahren.

Wundervolle Tage waren St. Nikolaus, Weihnachten und Kirmes. Am Abend des Nikolausfestes stellten wir unsere Holzschuhe auf die äußere Fensterbank. In jeden Holzschuh wurde ein Kohlblatt gelegt für den Esel des Heiligen. Während Nikolaus durch die Gegend ritt, saßen wir erwartungsvoll in der Stube und sangen Adventslieder, bis Vater und Mutter plötzlich ausriefen, Nikolaus sei dagewesen. Diese Erklärung bedurfte keines Beweises; denn die Tatsache, daß über dem Holzschuh ein „Stutenkerl" lag, und mehr noch die wunderbare Begebenheit, daß der Esel den Kohl weggefressen hatte, sagten mehr als genug. — Weihnachten wurde den Advent hindurch vorbereitet. Wir schenkten den Eltern nichts; denn mindestens bis ins achte Lebensjahr hinein kam für mich das Christkind. Und was brachte es! Bald war es eine Mütze, bald ein Gesangbuch, bald ein Werkzeugkasten. Und stets lagen Äpfel, Nüsse und Kuchen dabei. Ich glaube nicht, daß die Unkosten bei dieser Bescherung für jedes einzelne Kind jemals mehr als eine Mark betragen haben. Aber wer brauchte auch mehr! Für uns erstand mit dem Gabenteller unterm Christbaum eine Wunderwelt. — Auf der Kirmes — wir

Landesbibliothek Oldenburg

sagten „Barßeler Markt" — machten wir uns mit den 50 Pfennigen, die jedes Kind bekam, die größte Freude. Was konnte man nicht alles für 50 Pfennig haben! Und was man nicht kaufen konnte, durfte man doch besehen.

Sehr rege war in der Familie das religiöse Leben. Wenn wir morgens geweckt waren und uns fertig gemacht hatten, traten wir an, um den obligaten Morgenpfannkuchen zu essen. Fast regelmäßig fragte Mutter, ob wir auch das Morgengebet verrichtet hätten. Vor und nach Tisch wurde mittags und abends gemeinsam das liturgische Tischgebet gesprochen. Abends wurde auch das Abendgebet gemeinsam gebetet: „Herr, erhalte uns, da wir wachen, und behüte uns, da wir schlafen, damit wir mit Christus wachen und in seinem Frieden ruhen!" Vor dem Bilde der hl. Familie beteten wir kniend das Gebet Leos XIII. zur hl. Familie. In der Fastenzeit überdies den Rosenkranz.

Unsere religiöse Überzeugung suchte sich aber auch auf eine andere, anscheinend üble Weise zu äußern. Wenn wir Knaben aus der Schule kamen, so begegneten uns Schüler aus der protestantischen Schule. Dann gab es vielfach Prügeleien. Einmal wäre es mir bei einer solchen Prügelei beinahe recht übel ergangen. Vor Angst war einer der Jungen, der Sohn eines Schleusenwärters, in den Kanal gesprungen und hatte, um die nassen Hosen zu erklären, bei seinen Eltern gepetzt. Am andern Tag sah ich auf dem Heimweg von der Schule den Vater des Jungen an einer der Brücken stehen und hatte das unbestimmte Gefühl, daß der Mann auf mich wartete. Vorsichtig machte ich einen entsprechenden Bogen. „Jupp, kumm eis her!" Da war mir alles klar. Ich nahm schnell meine Beine unter die Arme und verschwand. Auf die Anklage des Schleusenwärters hin nahm mein Vater dann am Abend die Funktion vor, die der Schleusenwärter hatte ausführen wollen. Aber Prügel vom Vater gehörten schon dahin und waren nicht gegen die Jungenehre.

Der Konfessionsunterschied diente eigentlich dazu, eine Keilerei möglich zu machen; es waren auf diese Art von vornherein zwei Parteien da. Ohne Schwierigkeit gab es trotzdem Freundschaften zwischen hüben und drüben, und im Winter beim Eislauf hielten die „Knaoltjers" treu zusammen, wenn vom Kirchdorf Barßel die Jungens herüberkamen, um bei uns Schlittschuh zu laufen. Allerdings habe ich die Rache der Jungens von Barßel einmal gründlich zu fühlen bekommen. In der Kirche in Barßel war Ewiges Gebet. Wir gingen zur Schlußandacht. Es war schon dunkel. Als ich gerade die Treppenstufen zum Kirchhof hinaufgestiegen war, wurde ich von hinten gepackt, einige Meter seitwärts geschleppt, auf ein Grab geworfen und verprügelt. Ich heulte vor Wut, versuchte mich freizumachen, vor allem zu erkennen, welche Jungens mich verprügelten, aber alles war umsonst. Die Burschen gaben keinen Laut von sich. Auf einmal wurde ich losgelassen und stand nun allein da in Wut und Scham als verprügelter Junge. Von meinen Gegnern war niemand zu sehen. Nun tat ich etwas durchaus Unjungenhaftes. Ich ging in die Kirche auf die Orgelbühne und petzte bei meinem Onkel, dem Hauptlehrer von Barßel. Er spielte gerade die Orgel. „Unkel Joseph, dine Jungens hebt mir verproegelt." Mein Onkel schaute nicht einmal zur Seite, sondern brummte nur: „Schast et woll verdeint hebben." Damit war auch diese Sache, die allerdings mit meiner religiösen Entwicklung nichts zu tun hat, erledigt.

Die Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion nahm Pfarrer Heuer in Strücklingen sehr genau. Zweimal in der Woche mußten wir das letzte halbe Jahr vor der „Annahme" den Weg zur Pfarrkirche machen, um dem Kommunionunterricht beizuwohnen. Der alte Herr Pfarrer hatte die Gepflogenheit, die Kinder in der Reihenfolge zur Kommunionbank gehen zu lassen, wie ihre Leistungen im Kommunionunterricht gewesen waren. Über den pädagogischen Wert dieser Maßnahme kann man zweifelsohne streiten. Jedenfalls bemühten sich die meisten Kinder, fleißig zu lernen. Dieser geistigen Vorbereitung lief die rein äußerliche Vorbereitung parallel. Hatte ich bis dahin jedes Jahr zu Palmsonntag einen neuen Anzug und neue Schuhe bekommen, so erhielt ich jetzt neue Sachen erst zum Kommuniontag, d. h. zum Sonntag nach dem Feste des Kirchenpatrons St. Georg. Im Jahre 1901 war das der 28. April. Hatte ich bis dahin kurze Hosen oder halblange Hosen getragen, so sollten jetzt zum ersten Mal mich lange Hosen mit Hosenträgern schmücken. War meine Jacke früher bis zum Halse geschlossen gewesen, so bekam ich jetzt einen richtigen Rock mit Kragen und Schlips und einen schwarzen Hut. Kurz, ich erhielt zum ersten Mal das Äußere eines Mannes. Am Kommuniontage fuhren wir im Segelboot zur Kirche, Musik

Landesbibliothek Oldenburg

holte uns Kommunionkinder von der Volksschule in Strücklingen ab. Die Zeremonien waren die gebräuchlichen. Während der Austeilung der hl. Kommunion sangen zwei kleine Knaben: „Laßt die Kinder zu mir kommen, sprach so sanft der Menschenfreund; diese Worte sind so traulich, sind so herzlich gut gemeint." Das Lied war reichlich sentimental, aber das Volk hätte es ungern bei der Erstkommunion vermißt.

Zum religiösen Brauchtum, das auf mich starken Eindruck machte, gehörte die Osterfeier frühmorgens 5 Uhr in Barßel. Die Kirche war stets brechend voll. Mit dem Glockenschlag kam der Pfarrer Zurborg, dem vier Ministranten vorangingen, aus der Sakristei und ging zum Heiligen Grabe. Ohne Orgel stimmte er an „Christ ist erstanden" Darauf klapperten die Ministranten mit ihren Klappern. Das Lied wurde ein zweites Mal, aber etwas höher, angestimmt. Wiederum wurde geklappert. Aber nach dem dritten noch höher gesungenen „Christ ist erstanden" fingen die Meßdiener an zu klingeln, alle Glocken setzten ein und das Volk sang unter dem Brausen der Orgel das Lied weiter: „Von der Marter allen, deß' wollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein." Im selben Augenblick erschien im strahlenden Lichte das Bild des Auferstandenen über dem Heiligen Grabe. Dann ging die Prozession im Morgendämmern um die Kirche. Der Priester trug ein großes Kreuz. Am Kirchenportal wieder angekommen, blieb das Volk stehen und ließ den Priester mit dem Kreuz durch seine Reihen gehen. Ziemlich wuchtig stieß der Pfarrer mit dem Kreuzbalkenfuß gegen die verschlossene Tür: „Öffnet ihr Fürsten euere Tore und hebet euch, ihr ewigen Pforten, denn einziehen will der König der Herrlichkeit." Darauf antwortete die Stimme des Hauptlehrer, der zugleich auch Küster und Organist war: „Wer ist der König der Herrlichkeit?" Der Pfarrer darauf: „Der König der himmlischen Mächte, der ist der König der Herrlichkeit". Die Zeremonie wurde dreimal vorgenommen, und dann öffnete sich das Kirchentor, und unter dem Gesang „Das Grab ist leer" ergoß sich die Menge wieder in die Kirche. Mir imponierte es gewaltig, daß mein Onkel Joseph, der Bruder meines Vaters, den auferstandenen Heiland in die Kirche einzulassen hatte.

Abends war Osterfeuer. Vater ließ jedes Jahr ein nicht ganz leeres Teerfaß auf einen in die Erde getriebenen, etwa 3 m hohen Pfahl aufstecken. Das gab eine wunderbare Osterfackel. Es ist mir, als leuchtete sie mir heute noch.

Laurentius Siemer

Dei ame Holskenmaoker un dei rieken Burn

In'n Anfang van ditt Jaohrhundert wör dat gang un gäwe, dat bi jeden Bur in'n Hafst för acht oder värtein Daoge dei Holskenmaoker köm, üm dat nödige Quantum Hölsken för dat ganze Jaohr fadig tau maoken. Jeder up'n Hoff, dei Holsken drägen künn, wütt versorgt. Dei Holskenmaoker N . . . ut Hochelsten was all wat in dei Jaohren kaomen. Mit dat Seihn wüt dat uck nich bäter. Einmaol han üm dei Kinner van'n Hoff upp dei Stäe, waor hei sin Präumken henleggen dö, üm tau fräuhstücken, 'n Häunerkäötel henlegt. As hei weer trügge köm, greep hei daornaoh, — sä aower wieder nix. Up sine Aort un Wise wör hei son richtigen Schelm. Eines Daoges segg hei tau den Bur: Wat heff ick vernacht doch'n sonderbaoren Droom hat! Ick drömde, ick wör storben. Dei beste Brauer wör ick uck nich wäsen. Nu har ick wat Angst, wo mi dat daor baoben woll gaohn wull. Petrus schlög dat Bauk up und segg tau mi: Dor is nix an tau maoken, — du moß för dine Untaten in dei Hölle büßen! Gaoh den Gang man lang. Ganz an'n End, daor is en Dörn, daor steiht Hölle vörschräben, daor klopp man an. Nu wör mi dat Hart doch wat in dei Büxen schaoten. Ick troddele langsaom los, un as ick bi dei leste Dörn anköm, waor Hölle vörstünd, kloppde ick sinnig an. „Well is daorför?", schnaude dei Düvel van binnen. „Son amen Holskenmaoker ut Hochelsten!" „Dann maok man, dat du wedder wegkummst. An'n amen Holskenmaoker ligg mi nix, — ick kann rike Burns naug kriegen."

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Die Mühle in der Bokeler Mark

Ein Beitrag zur Geschichte der Mühlenbesitzung und zu ihrer Stellung in der Bokeler Mark

Die von Dr. H. Ottenjann angestellten Forschungen über die Errichtung der Bokeler Mühle und des Mühlenhauses, über die Mühlenkonzession, die Erbpachtrechte und Eigentumsverhältnisse — vgl. Oldenburger Jahrbuch, Bd. 44 und 45, Oldenburg 1941, S. 125 ff. — erwähnen mehrfach die Beziehungen der Mühlenbesitzung zur Bokeler Mark und zu den Markgenossen. Der Bedeutung der Mühle, die jetzt als ein Schmuckstück des Museumsdorfes in Cloppenburg kommenden Generationen erhalten bleibt, mag es entsprechen, wenn auf den zähen Kampf der Mühlenbesitzer um die Anerkennung von Berechtigungen in der gemeinen Mark näher eingegangen wird.

Für die 1764 in der Bokeler Mark errichtete Mühle konnte erst etwa 1779, nachdem die Markinteressenten bei der Mühle einen „Zuschlag" von 2 Scheffel Saat aus der gemeinen Mark bewilligt hatten, ein Mühlenhaus gebaut werden. Doch nicht immer war das Verhältnis zwischen den Müllern und den Markgenossen ungetrübt.

Die Bokeler Mühle (Bilderwerk Münsterland: R. Engels-Cloppenburg)

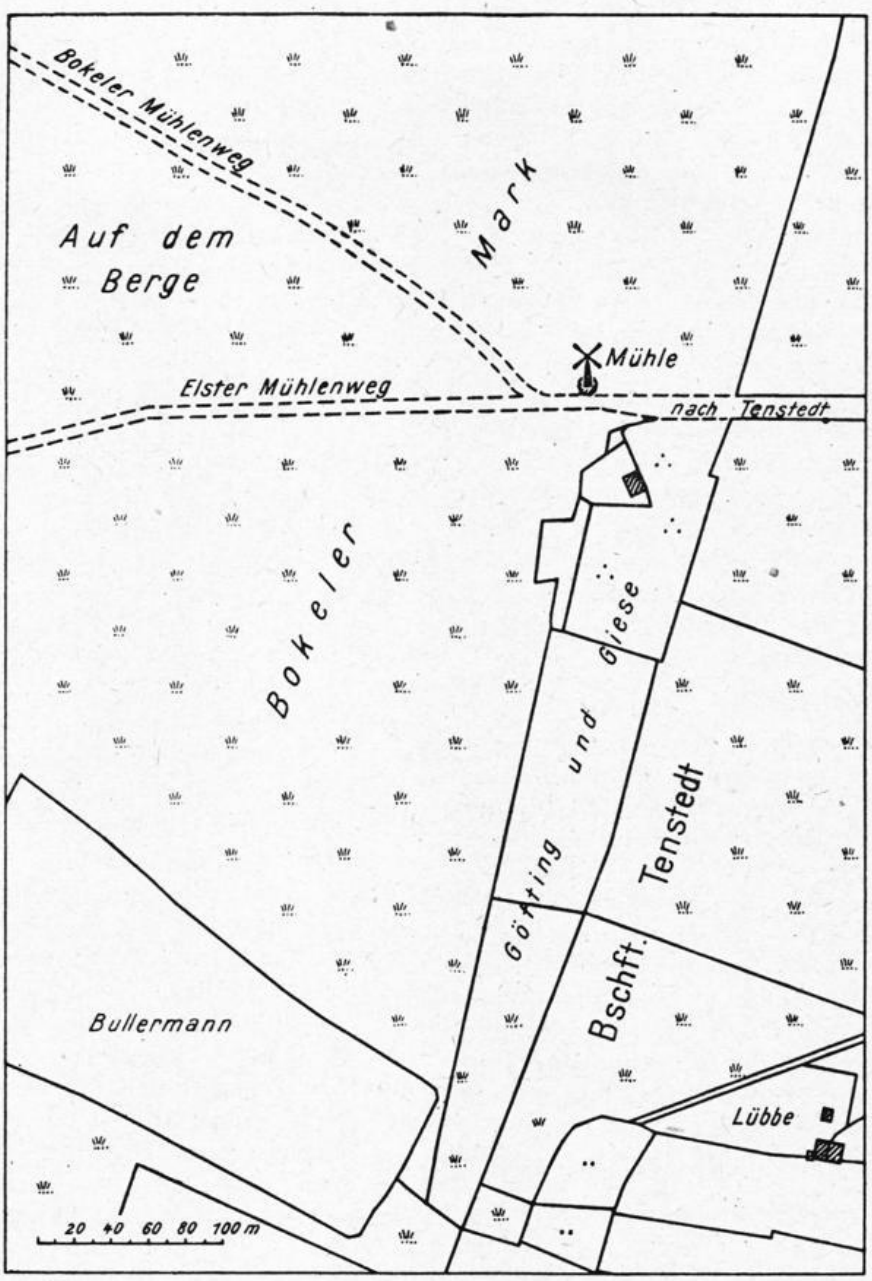
Der Müller Hermann Dumstorf, der zusammen mit seinem Sohn Wiemken die Mühle seit 1781 von dem Amtsrentmeister Driver in Erbpacht hatte, bat bei dem Markengericht zu Vechta um rechtlichen Schutz, als im Frühjahr 1800 die Markgenossen „sich beigehen ließen, ihm etwa 11 Fuder Torf gänzlich zu ruinieren". Er berief sich dabei auf vieljährigen Besitz des Rechtes zum Torfgraben, Plaggenhieb und Schullenstich in der Mark. Der Prozeß zog sich mehrere Jahre hin; erst 1805, nach dem Übergang der Kreise Vechta und Cloppenburg an Oldenburg, wurde durch die Herzogliche Kammer entschieden, daß Hermann Dumstorf bis auf fernere Verfügung „beim notdürftigen Torfgraben sowohl als Plaggenstechen in der Bokeler Mark geschützt werden soll". Seine Anerkennung als Markgenosse wurde damit nicht ausgesprochen.

So konnte der Müller in diesem Jahr soviel Torf graben und Plaggen stechen, wie er nötig hatte, „allein hierfür üben die Bokeler, vorzüglich der dasige Obervogt Zeller Schade, die Zeller Meyer und Götting schändliche Rache, die ihm nun, wo sie sonst nur durch unerlaubte Störungen und mutwillige Prozesse den Ankauf der Düngung notwendig machen, vollends das Brot nehmen, indem sie ihm seine Hauptnahrungsquelle verstopfen". In erster Linie waren es die Bokeler, die als Mahlgäste zu der Mühle kamen, die ihnen am nächsten lag und in der sie bisher zu ihrer Zufriedenheit bedient wurden. Bald nach der Entscheidung der Kammer hatte der Obervogt Schade, nachdem er die Zeller Meyer und Götting für sich gewonnen hatte, die Markinteressenten versammeln lassen und sie „durch sein vorgespiegeltes obrigkeitliches Ansehen, besonders auch diejenigen, die nicht so wie er nach Rache dürsteten" dazu zu bewegen gewußt, „unter sich einen Kontrakt zu errichten, daß kein Eingesessener zu Bokel auf der Mühle etwas mahlen lassen darf, und zwar bei Strafe einer Tonne Bieres für jeden Kontraventionsfall. Dann solle Dumstorf, wenn er seiner gewissen Verarmung entgegensähe, wohl seine Ansprüche an die Bokeler Mark fallen lassen." Die Versammelten hatten diese Vereinbarung unterschrieben, von nun an die Bokeler Mühle gemieden und dabei weitere

Landesbibliothek Oldenburg

Wege zu den benachbarten Mühlen in Kauf genommen. Trotz dieser bald lästig werdenden Unbequemlichkeit wagten sie es nicht, die von ihnen unterschriebene Vereinbarung zu übertreten. Um den Müller an den Bettelstab zu bringen, mußte die ganze Bauerschaft dieses Opfer bringen. Heuerleuten, die gelegentlich etwas Korn in der Mühle hatten mahlen lassen, wurde gedroht, aus der Heuer gejagt zu werden.

In seiner bedrängten Lage wurde der Müller Hermann Dumstorf in einer Eingabe an die Kammer mit der Bitte vorstellig, diese Vereinbarung aufzuheben, denn dann könne er erwarten, daß die Bokeler wieder nach seiner Mühle kämen, „welches sie aus Furcht vor ihrem Obervogt nicht wagen dürfen". Die Zeller Schade, Meyer und Götting und der Müller Dumstorf mußten zur Untersuchung dieser Sache am 7. Oktober 1805 vor der Kammer in Oldenburg erscheinen. Nach eingehender Vernehmung wurde ihnen eröffnet, daß es jedem frei stehe, ob er die Dumstorfsche Mühle, da sie keine Zwangsmühle sei, besuchen wolle oder nicht, daß aber eine solche Vereinbarung, durch die eine Strafe auf den Besuch derselben gesetzt wurde, nicht zu gestatten



Die Mühlenbesitzung vor der Teilung der Bokeler Mark

Landesbibliothek Oldenburg

sei und aufgehoben werde. Außerdem wurden die Markgenossen angewiesen, keinem bei dem Besuch der Mühle etwas in den Weg zu legen. Jeder, so heißt es weiter in dieser Entscheidung, der sich dagegen etwas zu schulden kommen lasse, werde „mit unvermeidlicher Leibesstrafe angesehen werden". Der Obervogt Schade gab sich damit nicht zufrieden und führte in einer Eingabe aus, daß der Müller durch die Güte der Markgenossen eine Zeitlang die Mark habe benutzen dürfen. Wenn er jetzt das Recht verlange, die Mark wie die Interessenten zu benutzen, so sei es zu verstehen, wenn die Markgenossen dadurch aufgebracht gewesen wären und, um zu zeigen, daß der Müller keine Zwangsmühle habe, vereinbart hätten, nach einer anderen Mühle zu fahren.

Die Entscheidung der Kammer hat anscheinend wenig Wirkung gehabt, denn im Juli 1806 wird Dumstorf erneut mit einer Eingabe vorstellig, weil nur wenige Mahlgäste seine Mühle besuchen und er dadurch großen Schaden leide — er habe in diesem Jahr über 100 Reichstaler eingebüßt. Die Kammer erließ daraufhin folgende öffentliche Bekanntmachung:

Publicandum zu Cappeln

Nachdem die von den Genossen der Bokeler Mark im Herbste vorigen Jahres geschlossene Vereinbarung, daß keiner von ihnen die Mühle des Müllers Dumstorf bei Strafe einer Tonne Bieres besuchen solle, von der Kammer für null und unverbindlich erklärt worden ist, so wird solches, unter Bezeigung des ernsten oberlichen Mißfallens über solche unbeikömmliche Anmaßung der gedachten Markgenossen und der Vereinbarung ähnliche unerlaubte Handlungen, hiermittelst öffentlich bekannt gemacht.

Oldenburg, aus der Kammer, 1806, Aug. 8.

Damit war der Streit beigelegt, die Bemühungen der Mühlenbesitzer um einen Anteil an der Mark gingen aber weiter. Bei den in der Bokeler Mark in den Jahren 1806 bis 1810 vorgenommenen Einweisungen hatte sich die Witwe Elisabeth Dumstorf geb. Luding als derzeitige Erbpächterin der Mühle bemüht, eine Markberechtigung zu erhalten, durch den Widerstand der Markgenossen allerdings vergeblich. 1824 wiederholte sie ihre Gesuche, weil sie Pachtländereien im Tenstedter Esch hatte abgeben müssen. Im Falle der Anerkennung eines Markgenossenrechtes bat sie um Zuschlag eines Plackens zur Kultur unter Anrechnung auf ihren Anteil bei einer späteren Teilung der ganzen Mark. Falls ihr Genossenrecht nicht anerkannt würde, bat sie um Überlassung eines Plackens aus dem landesherrlichen Anteil (tertia marcalis), der dem Staat als Markenrichter bei der Teilung der Mark zusteht. Die nachgesuchte Fläche in einer Größe von etwa 1 Malter Saat, lag zwischen einem an der Mühlenbesitzung entlang führenden öffentlichen Weg und der Tenstedter Grenze. Da diese Fläche ihrer Lage nach nie nützlicher verwendet werden konnte als zur Vergrößerung der Mühlenbesitzung, erklärten sich die Markgenossen mit Mehrheit damit einverstanden. Am 21. Januar 1825 erteilte die Kammer die Genehmigung unter folgenden Bedingungen:

1. soll, im Falle die von der Witwe Dumstorf in Anspruch genommene, von den Markgenossen aber bestrittene Markeninteressentenschaft von ersterer geltend gemacht werden würde, der Placken nur auf Abschlag ihres Gemeinheitsanteils und mit der Bestimmung, sich denselben künftig anrechnen zu lassen, bewilligt werden, unter Vorbehalt des der Landesherrschaft zustehenden dritten Teils in der Gemeinheit. Sollte hingegen die behauptete Markenberechtigung nicht dargetan und anerkannt werden, so soll der ihr zuzuweisende Placken an dem der Landesherrschaft zufallenden Teile der gemeinen Mark künftig gekürzt werden,

2. soll sich dieselbe alles dasjenige gefallen lassen, was in der Folge in Hinsicht der Landausweisungen wegen der herrschaftlichen Abgaben und sonstigen Konkurrenzen festgesetzt werde,

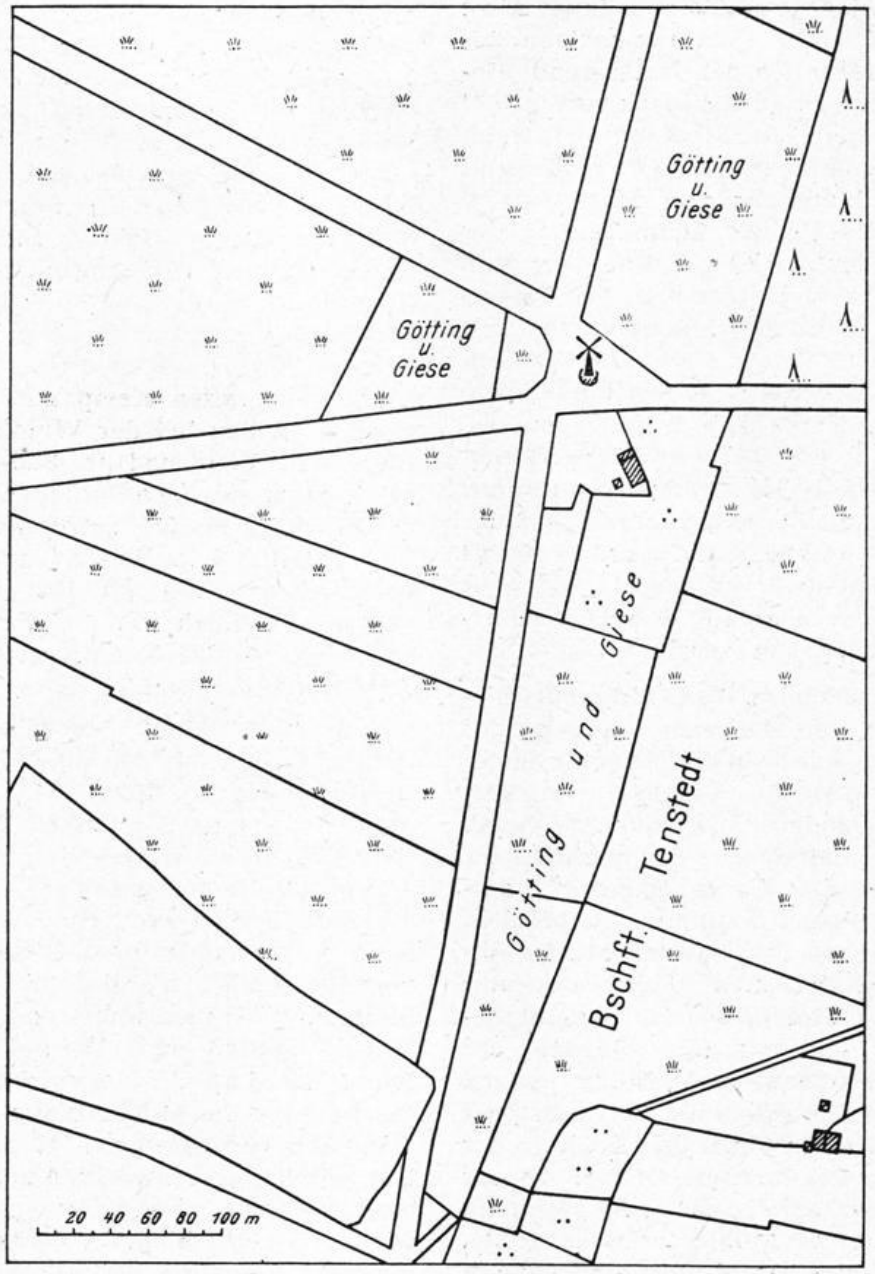
3. soll der Placken innerhalb des nächsten Jahres dieser Einweisungsbewilligung mit einer gehörigen Befriedigung versehen werden, indem derselbe sonst zur Disposition der Kammer wieder zurückfällt,

4. im Falle die Anrechnung auf den markenrichterlichen Anteil würde geschehen müssen, so soll, wenn auch der obigen Bedingung ein völliges Genüge geleistet sein sollte, dennoch kein freiwilliger Verkauf dieses Plackens stattfinden, als die bereits vollendete Kultur desselben hinlänglich bei der Kammer angewiesen und demnächst der Konsens zur Veräußerung erteilt wird.

Das Amt Cloppenburg wurde beauftragt, dafür zu sorgen, daß die Fläche in der bestimmten Frist eingefriedigt, vermessen, geschätzt und nach Ablauf der festgesetzten Freijahre zu den herrschaftlichen Gefällen angesetzt würde.

Landesbibliothek Oldenburg

Als 1828 ein Teil der Bokeler Mark, der Grasgrund, an die Markgenossen verteilt wurde, bat die Witwe Dumstorf, deren Familie die Bokeler Mühlenbeisitzung nunmehr seit fast 50 Jahren in Erbpacht hatte, ebenfalls um Berücksichtigung und um Abmoores eine solche Abfindung bekommen. Da sie jetzt bei der Verteilung des für Wiesen geeigneten Grasgrundes keinen Anteil bekommen solle, käme sie in Schwierigkeiten, weil sie dann für ihr Pferd und für ihre Kühe kein Futter habe, sondern



Nach der Teilung (1845)

findung als 1/6 Erbe. Sie begründete ihr Gesuch damit, daß die Mühlenbesitzer stets ihr Vieh in der Bokeler Mark hätten weiden lassen und daß sie selbst bei einer vor wenigen Jahren erfolgten Verteilung von Grasgrund zum Plaggenmatt wie ein 1/6 Erbe abgefunden worden sei. Auch ihr inzwischen verstorbener Mann, Hermann Dumstorf, hätte etwa 1810 bei der Teilung des Torf-Futter kaufen müsse. Dazu sei sie aber bei der hohen Pacht nicht in der Lage. Das Pferd mußte sie halten, um bei den vielen vorhandenen Mühlen einen mäßigen Verdienst dadurch zu behalten, daß den Mahlgästen das Gemahlene ins Haus gebracht wird. Unter diesen Umständen beantragte sie bei der herzoglichen Kammer, daß das Aufwerfen der Wälle zur Einfriedigung der

Landesbibliothek Oldenburg

eingewiesenen Placken eingestellt würde und daß sie ebenfalls eine Abfindung erhalte. Die Markgenossen bestritten die behauptete Berechtigung und betonten, daß die Weidenutzung ohne ihre Einwilligung geschehen sei. Auch die Zuteilung eines Torfmoores könne ihr Genossenrecht nicht beweisen, weil eine Grundteilung damit nicht verbunden sei. Nach dem allgemeinen Regulativ von 1820 fiel der Untergrund eingeteilter Torfmoore an die Mark zurück und wurde wieder gemeiner Markengrund, wenn das Moor abgegraben war. Dasselbe galt auch für die Einteilung von Markengrund in Plaggenmatts, sie war keine Teilung der Mark und bedeutete keinen Übergang von gemeinschaftlichem Eigentum in das Privateigentum der einzelnen Markgenossen. Sie sollte vielmehr einer wirtschaftlicheren Nutzung der geeigneten Flächen dienen. Die Markgenossen waren jedoch damit einverstanden, wenn der Witwe Dumstorf ein Placken von etwa 7½ Scheffel Saat unter der Bestimmung überlassen werde, daß ihr dieser bei der Entscheidung über die Markberechtigung entweder auf den Markenanteil angerechnet oder aber aus dem landesherrlichen Anteil gegeben werde.

Der seit dem Jahre 1800 nicht entschiedene Streit um eine Markenberechtigung des Mühlenhauses wurde damit erneut aufgegriffen. 1829 gab die Kammer dem Amt Cloppenburg anheim, die Parteien zu einem Vergleich zu bewegen. Es erschien ihr zweifelhaft, ob die Witwe Dumstorf überhaupt als genügend legitimiert angesehen werden könne, da die Bokeler Mühle von dem 1819 verstorbenen Amtsrentmeister Driver nur auf drei Leiber in Erbpacht gegeben wurde und mit dem Ableben der Witwe Dumstorf bezw. deren Kinder endige. Eine endgültige Entscheidung fiel auch jetzt nicht, wahrscheinlich durch den Konkurs der Erben des Amtsrentmeisters Driver. Dieser Umstand führte auch dazu, daß Hermann Hinrich Dumstorf die Mühle verlassen mußte. Näher braucht hier darauf nicht eingegangen zu werden, da Dr. H. Ottenjann (a. a. O.) eine eingehende Darstellung darüber gegeben hat. Hermann Hinrich Dumstorf hatte sich beim Verkauf des Erbpachtrechtes den 1825 von der Kammer eingewiesenen Kamp von 1 Malter Saat vorbehalten und beabsichtigte 1832, sich anzubauen. Da ihm sein Kamp jedoch zu klein war, suchte er um eine Fläche aus dem landesherrlichen Anteil aus der Mark nach. Er bemühte sich dabei um Einweisung von 1 Scheffel Saat Heideland, belegen zwischen seinem Grundstück und einem vorbeiführenden Wege. Durch den Protest der Markgenossen wurde sein Gesuch abgelehnt, weil der Anbau eines Hauses so nahe am Wege „einen nicht zu verzeichnenden Mißstand verursachen" würde.

Vermutlich hat er dann sein Grundstück an den neuen Mühlenbesitzer verkauft, denn 1840, einige Jahre vor der Teilung der ganzen Mark, beantragte der Zeller Jürgen Götting zur Vergrößerung des zu seiner Mühlenbesitzung gehörigen Kamps nebst Obstgarten die Einweisung eines Anschlußplackens von 2 bis 2½ Scheffel Saat aus der angrenzenden Bokeler Mark. Von der Kammer wurde dem Amt Cloppenburg „der Konsens zur Einweisung eines in der Bokeler Mark belegenen, aus Heideboden bestehenden, im Osten an den dem Supplikanten zugehörigen alten Kamp nebst Garten, im Norden an den bei der Windmühle vorbeiführenden Weg und in Süd-West an die Mark grenzenden keilförmigen Plackens zur Größe von 2 bis 2½ Scheffel Saat zur Kultur" erteilt. Die Einweisungsbedingungen entsprachen denen von 1825 und besagen, daß die Fläche bei der Teilung der Mark an dem der Landesherrschaft zufallenden Anteil gekürzt werde.

Die bald darauf durchgeführte Markteilung endete mit der Einweisung der Abfindungen am 2. August 1845. Die Gesamtgröße der jetzt geteilten Mark betrug 1003 Jück, davon erhielt der Staat 334 Jück. Auf den Vollerben entfielen 96 Jück als Abfindung. Das Markendrittel wurde zur Bildung von Neubauerstellen zur Verfügung gestellt. Dabei wurde auch die Mühlenbesitzung berücksichtigt und den Zellern Jürgen Götting und Werner auf Giesen Stelle zu Emstek als gemeinschaftlichen Eigentümern der Mühlenbesitzung insgesamt 8 Placken von zusammen 13 Jück unter der Bedingung eingewiesen, daß aus der Mühlenbesitzung eine geschlossene Stelle gebildet wird. Nach Abschluß der Markteilung hatte diese 15 Parzellen mit einer Gesamtfläche von etwa 18 Kataster-Jück (= 10 ha).

Damit hatte der fast ein halbes Jahrhundert dauernde Kampf der Mühlenbesitzer um Grund und Boden aus der Mark seinen Abschluß gefunden. Nur durch das verständnisvolle Verhalten des Staates war es ihnen von Fall zu Fall gelungen, das zu erreichen, was ihnen die Markgenossen in Sorge um eine Schmälerung ihrer eigenen Nutzung und Abfindung aus der Mark beharrlich verweigerten. Otto Harms

Landesbibliothek Oldenburg

Die Rechnungsbücher des alten Amtes Vechta

Im Heimatkalender 1952 wurde über die Quellen, die das Archiv des Kreisamts Vechta birgt, berichtet. Unter diesen Quellen ragen die alten Rechnungsbücher durch ihre große Bedeutung für die Finanz-, Wirtschafts- und Heimatgeschichte unseres Kreises nicht weniger hervor, als durch ihre Bedeutung für die Geschichte einzelner Höfe und Familien. Diese Tatsache rechtfertigt es, den bekannten Bestand an Amtsrechnungsbüchern einmal zusammenzustellen.

Diese Rechnungsbücher, die vom Amtsrentmeister geführt wurden, stellen eine vollständige Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben des Amtes dar. Sie beginnen mit der Nennung des jeweiligen Rentmeisters sowie einer Übersicht über Münz- und Maßsätze. Der erste Teil enthält sodann die gesamte Einnahmewirtschaft, insbesondere die an das Amt abzuliefernden regelmäßigen Geld- und Naturalabgaben, dazu die Einkünfte aus Grundstücksverpachtungen, aus der Verpachtung der Schweinemast, aus Brüchtengeldern und anderen Quellen. Für die Hof- und Familienforschung ist der folgende Teil von besonderer Bedeutung. Er enthält die Zahlungen der unbestimmten Gefälle, also der Erbwinnungen, Freikäufe, Auffahrten und Sterbegelder; das sind die Abgaben, die von den hörigen Höfen beim Eigentumswechsel, bei Tod und Hochzeit oder dann zu zahlen waren, wenn ein Mitglied der bäuerlichen Familie aus der Hörigkeit ausscheiden wollte. Die den Kirchenbüchern zu entnehmenden Daten werden dadurch oft ergänzt, vor allem können auch Verwandtschaftsverhältnisse, die sich aus den Kirchenbüchern durch mehrfaches Auftreten des gleichen Namens nicht ergeben oder gar verwirren, geklärt und die Geschichten der einzelnen Höfe vervollständigt werden. Dabei ist allerdings einschränkend zu sagen, daß in den Rechnungsbüchern nur die dem Landesherrn eigenen und die freien Bauern enthalten sind, während die einem Gutsherrn hörigen Bauern in der Regel nicht darin enthalten sind, weil sie keine unmittelbaren Abgaben an das Amt schuldig waren. Einen Ausschnitt aus der Bevölkerung gibt auch das in jedem Rechnungsbuch wiederkehrende Knechtegeldregister.

Der zweite Teil der Bücher ist besonders für die Verwaltungs- und Finanzgeschichte von Belang; hier werden die Ablieferungen an die bischöfliche Kammer in Münster, die Bezüge des Amtmannes, des Rentmeisters und der sonstigen Amtspersonen und die sonstigen Ausgaben nachgewiesen.

Das Rechnungsjahr lief anfangs von Franziskus bis Franziskus, später von Michaelis zu Michaelis, im ganzen also etwa vom 1. Oktober bis zum 30. September des nächsten Jahres.

Wann die Amtsrechnungsbücher eingeführt worden sind, ist nicht bekannt, doch ist dies weit vor 1500 gewesen. Leider sind zahlreiche Bände verloren gegangen. Aus der Zeit vor dem großen Vechtaer Brand von 1684 sind nur ganz vereinzelte Bände erhalten geblieben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch andernorts Bände schlummern, die unbeachtet herumliegen oder in einem fernen Archiv, etwa im Bischöflichen Archiv zu Münster, ruhen. Möglicherweise sind auch noch Bände in Privathand; noch 1948 gelang es uns, sechs Bände aus den Jahren zwischen 1730 und 1755 vom Boden eines Bauernhauses sicherzustellen und dem Kreisarchiv zuzuführen. Deshalb mag in diesem Zusammenhang die Bitte ausgesprochen werden, Archivalien, die auf Böden und in Truhen herumliegen, den zuständigen Archiven zu übergeben oder mindestens mitzuteilen.

Im Kreisarchiv befinden sich auch die Rechnungsbücher der alten Ämter Damme und Steinfeld bis zu ihrer Zusammenlegung mit dem Amt Vechta, ebenso Rechnungsbücher des Anteils der Kommende Lage. Im Kreisarchiv finden wir die Rechnungsbücher in der Aktengruppe B I 5a (Vechta), B I 5b (Damme) und B I 5c (Steinfeld).

Es scheint mir zweckmäßig, dem Forscher, der sich der Amtsrechnungsbücher bedienen will, eine Zusammenstellung der vorhandenen Jahrgänge zu geben. Es sind vorhanden:

1678/79, 1683/84, 1692/93, 1706/07, 1713/14, 1722/23, 1723/24, 1724/25, 1725/26, 1726/27, 1730/31, 1732/33, 1733/34, 1734/35, 1736/37, 1742/43, 1744/45, 1745/46, 1746/47, 1749/50,

Landesbibliothek Oldenburg

1751/52, 1753/54, 1754/55, 1756/57, 1759/60, 1774/75, 1775/76, 1776/77, 1778/79, 1782/83, 1797/98, 1804, 1805, 1831 bis 1836, 1838 bis 1878.

Außer diesen im Kreisarchiv lagernden Bänden finden sich noch im Staatarchiv zu Oldenburg die Jahrgänge 1501/02, 1504/05, 1739/40.

Aus den Jahren 1715 bis 1717 sind einige Auszüge vorhanden, aus denen insbesondere die Erbwinnungen und Freikäufe hervorgehen.

Vom Jahrgang 1697/98 ist nur der Einband vorhanden, der jetzt ein Copialbuch von etwa 1760 enthält. Man war damals eben sparsam und verwendete die wertvollen Ledereinbände gern ein zweites Mal.

Daneben sind noch einige alte „Intradenregister" vorhanden, die bei finanzgeschichtlichen Studien nicht übersehen werden sollten. Sie umfassen die Jahre 1684 bis 1689, 1714 bis 1725, 1727 bis 1736 und 1746 bis 1763.

Konrad Händel

Zur geschichtlichen Entwicklung der Landgemeinden

Offentsichlich war in der straff gegliederten Hierachie des Lehnstaates und auch in dem ihm folgenden absolutistischen Staat kein Raum für eine öffentlich-rechtliche Gemeinschaft, die aus eigenem Verantwortungsgefühl neben den Organen des Staates begrenzte Hoheitsrechte ausübte und Pflichten übernahm. Die alten Bauerschaften, die Reste urgermanischer Demokratie, fristeten schließlich in engen Grenzen ein bescheidenes Dasein. Wo es dem Staat gefiel, wurden sie als zweckmäßiger Träger gewisser Pflichten gebraucht. Die Polizeivorschriften aller Art vom 16. bis 18. Jahrhundert stimmen darin überein, daß sie den Bauerschaften und ihren Vorstehern immer wieder einschärften, über die Ausführung der Gesetze und obrigkeitlichen Anordnungen zu wachen.

Eine Änderung in dieser Auffassung brachte das Zeitalter der Aufklärung. Allmählich setzte sich die Erkenntnis durch, daß eine lebensfähige Selbstverwaltung Voraussetzung für eine bessere Ordnung des gesamten Staatswesens wäre. Die vorhandene kirchliche Organistation war für den Staat die gegebene Grundlage, auf der der Ausbau einer Selbstverwaltung gewagt werden konnte. So traten beispielsweise im Niederstift Münster seit Erlaß der Markalordnung des Jahres 1753 die Vorsteher sämtlicher Bauerschaften als die berufenen Vertreter des Kirchspiels zusammen. Der staatliche Vogt hatte keine offizielle dienstliche Verbindung mit dieser Versammlung der Bauerschaftsvorsteher, die über die Angelegenheiten ihres Kirchspiels schon ähnlich berieten und beschlossen, wie 80 Jahre später die Gemeinderäte. In der alten Grafschaft Oldenburg legte man besonderen Wert darauf, einem weltlichen Kirchspielsverband nicht zuviel Bewegungsmöglichkeit einzuräumen; deshalb tagten hier die in den Kirchspielen gebildeten Ausschüsse unter dem landesherrlichen Amtsvogt, später unter dem herzoglichen Amtmann. Diese Ausschüsse beschäftigten sich nach einer Verordnung aus dem Jahre 1786 in der Hauptsache mit der Regelung des Armenwesens. Aber ganz von selbst stellte sich das Bedürfnis heraus, die Einwohner zur Beratung sonstiger kommunaler Angelegenheiten heranzuziehen. Schon vor Erlaß der ersten Gemeindeordnung im Jahre 1831 kannte man bereits im 18. Jahrhundert nicht nur Bauerschafts- und Kirchspielsversammlungen, sondern sogar Amtsversammlungen. Die berühmte Beamteninstruktion des Herzogs Peter Friedrich Ludwig vom Jahre 1814 enthält in den §§ 96—100 darüber eingehende Bestimungen, sogar über die Art der Abstimmung. Aber das alles vollzog sich unter strenger staatlicher Aufsicht und Anleitung. Der Amtmann präsidierte bei diesen ihm vorher anzumeldenden Versammlungen. Sogar ein Kommunalrechnungswesen unter Aufsicht des Amtmannes gab es damals bereits.

Die Anlehnung der weltlichen Gemeinden an die vorhandenen Kirchspiele wurde am einfachsten und folgerichtigsten im Oldenburger Lande durchgeführt. Die erste Oldenburgische Gemeindeordnung vom 28. 12. 1838 knüpft in ihrer Einleitung an die ge-

Landesbibliothek Oldenburg

schichtliche Tatsache an, „daß der Kirchspielsverband nicht nur der kirchlichen, sondern auch der politischen Entwicklung des Landes zu Grunde liegt, er soll auch zur Grundlage weiterer Ausbildung genommen werden." Der zu einer weltlichen Gemeinde erklärte oldenburgische Kirchspielsverband ist nichts anderes als ein örtlich begrenzter Kommunalverband der Bauerschaften, die zu einer Kirche gehören. Das ist die Ursache für die Größe der oldenburgischen Landgemeinden, die jedem Fremden auffällt. In den umliegenden Regierungsbezirken verlief die Entwicklung anders. Hier wurden neben dem Kirchdorf auch die einzelnen Bauerschaften zu politischen Gemeinden, das Zusammenfallen von Kirchspielsverband und politischer Gemeinde ist hier nicht festzustellen. Im übrigen enthält die erste Oldenburgische Gemeindeordnung in den Amts- und Kreisgemeinden die ersten Ansätze zur Schaffung übergemeindlicher Verbände. Doch waren diese Amts- und Kreisgemeinden noch ganz unter staatlicher Bevormundung. Die Bezeichnung „Landgemeinde" als politischer Verwaltungsbezirk im Gegensatz zu dem räumlich gleichen kirchlichen Verwaltungsbezirk, also der Pfarr- oder Kirchengemeinde, wurde durch die Gemeindeordnung vom 1. Juli 1855 eingeführt. Falls aus Gründen besserer Ausübung der Seelsorge oder anderen Erwägungen eine ländliche Kirchengemeinde geteilt und der von der alten Kirchengemeinde abgezweigte Teil zu einer neuen selbständigen Kirchengemeinde erhoben wurde, so hatte dies zur Folge, daß das Gebiet der neuen Kirchengemeinde häufig auch ein neuer politischer Verwaltungsbezirk, also eine neue Landgemeinde, wurde. So wurde z. B. die Gemeinde Bösel 1873 kirchlich und 1876 politisch von der Kirchengemeinde und der politischen Gemeinde Altenoythe getrennt; weitere Beispiele aus dem Kreise Cloppenburg sind die heutigen Gemeinden Garrel und Neuscharrel. Die verhältnismäßig große Zahl kleiner Kirchspiele in der Jeverländer Marsch ist die natürliche Erklärung für die gleichfalls beträchtliche Zahl der dort bis zur Verwaltungsreform des Jahres 1933 vorhanden gewesenen kleinen Landgemeinden.

Die Anforderungen, die die Kriege der Jahre 1866 und 1870/71 und das Unterstützungswohnsitzgesetz vom 6. Juli 1870 an die Leistungsfähigkeit der Gemeinden stellten, konnten nur durch Schaffung leistungsfähiger übergemeindlicher Verbände erfüllt werden. Durch Gesetz vom 27. Juli 1870 wurden aus den Gemeinden der Ämter die Amtsverbände als Kommunalverbände ins Leben gerufen.

Das Einführungsgesetz zur rev. Gemeindeordnung des Jahres 1873 beseitigte die Bauerschaften als Realgenossenschaften. Diese hatten ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt. Das Vermögen der Bauerschaften ging auf die Gemeinden über. Damit ist die Urzelle der heutigen Gemeinden völlig in den Hintergrund gedrängt worden, nur der Bezirksvorsteher als Außenstelle der Gemeindeverwaltung hält die Erinnerung daran wach, daß letzten Endes der Zusammenschluß der Bauerschaften die Grundlage für die heutigen Landgemeinden bildete.

Kurt Hartong

Köster un Pastor

Dat dei Kösters un dei Pastöre nich immer an einen Strang treckt, sall jao vörkaomen. Aower in düssen Fall mök dei Köster dat Gägenschnacken doch tau dull, un üm'n son bäten tau stüren, vertellde üm dei Pastor eines Daoges folgendet Stücksken: „Ick köm in'n Drom baoben bi Petrus an, un wut gnädig upnaohmen. Bevör ick in den Himmel günk, ha ick noch Verlöf krägen, mi ümtaukieken, wo sick dei Kösters hier baoben uphüllen. As ick den Gang enlank köm, hörde ich all van wieden ne gewaltige Käkelei, un as ick bi dei achte Dör anköm, do stünd richtig un gaut, „Kösters" daorvör. Dat ha mi nu ja eigentlik nich wieder wunnern bruckt, ick ha ja all tau Genöge mit dei Kösters Erfaohrungen maokt." Dei Köster lusterde sick dat an, segg aower dütmaol nix wer trügge. Aower hei dachte sick sinen Deil. Bi passender Gelägenheit segg hei taun Pastor: „Sei hebt mi daor vor kortem son Stücksken van dei Kösters vertellt. Ick heff vernacht van dei Pastöre in'n Himmel drömt, dat mot ick Ehr unbedingt vertellen. Ick ha daor baoben, bevör ick mit Petrus richtig afräkt ha, van üm noch dei Genemigung krägen, mi tau äowertügen, wat dei Pastöre hier baoben anfüngen. Petrus segg tau mi: „Bi dei drüdde Dörn, daor steiht grot ‚Pastöre' vörschräben. Richtig un gaut, fünd ick dei Dörn. Ick pinkaohrde un lusterde, daor rögde sick nix. Ich dachte, dat is di doch tau dumm, du kicks einfach herin. Ick möck dei Dörn aopen, un wat meent Sei woll, Heer Pastor, wat ick daor tau seihn kreeg! Daor wör nich eis ein Pastor inne!"

Landesbibliothek Oldenburg

Anfänge und Entwicklung der Post im Kreise Vechta

Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (1644) stammen die ersten Aufzeichnungen von einer Postverbindung zwischen Münster und Bremen, die über unsere Kreisstadt Vechta führte. Auch ist nachgewiesen, daß die Drosten von Vechta um diese Zeit einen Postlauf mit der Residenz des Bischofs von Münster unterhielten. Diese Verbindung ging über Cloppenburg und von dort aus wurden die Poststücke auf das Amtshaus in Vechta gebracht. Die für den Drosten von Galen bestimmten Briefe beförderte man nach Dinklage, dem Sitz des Drosten, weiter. Ob dieses nun eine dauernde Verbindung geworden ist, läßt sich aus den vorhandenen Unterlagen leider nicht nachweisen.

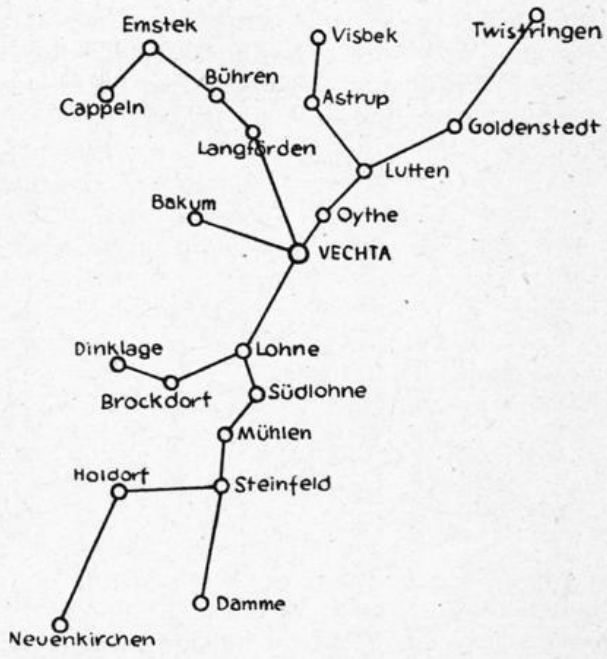
Die Verbindung der Stadt Oldenburg, als Sitz des Herzogs, mit den Amtsleuten und Vögten, die nicht an der bereits ausgebauten und regelmäßigen Postroute Oldenburg—Bremen lagen, wurde durch Frondienste der Köter aufrechterhalten. Diese Botengänge nahmen verständlicherweise eine längere Zeit in Anspruch, als die gewöhnliche Postbeförderung auf der Reisestrecke. Auch kam es vor, daß sich keine geeigneten Personen finden ließen, die die Postsachen nach Oldenburg brachten. Aber auch der „Geschäftsgang" innerhalb des Kreises bereitete gewisse Schwierigkeiten. Von den Vögten wurden immer wieder Beschwerden über die zu starke Belastung der pflichtigen Briefträger eingebracht. So führten z. B. die Untervögte und Besteller aus dem Kirchspiel Lohne im Jahre 1805 Klage darüber, daß die häufigen Durchmärsche von französischen Besatzungstruppen vermehrte Lasten durch die Einquartierung und täglichen Bestellungen verursachten. Außerdem verlangte das Landgericht in Zivil- und Kriminalsachen zu allen Tages- und Nachtzeiten wichtige Zustellungen. Die herzogliche Kammer in Oldenburg brachte daher in Vorschlag, die Briefe an bestimmten Tagen in der Woche abzusenden, um so den Landboten gewisse Erleichterung zu geben. Aus einem Aktenverzeichnis des Kreisamtsarchivs in Vechta geht die Anzahl der in den einzelnen Orten verpflichteten Boten hervor. Es waren in:

Lohne	18	Dinklage	15
Cappeln	2	Langförden	6
Oythe	3	Damme	14
Twistringen	30	Visbek	4
Bakum	12	Steinfeld	9
Lutten	2	Emstek	12
Neuenkirchen	5	Goldenstedt	4

also insgesamt 136 Briefträger.

Im Jahre 1806 wurde von der oldenburgischen Kammer angeregt, eine ordentliche Landbotenpost mit bestimmten Postlagern, festgelegten Ankunfts- und Abgangszeiten, Postrouten usw. einzurichten. Dabei sei vor allen Dingen auf die möglichst schnelle Postbeförderung zu achten. Zu dieser Neuerung waren lange und schwierige Verhandlungen mit den damaligen Vögten und den 136 Briefträgern erforderlich. Bis zur endgültigen Einrichtung dieser Botenpost wurde die Postzustellung an vier bestimmten Tagen der Woche vorläufig genehmigt. Auch mit dieser Regelung war man noch nicht einverstanden und beschwerte sich weiter, daß öfters drei bis fünf Briefe an einem Tage auszutragen seien, was doch eine erhebliche Belastung bedeute.

Endlich war es dann 1810 so weit, daß vom damaligen Amt Vechta mit Zustimmung der Obervögte ein regelrechter Plan für die abgehende und ankommende Post mit genauer Uhrzeit und Ortsangabe aufgestellt werden konnte (siehe Skizze).



Landesbibliothek Oldenburg

Ferner wurde bei dieser Übereinkunft noch festgelegt, daß für das Winterhalbjahr die Briefträger eine Stunde später abgehen konnten. Sie sollten über die Einhaltung ihrer Verpflichtungen nochmals gehörig instruiert werden und unbedingt auf die gewissenhafte Durchführung dieser Anordnung bedacht sein. Für ganz eilige Fälle seien Ordonnanzen zu besorgen, und schließlich war noch bestimmt, daß bei Verspätung eines Briefträgers dieser die Briefe selbst weitertragen müsse. Auf Anregung des Landgerichts Vechta, das zu damaliger Zeit eines der meisten Postbenutzer war, wurden den Boten noch Verzeichnisse über die mitgeführten Briefe übergeben, um sich so vor Verlust und Veruntreuungen zu schützen. Da sich diese Ordnung ziemlich gut bewährt hatte, konnte sie auch bis zur Ankündigung einer neuen Einrichtung durch die herzogliche Kammer im Jahre 1819 beibehalten werden.

Die bevorstehende Neuordnung des Postwesens sollte sich nicht nur auf die Briefpost beschränken, sondern sah auch die Bestellung eines Posthalters für die in das Gebiet des Kreises Vechta zu verlegende Extrapost vor. Das Extrapostwesen unterstand ab 1. Januar 1821 der Postdirektion in Oldenburg. Die „Vorläufigen Bestimmungen über das Extrapostwesen" besagten u. a., daß der Postmeister das örtliche Direktorium der reitenden und fahrenden Botenpost und der Extrapost inne hat. Er ist Abnehmer der ankommenden Post, und sein Haus müsse den Reisenden das nötige Unterkommen verschaffen und das Erforderliche liefern. Für den Extrapostdienst mußten 8 Pferde und für außergewöhnliche Fälle weitere 4 Pferde zur Verfügung stehen.

Die übrigen Fuhren geschahen durch ortsansässige Rollfuhrleute, die sich den Bestimmungen der genannten Verordnung unterwerfen mußten. Außerdem wurde auf den Hauptstationen noch ein beeidigter Wagenmeister eingesetzt, der dem Postmeister unterstand. Dieser entschied über die Schwere der Wagen, die Anzahl der Pferde, Gepäckaufbewahrung und andere technische Dinge mehr.

Alljährlich fand eine Visitation durch die Postdirektion statt, wobei alle Einrichtungen auf den einzelnen Stationen an Ort und Stelle kontrolliert wurden.

Der Postmeister war für das ganze Betragen der Postillone verantwortlich und hatte auf die genaue Erfüllung ihrer Pflichten zu achten. Aus triftigen Gründen war er befugt, die Postillone zu entlassen. Bezüglich der Bestrafung wurden noch besondere Bestimmungen erlassen.

Jeder Postillon mußte eine blaue Weste mit rotem Kragen und Aufschlägen, mit weißem Unterfutter und gelben Schnüren tragen, ferner eine Armbinde mit dem Landeswappen auf dem linken Arm, einen Oberrock nach dem gleichen Muster und einen lackierten Hut nach vorgeschriebenem Schnitt. Außerdem war jeder Postillon mit Stiefeln und Posthorn versehen.

Des weiteren enthält das „Vorläufige Reglement" noch Bestimmungen über Reihenfolge der Rollfuhrleute, Auswechseln der Pferde, Entschädigung für nicht stattgefundene Fahrten, über die Taxe und die Höhe des Trinkgeldes, Vergütung des Postmeisters, Streitigkeiten zwischen Reisenden und dem Postmeister und anderes mehr.

Nach einem Verhandlungsprotokoll des Amtes Vechta vom 31. Januar 1820 hatte sich der damalige Einwohner Laurentius Bödecker aus Vechta zur Übernahme der Extrapost unter den gestellten Bedingungen bereit erklärt. Er wurde damit erster Postmeister von Vechta. In einer weiteren Niederschrift finden wir die Vereidigungsprotokolle je eines Postboten von Vechta, Visbek und Goldenstedt. Die für den übrigen Teil des Kreises Vechta bereits erwähnten Landboten (136 Stück) sind anscheinend bis zu dieser Zeit weiter ihren Botenpflichten nachgekommen.

Aus einem Bericht der Kammer zu Oldenburg vom 17. Oktober 1820 entnehmen wir, daß seit dem 1. April dieses Jahres nun wirklich diese Posteinrichtung zustande gekommen ist und eine Entlastung der bislang verpflichteten Boten in Erwägung gezogen werden solle. Bereits im Jahre 1806 hatten viele Landboten sich bereit erklärt, eine jährliche Entschädigung zu zahlen, wenn sie vom Botendienst befreit würden. Dieses Angebot wurde jetzt nochmals wieder überprüft und eine Einigung ist dann tatsächlich zustande gekommen. Das als Entschädigung gezahlte Geld floß nun der neuen Extrapost zu. In jedem Kirchspiel verblieb nunmehr ein Briefträger, der die Poststücke in seinem Orte auszutragen hatte.

Mit Verfügung der Kammer in Oldenburg vom 31. Dezember 1820 wurde für die Station Vechta der Postverwalter Bödecker

Landesbibliothek Oldenburg

der reitenden und fahrenden Post auch zum Postmeister der Extrapost ernannt.

Am 22. März 1831 wurde eine neue Posttaxe eingeführt. Nach den dazu ergangenen Bestimmungen mußten die Portos handschriftlich auf den einzelnen Couverts notiert und in eine Portoliste eingetragen werden. Ein Brief aus einem gewöhnlichen Aktenbogen wurde als 1 Loth schwer taxiert und dafür einfaches Porto berechnet. 1½ Bogen = 1½ faches Porto usw. Weitere Aktenstücke berichten noch über verschiedene technische Verbesserungen, Verlegung der Postkurse auf andere Wochentage usw. So blieben nun die Verhältnisse, bis das Herzogtum Oldenburg am 1. Juli 1852 als eigenes Postgebiet dem deutsch-österreichischen Postverein beitrat und gleichzeitig auch die Einführung der ersten oldenburgischen Freimarken erfolgte.

Nach weiteren 15 Jahren, am 1. Januar 1868, vereinigte sich nun auch Oldenburg mit dem Postwesen des Norddeutschen Bundes und fügte sich so in die große vaterländische Gemeinschaft.

Engelbert Hasenkamp

Die Post im Kreise Cloppenburg in fortschrittlicher Entwicklung

Cloppenburg, dessen Ursprung die 1284—1303 vom Grafen Otto III. von Tecklenburg erbaute „Burg der Klubgenossen" ist, liegt an einem der ältesten Kulturwege Nordwestdeutschlands, der flämischen Heerstraße. Deshalb kam es auch schon recht früh mit der Post in Berührung. Bereits 1578 bestand eine Botenpost zwischen Hamburg und Amsterdam, die über Cloppenburg führte. Die Boten legten ursprünglich den ganzen Weg zu Fuß zurück und gebrauchten dazu im Winter 7, im Sommer 6 Tage. Aus dieser Botenpost wurde 1650 eine Reitpost, die zweimal in der Woche von Hamburg über Bremen—Delmenhorst—Wildeshausen —Cloppenburg—Löningen—Haselünne nach Amsterdam verkehrte. Der Betrieb auf der Strecke Bremen—Lingen oblag dem Postmeister Magnus von Höfften aus Wildeshausen. Diese Fernverbindung erhielt 1656 Anschluß von der zwischen Oldenburg und Cloppenburg eingerichteten reitenden Briefpost die der Graf Anton Günther von Oldenburg als erste oldenburgische Postverbindung ins Leben rief. Der Graf beauftragte zunächst Johann von Höfften, einen Bruder des Wildeshauser Postmeisters, den Betrieb auf dieser Strecke gebührend zu beaufsichtigen. Die Post fuhr einmal wöchentlich und brachte die Briefe der gräflichen Verwaltung von Oldenburg nach Cloppenburg. Private Briefe beförderte von Höfften auf eigene Rechnung. Die Post passierte bei Sage den hannoverschen Zoll. Um die Zollgebühren zu sparen, nahm sie ab 1777 ihren Weg über Beverbruch und umging somit hannoversches Gebiet. Der Zoll fiel erst fort, als Wildeshausen 1803 an Oldenburg kam. Seit dieser Zeit fuhr auch die Post wieder über Sage.

Im Laufe der Zeit wurde der Ruf auch nach einer Personenbeförderung durch die Post lauter. So hören wir im Jahre 1676 erstmals von einer Planung, auf der Strecke von Bremen über Cloppenburg—Lingen nach Zwolle Personen zu befördern. Durch Einwendungen verschiedener einflußreicher Persönlichkeiten damaliger Zeit scheint aber diese „Postfuhre" nicht in Gang gekommen zu sein. Erst 16 Jahre später erhielt Heinrich Bremer aus Bremen die Konzession auf 10 Jahre, Reisende und Güter auf der Strecke Bremen bis Amsterdam zu befördern. Die Briefbeförderung war ihm bei einer Geldstrafe von 1000 Thalern untersagt. Nach Ablauf der Genehmigung ging der Betrieb an das holländische Postkontor über.

1803 wurden die münsterschen Ämter oldenburgisch. Dadurch erfuhr auch der Postverkehr neuen Auftrieb. Noch im gleichen Jahre wurden Botenposten zwischen Cloppenburg und Vechta, Steinfeld, Lohne, Damme, Dinklage und Osnabrück eingerichtet. Die Vechtaer Post wurde 1821 durch eine neue ersetzt, die die Amtsstädte Cloppenburg und Vechta über Emstek mit einander verband. Sie bestand bis 1860, als die Landbestellung begann.

Eine zweite Botenpost zwischen Cloppenburg und Quakenbrück über Essen erwies sich ab 1820 als erfolgreich, sie wurde erst ab 15. November 1875 durch die Eisenbahn

Landesbibliothek Oldenburg

verdrängt. Ab 1820 verkehrte ferner zweimal in der Woche zwischen den beiden Amtsstädten Cloppenburg und Friesoythe eine Botenpost, die 1853 in eine Fahrpost umgewandelt wurde und ab 1861 täglich fuhr, bis auch auf dieser Strecke die Eisenbahn ab 1. Oktober 1906 die Romantik der Postkutsche ablöste. Diese Fahrpost war die letzte kaiserliche Personen- und Paketpost im oldenburgischen Lande. Handel und Gewerbe entwickelten sich rasch und stetig zu voller Blüte und erforderten weitere Postverbindungen; so ab 1830 eine Reitpost zwischen Cloppenburg und Ahlhorn, die Anschluß an die Reitpost Oldenburg—Damme hatte, und im Jahre 1844 eine Fahrpost zwischen Oldenburg und Lingen, die in Lastrup Anschluß nach Lathen hatte, aber nach 8 Jahren schon wieder aufgehoben wurde. Neben diesen regelmäßigen Posten benutzte man früher noch sehr häufig Courierpferde, mit denen insbesondere die Börsennachrichten nach Schluß der Börse von Amsterdam nach Hamburg befördert wurden. Bis zum Jahre 1874 bestand auch in Cloppenburg eine Extrapost-Station. Die oldenburgischen Extraposten waren wegen ihrer Geschwindigkeit sehr geschätzt. Die vierspännig gefahrene Personenpostkutsche legte beispielsweise den rund 23 km langen Weg zwischen Cloppenburg und Quakenbrück in 2 Stunden 15 Minuten zurück. Das war für eine sechsitzige Postkutsche eine hervorragende Leistung, zumal die Straßenverhältnisse damals bei weitem schlechter als heute waren. — Ab 1. April 1900 nahm die Kleinbahn ihren Betrieb von Cloppenburg bis Lastrup, ab 1. November 1900 bis Lindern auf. Die seit 1881 bestehende private Personenpost Lathen—Werlte—Lastrup—Cloppenburg wurde dadurch überflüssig und stellte den Betrieb ein.

Ab 1. Mai 1913 wurde mit Unterbrechungen die Eisenbahn auf der Strecke Cloppenburg—Vechta zur Postbeförderung benutzt. Vom 1. Mai 1925 an verkehrte von Cloppenburg nach Esterwegen über Werlte—Lorup eine Kraftpost, die ab 1. November 1928 bis Lorup und ab 1. Juli 1929 bis zum 6. September 1939 nur bis Werlte fuhr. Der Krieg gebot allen weiteren Plänen Stillstand, er erforderte Einschränkungen und Stillegungen. Erst nach dem Kriege im Jahre 1945, besonders nach 1948, verdichtete sich wieder das Verkehrsnetz aus den kleinsten Anfängen heraus zu einem weitverzweigten Geäst von Kraftpostlinien, die bis in den stillsten Winkel des Landes hineinragen.

Wann in Cloppenburg erstmals eine Postanstalt eingerichtet wurde, kann nicht mehr genau erforscht werden, vermutlich war das zur Zeit der ersten Postverbindungen in hiesiger Gegend. Es bestanden an den berührten Orten sogenannte Postmeistereien mit Pferde-Relais, die auch gleichzeitig von den Boten als Rastlokale besucht wurden. So war auch das „Gasthaus zum weißen Schwan" (Drees) in Cloppenburg ein Rastlokal und später auch ein Pferde-Relais. Das erste staatliche Postamt in Cloppenburg ist im Jahre 1809 im Hause des Gastwirts Bernhard Rudolf Hönemann (jetzt Hotel Schäfers) eingerichtet worden. Hönemann gab an die Post 3 Räume ab und stand als Postverwalter dem Betrieb vor. Die eingegangenen Briefe standen vor dem Postfenster aus und konnten dort von den Empfängern abgeholt werden. Erst einige Zeit später fand im Ort eine primitive Zustellung statt, die der Hausknecht der Posthalterin Witwe Hönemann betrieb. Er erhob für die Zustellung ins Haus 2½ Grote (2½ Pfennig).

Briefe an Empfänger auf dem Lande wurden erst ab 1860 bestellt. Der Bestellbezirk umfaßte die Ortschaften im Amt Cloppenburg ohne Gut Lethe und Schneiderkrug. Die 5 Landbriefträger begingen die heute unvorstellbare großen Bezirke zu Fuß. Als der Landbriefträger T. einst am ersten Tage seiner Beschäftigung bei der Post abends gegen 10 Uhr von seinem Zustellgang zurückkehrte, den er morgens um 4 Uhr angetreten hatte, war er schon so „amtsmüde", daß der damalige Postmeister Rother alle Mühe hatte, ihn zum Wiederantritt seines Dienstes zu bewegen. Er hatte während dieser Zeit 12 Briefe und 16 Zeitungen in den Ortschaften Vahren, Ermke, Ermkerfeld, Matrum, Nieholte, Kneheim, Stapelfeld, Nutteln, Warnstedt und Tegelrieden abgetragen. Die Tagesdurchschnittsleistung lag 1873 bei dem Landbriefträger M. bei 13 Stunden. Dafür erhöhte die Oberpostdirektion seine „Remuneration" von 150 auf 160 Rthlr. jährlich. Der Personalbestand war bis 1885 auf 11 Kräfte angewachsen. Dafür reichten die Räume im Hönemannschen Haus nicht mehr aus, so daß das Postamt am 1. Dezember 1881 in das Haus des Tierarztes Wewer, Mühlenstraße (später Café Eckmeyer) verlegt werden mußte. Doch der Verkehr stieg stetig an, die Zeitung „Der Münsterländer" erschien 1872—1875, im Sommer 1881 das „Wochenblatt für Stadt und Amt Cloppenburg". Die großen Bestellbezirke konnten bei der immer anwachsenden Zahl von Sen-

Landesbibliothek Oldenburg

dungen nicht mehr von Cloppenburg aus begangen werden. Man fand des Problems Lösung und richtete in Emstek 1879, Lastrup und Lindern 1881, Molbergen 1884, Cappeln 1895, Garrel 1901, Höltinghausen 1906, Hemmelte und Peheim 1927 Postagenturen ein. Zu den Postagenturen wurden die Postsachen durch Botenposten, später durch Kraftposten oder über die Bahnposten befördert. Von dort aus trug sie der Landzusteller aus.

Man schrieb das Jahr 1891. als die Post in das vom Malermeister Baro an der Mühlenstraße erbaute Haus einzog. Aber schon 1923 mußten die Paketräume in das Nebengebäude an der Mühlenstraße verlegt werden, da der Verkehr in dem einen Gebäude nicht mehr bewältigt werden konnte. Im Jahre 1926 wurde an das gemietete Postamt ein kleiner reichseigener Gebäudeteil angebaut, der für den Telegraphenbaubezirk vorgesehen war und auch einen Raum für die Landzusteller erhielt, die bis dahin wegen Platzmangels vor dem Dienstantritt der Ortszusteller vom Postamt abgehen mußten.

Am 21. Juni 1937 erwarb die Post zwei zusammenhängende Grundstücke an der Bahnhofstraße. Darauf sollte ein reichseigenes Gebäude errichtet werden. Doch der Krieg verhinderte diesen Plan. Als dann 1944 eine räumliche Erweiterung unumgänglich notwendig wurde, stellte man auf dem gekauften Grundstück an der Bahnhofstraße eine zeitentsprechende Baracke auf. Nur der Fernmeldebetrieb blieb in den beiden Gebäuden an der Mühlenstraße zurück. Bis zum 7. 3. 1951 diente die inzwischen altersschwach gewordene Baracke den Postbenutzern und der Postverwaltung treu und standhaft. Doch an diesem Tage brannte sie in den Morgenstunden völlig nieder. Noch am gleichen Tage wurde der Betrieb in einem fahrbaren Postamt wieder aufgenommen, und am Tage danach öffnete das alte Postamt an der Mühlenstraße wieder seine Pforten. Endlich wurde das im Frühjahr 1950 begonnene neue Postgebäude an der Bahnhofstraße im August 1951 fertiggestellt und bezogen. Das neue Postgebäude, das erste reichseigene in Cloppenburg, bietet dem Beschauer in seinem repräsentativen und sich gut in das Stadtbild einfügenden Aufbau ein ansprechendes Bild deutscher Kultur. Verfolgt der interessierte Beschauer dann auch noch gedanklich den Weg zurück bis zu den Anfängen der Post im Kreise Cloppenburg vor fast 400 Jahren, so erkennt er deutlich und folgerichtig die nie stillstehende Entwicklung des Verkehrsbetriebes Deutsche Bundespost.

Benno Harengerd

Anekdoten

De „musikaolische Hintergrund".

Hinnerk is bi'n Dokter. De Dokter bekiek sick Hinnerk sien'n Brägenkassen un segg. „Diese Ausbuchtung am Hinterkopf — die hat ohne Frage etwas mit Musik zu tun."

Hinnerk: „Dat stimmt upfällig, Herr Dokter. Daor hett mi gistern mien' Olske uphaut mit us'n Jung'n sien'n Vigelinenkassen."

Wenn eener van Amts wägen Hochdütsk spräken mott.

Jan steiht vör'n Richter. He schall seihn hebben, wo eener een'n annern wat an't Hus kaputt maokt hett.

Richter: „Nun berichten Sie wahrheitsgetreu, was Sie beobachtet haben."

Jan: „Ja, Herr Richter, was soll'm da viel sagen? Zuerst'n da hat er geflettet, und dann — dann hat er ihm die Ruten kurzgeschlagen."

Oma krigg'n Radio.

Oma is aower achzig Jaohr. Hören kann se noch woll, ower boll gor nich mehr seihn. De Kinner in'n Huse willt ehr Tiedverdriew maoken un schenkt ehr to'n Geburtsdag 'n Radio. De Apparaot fang an to spälen. Oma lustert so'n fiew Menuten. Dann segg se: „Maokt dat olle Ding'n too. Ick kann't nich hebb'n. Dat qualmt mi ganz to daohne."

Dat geiht to wiet.

Daor is Versammlung. De Vörrag dreiht sick üm'n Alkohol. Toleste segg de Keerl: „Im großen und ganzen kann man wohl behaupten: Jeder Schnaps — ein Lebenstag weniger."

Do segg Gerd to sien'n Kollegen Fritz: „Du, dat kann doch gaor nich stimmen. Wenn dat waohr was, dann wörn wi beiden jo noch gaor nich geboren."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Bischöfe

DES OLDENBURGER MÜNSTERLANDES

(Fortsetzung aus dem Heimatkalender 1952)

Clemens August Kardinal v. Galen

Bischof von Münster 1933—1946

Im Dreißigjährigen Kriege, 1641, schickte unser Landesfürst, der Fürstbischof Ferdinand von Münster, den Heinrich v. Galen als Drosten nach Vechta, damit er die Belange seines Herrn im Amte Vechta nachdrücklichst wahre. Der neue Drost erwarb schon bald die Dinklageschen Güter und verlegte dorthin die Verwaltung des Amtes. 150 Jahre waren die v. Galen Droste des Amtes Vechta; so waren sie mit dem Schicksal der Heimat eng verbunden.

Elftes Kind der Eheleute Erbkämmerer Graf Ferdinand v. Galen und Reichsgräfin Elisabeth v. Spee war Clemens August, geboren am 16. März 1878. Ein reiches und abwechselungsvolles Studium führte ihn in immer wieder neue Lebensgemeinschaften; das ständige „Sich-hinein-leben", das „Anschluß-finden" rundeten seinen Charakter. Das Fundament hierfür war im gräflichen Hause gelegt, wo von seiner frühesten Kindheit an Gehorsam, Pünktlichkeit und Pflichterfüllung großgeschrieben wurden, wo die Hochachtung vor den Eltern, der geistlichen und weltlichen Obrigkeit blühte, wo frommer, tiefer Glaube das ganze Leben regelte, wo das Tagewerk ohne jeden Komfort sich abrollte.

Mit 26 Jahren, am 28. Mai 1904, wurde er zum Priester geweiht und begleitete dann seinen Onkel, den Weihbischof Maximilian Gereon v. Galen, auf seinen Dienstreisen durch die ganze Diözese; so lernte er sie durch und durch kennen. 21 Jahre war er dann in der Seelsorge in Berlin als Kaplan und Pfarrer tätig; zum Bau der St.-Norbert-Kirche schenkte er sein ganzes Erbteil, 35 000 R-Mark. 1929 rief ihn der Bischof nach Münster an die Lamberti-Pfarre.

Vier Jahre später, am 5. September 1933, bestieg er den Bischofsstuhl von Münster. „Weder Menschenlob noch Menschenfurcht bestimmen die Richtschnur meines Handelns, nur die Gerechtigkeit und die Liebe"; diesem Grundsatz gemäß gestaltete er sein Leben. Wo er klar einsah, daß die neuen Machthaber auf falschen Wegen wandelten, nahm er den Kampf gegen sie auf.

In seinem ersten Hirtenbrief 1934 deckte er rücksichtslos die Irrtümer des „Neuheidentums" auf und zeigte, wohin sie führen. Als dann Rosenberg seinen „Mythos" in die Welt schickte, sorgte Clemens August dafür, daß die verheerende Wirkung desselben durch eine Gegenschrift eingedämmt wurde. In seiner Predigt am 6. September 1936 in Xanten wies er auf die Grenzen jeder staatlichen Gewalt hin, Grenzen, die Gott gesetzt hat, die jede staatliche Gewalt, auch die Nazigewaltigen, beachten müßten. Ein Jahr später, widerlegte er in Vreden den Vorwurf der Nazisten, daß das Christentum dem deutschen Geist „artfremd" sei, und das mit einer solchen Wucht, daß seine Gegner sich in Schweigen hüllten.

Die Jahre ab 1936 waren für das Oldenburger Münsterland Zeiten schwerer religiöser Kämpfe. Im Herbst 1936 ordnete der Gauleiter an, daß aus den öffentlichen Gebäuden, auch den Schulen, das Kreuz zu entfernen sei. Da brach im Volk eine Erregung der Gemüter aus, die zu der bekannten Versammlung in der Markthalle in Cloppenburg führte, wo der Gauleiter kluger Weise die genannte Verfügung zurückzog.

Nun setzte der Kampf um die konfessionelle Schule ein. Gemeinschaftsschulen wurden entgegen dem Reichsgesetz und dem Konkordat eingerichtet. Geistliche und Laien, die sich diesem Beginnen entgegensetzten, wurden inhaftiert, der Offizial Vorwerk des Landes verwiesen. Der Bischof ordnete an, daß ab 3. Juli in Oldenburg zum Zeichen der Trauer keine Kirchenglocke mehr geläutet werden dürfe. Er verwandte sich zu Gunsten der Inhaftierten und der gerechten Sache. Als alles dieses ohne Erfolg blieb, bestieg er am 31. August wiederum die Kanzel, und prangerte offen und freimütig das große Unrecht an.

In den Tagen vom 5. bis 10. Juli 1941 erfolgten die heftigen Bombenangriffe auf Münster. Diesen Zeitpunkt hielt die Gestapo für günstig, nunmehr auch hier mit der Be-

Landesbibliothek Oldenburg

schlagnahme der Klöster zu beginnen. Die Patres und Nonnen wurden vertrieben, und das Hab und Gut der Klöster wurde beschlagnahmt. In zwei wuchtigen Predigten protestierte der Bischof dagegen, wandte sich an die Staatsbehörden und erinnerte daran, daß zu einer Zeit, wo die Patres als Soldaten mit der Waffe in der Hand oder als Sanitäter im Felde ständen, die Heimat ihnen Haus und Heim raube. „Und keine Zeitung hat bisher von den gefahrlosen Siegen der Gestapo, die sie in diesen Tagen über wehrlose Ordensmänner und schutzlose Frauen errungen hat, und von den Eroberungen, welche die Gauleitung der Heimat am Eigentum deutscher Volksgenossen gemacht hat, gemeldet." Als man dann auch noch diese armen Patres und Nonnen verleumdete, ging der Bischof in jedem Fall gerichtlich klagend gegen diese Verleumder vor.

Als dann zur selben Zeit der Staat daran ging, die scheinbar unheilbaren Geisteskranken als „unproduktive Volksgenossen" zu töten, da ging der Bischof in Wort und Schrift scharf dagegen an; er erhob auf Grund des STGB Anklage gegen den Mörder Staat. Etwa 40 Klöster im Bezirk der Gestapozentrale Düsseldorf waren aufgehoben, etwa 50 000 bis 60 000 Unglückliche waren umgebracht, da stoppte Hitler beide Befehle ab.

„Clemens August ist der Held des Tages, und Berlin schaut untätig zu", so meinte die Gestapozentrale Düsseldorf. So war es.

Nicht nur, daß der Bischof seine Predigten und Anklagen gegen den Staat, scharf umrissen und deutlich dargestellt, der Öffentlichkeit darbot, nein, er vervielfältigte seine Predigten und versandte sie an andere Bischöfe und geistliche Würdenträger, an die staatlichen Behörden, an die Partei, an die Wehrmacht. Für die Verbreitung unter dem Volke sorgte dieses selbst, und dies mit bewundernswerter Schnelle und Gewandtheit. Das Echo, die Zustimmung, kam von allen Seiten, von Katholiken und Nichtkatholiken, von Geistlichen und Laien, von der Wehrmacht, vom Ausland. Der Heilige Vater schrieb an einen süddeutschen Bischof: „Daß aber die Bischöfe, die mit solchem Mut und dabei in so untadeliger Form wie Bischof v. Galen für die Sache Gottes und der heiligen Kirche eintreten, an Uns einen Rückhalt finden werden, das brauchen Wir dir und deinen Mitbrüdern nicht eigens zu versichern."

Die englische Zeitung Daily Mail fand Worte der Ehrfurcht vor der Größe und dem Mut des Bischofs von Münster, bemerkte aber, wenn Clemens August auch ein Gegner Hitlers sei, so könne man ihn aber keineswegs als einen Verbündeten Englands buchen. Der Bischof gehöre zu den besten Männern seines Volkes, des deutschen Volkes. Als dann nach dem Zusammenbruch 1945 die Räubereien und Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen wie ein Schreckgespenst durch die Lande eilten, da war es der Bischof, der sehr ernst und nachhaltig die Besatzungsmächte darauf hinwies, daß sie Rechte, aber auch heilige Pflichten zu erfüllen hätten.

Seine Gegner waren in Verlegenheit. Recht und Wahrheit und das gesamte gläubige Volk standen auf der Seite des Bischofs. Hand an ihn zu legen war auf alle Fälle gefährlich.

Am 18. Februar 1946 verlieh der Papst ihm die Kardinalswürde; aber nur 33 Tage war Clemens August Kardinal; wenige Tage nach der Rückkehr aus Rom erkrankte er, und am 22. März 1946 ging er ein in das ewige Leben. Aus der Trauerrede von Kardinal Frings sei hierhergesetzt: „Der große Tote bedarf keines Lobredners, die ganze Welt ist seines Ruhmes voll . . . Wie stand er auf der Romfahrt in der Vollkraft der Gesundheit! Spielend überwand er die Strapazen der Reise. Vom Morgen bis zum Abend war er tätig, predigend, tröstend, ermahnend. Müdigkeit schien er nicht zu kennen. Als wir nach den Feierlichkeiten in Rom uns entschlossen, die deutschen Kriegsgefangenen zu besuchen, übernahm er den schwierigsten Teil. Vier Tage lang reiste er bis zur Südspitze Italiens. Der Heilige Vater hatte ihn — ganz außer der Reihe — wegen seiner persönlichen Verdienste zur höchsten kirchlichen Würde, zum Kardinal, erhoben. In Rom war er unbestritten der Held des Tages. Wo sich seine mächtige Gestalt nur zeigte, erscholl ein Sturm des Beifalls, in den Straßen, in den Palästen, selbst in den Kirchen. Jedes Wort, das er sprach, wurde in die ganze Welt weitergeleitet durch Zeitung und Rundfunk. „Der Löwe von Münster", der „Vorkämpfer des Glaubens", so nannten sie ihn . . . So steht er vor uns als ein großer Wohltäter der Menschheit, als ein echter Deutscher von tiefem Gemüt, als ein ganzer katholischer Bischof."

„War er der typische Westfale, in dessen Seele herbe Strenge und gemütstiefe Weich-

Landesbibliothek Oldenburg

heit, jene urgermanischen Kräfte, zur Einheit verschmolzen sind, ein Westfale, in dem die Stärke des Mannes, die Liebe der Mutter, die Zartheit des Kindes in gleicher Brust bei einander leben?" so fragt Dr. Portmann. Kindlich fromm, begütigend, versöhnend, wo immer er guten Willen vorfand, wuchtig an Gestalt, aber noch wuchtiger an Kraft, wenn er auf Unrecht stieß, wenn er sah, daß Schwache und Hilflose bedrückt wurden, so ist er eingegangen in die Geschichte als „der Löwe von Münster".

Dr. Heinrich Wienken, Bischof von Meißen

1937 bis heute

Bischof Wienkens Wiege stand auf dem alten Bauernhofe Wienken oder Warnken in Stalförden bei Cloppenburg; dort wurde er am 14. Februar 1883 von den Eltern: Bauer Franz Wienken/Henriette Klostermann geboren. Seine Großeltern väterlicherseits waren Zeller Gerhard Wienken/Elisabeth Thieken in Stalförden, mütterlicherseits Zeller Heinrich Klostermann/Maria Anna Meyer aus Kneheim.

Nach den üblichen Studien in Cloppenburg, Vechta, Münster und Innsbruck wurde er am 6. Juni 1909 zum Priester geweiht.

Anstellung fand Wienken als Kaplan an der Pfarrkirche St. Antonius in Münster, vier Jahre später wurde er in gleicher Eigenschaft nach Berlin an die Pfarrkirche St. Sebastian versetzt, wo er ebenfalls vier Jahre tätig war. 1917 wurde er Kuratus der St. Nikolaus-Kapelle in Berlin. Sein Hauptarbeitsfeld aber lag auf einem anderen Gebiet: 1917 wurde er Sekretär des Caritas-Verbandes für Groß-Berlin. Ein reiches, ein schweres Arbeitsfeld; aber seine eiserne Gesundheit, sein klarer Kopf, seine unerschütterliche Ruhe und sein liebendes Herz ermöglichten ihm die Arbeit und machten ihn allgemein beliebt; aber auch sein großes Organisationstalent wurde offenbar.

Ab 1919 widmete er sich für drei Jahre dem Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Berlin, die ihm die Doktorwürde verlieh. Noch vor Ablauf seines Studiums, 1921, wurde er der Leiter der Hauptvertretung des deutschen Caritasverbandes in Berlin und ebenso Leiter der Vertretung des Jungmänner-Verbandes Düsseldorf in Berlin. Er blieb es, bis 1937 der „Nazi-Elan" all diese katholischen Organisationen „gleichschaltete", d. h. aufhob.

1929 wurde Wienken als Stadtverordneter in das Stadtparlament der Reichshauptstadt gewählt, hat dort fünf Jahre gearbeitet und wiederholt und erfolgreich in die Debatten und Verhandlungen eingegriffen. Im gleichen Jahre ernannte ihn der Heilige Vater zum Päpstlichen Geheimkämmerer und 1934 zum Päpstlichen Prälaten.

1937 war der Bischof von Meißen, Dr. P. Legge, mit der nationalsozialistischen Regierung in Konflikt gekommen und zwar derart, daß sie ihm die Ausübung der bischöflichen Arbeiten erschwerte, ja unmöglich machte. Nun ernannte der Heilige Vater Wienken zum Titularbischof von Arethusa und zum Coadjutorbischof der Diözese Meißen mit dem Recht der Nachfolge. Am 11. April 1937 fand die Bischofsweihe in Münster statt.

Im Herbst desselben Jahres wurde dann Bischof Wienken zum Leiter des Commissariats der Fuldaer Bischofskonferenz ernannt.

Lange Jahre arbeitete Bischof Wienken im Päpstlichen Hilfswerk für die Russen in Deutschland und in der polnischen Schnitterfürsorge. Nach dem Kriege übernahm er die Verbindungsstelle des deutschen Episkopats zum Alliierten Kontrollrat.

Ein großer, ein schöner, ein verantwortungsvoller Arbeitsbereich, und das in Zeiten, wo der Machthunger des Nazismus über Ruinen ging, wo die Kriegsfurie durch Europas Fluren raste, wo die Kriegswogen seine Diözese und auch Berlin heimsuchten, wo die Scharen der Ostvertriebenen, armselig und hilfsbedürftig, seine Diözese durchfluteten, wo nicht Caritas und Recht die Geschehnisse bestimmten. Als Gegengewicht waren da nötig große Unverdrossenheit und Geduld, vornehme Ruhe und Berechnung, dazu eine gute Dosis Gottvertrauen und Nächstenliebe. All das brachte Bischof Wienken auf.

Am 9. März 1951 starb unerwartet der mit ihm gleichaltrige Bischof Dr. P. Legge von Meißen, und Bischof Dr. Wienken bestieg nun den Bischofsstuhl von Meißen.

Möge der Hochw. Herr, der in seinem Leben viel gearbeitet und aufgebaut hat, der aber auch viele Entbehrungen und Enttäuschungen erleben mußte, der viel Jammer und Elend mitgetragen hat, dem Ruinen das Leben verbitterten, jetzt noch viele Jahre Freude haben am geistigen und materiellen Aufbau seiner von ihm geliebten Diözese.

Landesbibliothek Oldenburg

Johannes Lück,
zweiter Bischof von Aliwal in Südafrika
1947 bis heute

Die Wiege des Bischofs Johannes Lück stand in Diekmanns Heuerhaus in Langförden am sog. Holtruper Weg. Dort wurde er am 8. Mai 1909 als siebentes von acht Kindern der Eheleute Joseph Lück/Sophia Rosa Wübbelmann geboren. Sein Vater erblickte am 30. 5. 1867 in Garthe das Licht der Welt als Sohn der Heuerleute Johannes Lück/Anna Margaretha Krieger. Am 3. Mai 1898 traute er die Rosa Sophia Wübbelmann, die am 1. März 1870 als Tochter der Heuerleute Johann Heinrich Franz Wübbelmann/Anna Bernhardina Brinkmann geboren wurde. Wübbelmann stammte aus Echterholz, seine Frau aus Schwichteler.

Nach seinem Volksschulbesuch in Langförden besuchte Johannes Lück die Missionsschule in Handrup, erledigte dann seine theologischen und philosophischen Studien im St. Johannes-Kolleg in Bendorf am Rhein und in Freiburg im Breisgau, wo er am 11. Juli 1937 zum Priester geweiht wurde. Seine Eltern hatten sich 1927 in Garrel angekauft; so feierte der junge Priester seine Primiz in Garrel. Ein Jahr später reiste Lück in die Mission nach Südafrika, nach Aliwal. Dem dortigen Bischof, Dr. F. M. Demont, der zu Anfang dieses Jahrhunderts als Vikar in Goldenstedt gewirkt hatte, wurde Lück ein hilfsbereiter Mitarbeiter. Aufgewachsen in einfachen Verhältnissen, an Entsagungen und Entbehrungen gewöhnt, dabei durchaus praktisch veranlagt, stellte er die Kraft, die ein scharfes Auge für das Naheliegende, das Erreichbare hat; Maurerkelle, Hobel und Dechsel bereiteten ihm ebenso Freude wie der Unterricht der schwarzen Krausköpfe in ihrer Landessprache.

Leider traf die Mission schon bald ein schwerer Schlag: Der Krieg! Kein Nachwuchs aus der Heimat, keine materielle Unterstützung, ja die Patres wurden als Feinde angesehen und behandelt. So gut es ging, wurde weitergearbeitet.

1944 resignierte Bischof Dr. Demont und zog sich nach Lichtenstein zurück. Pater Johannes Lück wurde zum Apostolischen Administrator des Vikariats Aliwal und am 13. März 1947 zum Apostolischen Vikar und zum Titularbischof von Attuda ernannt. Die Mission erhielt einen neuen Auftrieb: Bestehende Stationen wurden ausgebaut, neue, viele neue Außenstationen eingerichtet. 30 Patres, 7 Brüder, 150 Schwestern, 4 Ärzte und 30 Katechistinnen arbeiteten auf 14 Haupt- und 42 Nebenstationen. Die Zahl der Katholiken stieg gegenüber 1923 auf das Dreihundertfache. Kirchen, Schulen, Hospitäler, eigenes Mutterhaus für Schwestern, Seminar für Geistliche, eine Lehrerbildungsanstalt, sie alle wuchsen aus der Erde. In den letzten vier Jahren wurden jedes Jahr zwei neue Kirchen eingeweiht, zwei neue Schulen eingerichtet.

1950, im Herbst, besuchte Bischof Lück die Heimat, besuchte seine Geschwister und das Grab seiner Eltern, die hochbetagt, 78 und 75 Jahre alt, am Okkupationstag ihre Wohnung vollends demoliert sahen, die beide erkrankten und am Herzschlag starben, der gute Vater am 26. April, abends um 8 Uhr, und am nächsten Morgen die liebe Mutter um 8 Uhr. Garrel bereitete dem Bischof am 7./8. Oktober einen feierlichen Empfang, ebenso sein Geburtsort Langförden am 21./22. Oktober.

Anläßlich einer Privataudienz beim Heiligen Vater begrüßte ihn der Papst: „Sie kommen aus dem Oldenburger Münsterland!" Freudig bewegt rief der Heilige Vater Erinnerungen an den Kampf ums Kreuz, an den verstorbenen Kardinal Clemens August wach. Als Bischof Lück von dem Mangel an Arbeitern in der Mission sprach, sagte der Papst: „Sie gehen doch jetzt in die Heimat. Sehen Sie doch, daß sie viele Missionare aus dem Oldenburger Münsterland bekommen!"

Und nun, ihr Jungen und Mädel, ist es an euch, dem Wunsch des Bischofs, dem Wunsch des Papstes nachzukommen, wo immer es geht!

Franz Ostendorf

Landesbibliothek Oldenburg

Zum 20. Todestag von Prof. Pagenstert

Am Weihnachtsmorgen des Jahres 1932 verschied in Vechta der allgemein bekannte und beliebte Gymnasialprofessor Dr. Clemens Pagenstert im Alter von 72 Jahren. Er war nicht nur ein beliebter Jugenderzieher, er half auch nach Kräften in der Seelsorge aus, vor allem als langjähriger Hausgeistlicher des Haushaltspensionates „Marienhain". Drei Jahrzehnte hindurch wanderte er täglich in aller Morgenfrühe den 2 km langen Weg dorthin, um für die Schwestern und Zöglinge den Morgengottesdienst abzuhalten.

Am meisten ist er aber als Heimatschriftsteller und Heimatforscher bekannt geworden. Als Sproß eines alteingesessenen Bauerngeschlechtes zu Bokern, Gemeinde Lohne, das seinen Ursprung bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen kann und in der Bauernbewegung um 1530 bereits eine führende Rolle spielte, hatte er einen tiefeingewurzelten Heimatsinn gewissermaßen von seinen Ahnen ererbt und von seinen Vorfahren übernommen. Ein Dasein fern der Heimat hätte seinem inneren Wesen wenig entsprochen, zu ihr zog ihn sein ganzes Sehnen immer wieder hin, auch zu jener Zeit, als die Berufsausbildung ihn zwang, jahrelang außerhalb der Grenzen der geliebten Heimat zu weilen. Und als sich ihm Gelegenheit bot, eine Beschäftigung in der Heimat zu finden, zögerte er keinen Augenblick, dem Ruf zu folgen, und kein noch so verlockendes Angebot hätte ihn veranlassen können, sie jemals wieder zu verlassen. In der Heimat wollte er leben und sterben.

Mit der Heimatgeschichte, ihren Quellen und ihrer Literatur hatte er sich bald aufs genaueste vertraut gemacht. Um sie aber noch besser zu verstehen, durchstreifte er die heimatlichen Gebiete in tagelangen Fußmärschen nach allen Richtungen. Als rüstiger Fußgänger von Jugend auf — hatte er doch schon als Schüler des Gymnasiums den reichlich 6 km weiten Weg von seinem Elternhaus nach Vechta täglich zweimal zu Fuß zurückgelegt — besuchte er jeden etwas bedeutenderen Punkt in der Heimat, um ihn so durch eigene Anschauung genauer kennenzulernen und einen tieferen Einblick in den landschaftlichen Charakter zu gewinnen.

Nachdem er sich so hinreichend vorbereitet glaubte, begann er mit eigenen Publikationen. Zuerst veröffentlichte er zwei kleinere Schriften: „Heimatkunde für Vechta", 2. Auflage 1905, und „Grundriß der Geschichte des Großherzogtums Oldenburg", 2. Auflage 1905. Beide mehr für Unterrichtszwecke bestimmte Werke sind in ihrer Art vorbildlich und werden noch jetzt in den Schulen und zum Selbstunterricht benutzt. Daß sie Neuauflagen erlebt haben, ist ein Beweis für ihre allgemeine Verbreitung.

Gleichzeitig veröffentlichte er mehrere Abhandlungen in dem „Oldenburger Jahrbuch des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte", so: „Zu den Leistungen des Münsterlandes im Siebenjährigen Kriege", Jahrbuch 9, „Der Einfluß des Dreißigjährigen Krieges auf den Viehbestand der Gemeinde Lohne", Jahrbuch 13, „Ein Zollkrieg zwischen Oldenburg und dem Königreich Westfalen in den Jahren 1809 und 1810", Jahrbuch 15, „Ein Soldatenexzeß in Oythe im Jahre 1744", Jahrbuch 18. — Es mag hier bemerkt werden, daß er mehrere Jahre dem Vorstand des genannten Vereins angehört hat.

Die erste Veröffentlichung, die Pagensterts Ruf als Heimatforscher an erster Stelle begründet hat, ist das 1908 erschienene Werk: „Die Bauernhöfe im Amte Vechta". Nur ein genauer Kenner der einzelnen Besitzungen, ihrer Lage und ihrer Geschichte, konnte ein solches Werk zustande bringen. Er wollte dadurch, wie er in der Einleitung bemerkt, Liebe zur heimatlichen Scholle, Achtung vor der Familientradition wecken, um so die Bevölkerung, vor allem die ländliche, enger mit der Heimaterde zu verknüpfen, sie der Heimat zu erhalten und ein Abströmen in die Städte zu verhindern; er wollte sie dort festhalten, wo ihre Vorfahren „Bäume gepflanzt und die Heide gebrochen hatten". — Und in der Tat, wie Prof. Pagenstert es wünschte, hat sein Werk in reichem Maße dazu beigetragen, das Interesse für die einzelnen Höfe zu wecken und zu fördern. In sehr vielen Bauernfamilien hat es zur Familienforschung angeregt und so Früchte gezeitigt, die spätere Geschlechter noch dankbar genießen werden.

Gleichen Zwecken dienstbar und von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Gestaltung sind die „Kammergüter in den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe", erschienen

Landesbibliothek Oldenburg

Professor Dr. Clemens Pagenstert

1912. Was die „Bauernhöfe" für das Amt Vechta sind, bedeuten die „Kammergüter" für jene beiden Bezirke.

Um die Familienforschung noch besonders anzuregen, gab er im Jahre 1927 das Werk „Lohner Familien" heraus. Damit wollte er ein Beispiel schaffen, wie ein ganzes Kirchspiel, wie eine große Familie gleichsam, in einem einzigen Sammelwerk vereinigt werden könne. Der Verfasser wünschte, daß jede Gemeinde ein solches allgemeines Familienbuch besäße, und wollte dazu die Anregung geben. Dieser Wunsch ließ ihn auch die gewaltigen Schwierigkeiten überwinden, die mit der Verarbeitung eines so umfangreichen Materials naturgemäß unzertrennlich verbunden waren.

Die im Jahr 1920 begründeten „Heimatblätter für das Oldenburger Münsterland" begrüßte Prof. Pagenstert mit besonderer Freude. Erblickte er doch darin ein besonders geeignetes Mittel, den Heimatgedanken in möglichst weite Kreise der Bevölkerung zu tragen. Daß er von Anfang an zu den eifrigsten Mitarbeitern zählte, braucht nicht eigens erwähnt zu werden. Seine Darlegungen bezogen sich auf die verschiedensten Gebiete der heimatkundlichen Wissenschaft: Erlasse der münsterschen Regierung, verfassungsgeschichtliche Verhältnisse der Stadt Vechta, kirchliche und politische Einrichtungen der verschiedenen Gemeinden, Bemerkenswertes über einzelne Bauernhöfe und Familien, kurz alles Wissenswerte zog er in den Bereich seiner Betrachtungen. Für die „Heimatblätter" war sein Abscheiden ein besonders schwerer Verlust.

Prof. Pagenstert hat sich durch seine Veröffentlichungen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Er hat die Arbeiten von Nieberding, Niemann, Willoh und anderen erfolgreich fortgeführt. Die Stadt Vechta hat ihren allgemein geachteten und beliebten Mitbürger in jüngster Zeit noch dadurch besonders geehrt, daß sie eine neu angelegte Straße nach ihm benannte, um so sein Andenken für alle Zeiten festzuhalten.

Georg Reinke

Dei Geometrie

Et is erst'n Paor Jaohrteinte her, do wut beschlaoten, van Cl. nao V. ne Baohn tau bauen. Dei Motorisierung heff intüsken so gewaltige Fortschritte maokt, dat dei Baohnen nich mehr konkurrieren käönt un mancker wägens beschlaoten wett, dei Baohnen stilltauleggen. För dei Geometers geef dat domaols allerlei tau daun, üm den Verlop van dei Baohn tau vermäten. As dei Bur M. ut E. eines Morgens nao buten keek, wören dei Geometers up sine Weide ant mäten. Hei ha intüsken hört, dat dei neie Baohn direkt dör sinen Hoff baut wern schull. Dat kunn üm nich passen. Nu güng hei up dei Geometers tau un frög ehr, wat sei up sinen Hoff tau mäten han. Hei wull ehr hier nich hebben! Dei Hauptkeerl kreeg ut sine Tasken 'n grotet Papier un wiesde üm, dat sei dortau berechtigt wören. „So," segg hei, „waor son Papier nich aowerall gaut för is." Hei gunk wer trügge int Hus und segg tau sinen Knecht: „Jann, laot eis eben den Bullen ut'n Stall in dei Weide, waor dei Keerls ant mäten sünd." As dei Bulle dei frömden Keerls sög, un up dei Geometers lossusede, reeten dei daordör, as wenn sei'n Düwel seihn haan. Sei haan wat tau dauhn, dat sei ünnern Stickeldraoht dörkömen. Dat mök den Bur aower'n Spaoß! Hei stünd in dei Sietendör, hüllt sick dat Liew fast vör Lachen, un röpde ut vullen Halse henn nao dei Geometers: „Ji Bangebüxen, worümm loopt Ji weg? Ji hebbet jo Berechtigunk. — Wiest üm doch jaue „Papiern"!

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Direktor Johann Wewer

EIN VERDIENTER SCHULMANN

Johann Wewer, geboren am 29. April 1861, entstammte einer alten Cloppenburger Bürgerfamilie, deren Name seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bezeugt ist. In der Volksschule genoß er den grundlegenden Unterricht des 1926 verstorbenen Rektors Fortmann, der ihm in seiner rastlosen Tätigkeit ein Vorbild wurde, und mit dem er bis an sein Lebensende in Dankbarkeit und Verehrung verbunden blieb. Nach mehrjährigem Besuch der Cloppenburger Bürgerschule absolvierte er das Lehrerseminar in Vechta, das er mit dem besten Abgangszeugnis im Herbst 1882 verließ. Wenn Wewer die ihm vom Oberschulkollegium zugewiesene Stelle an der Volksschule in Beverbruch ausschlug, so ließ eine solche bis dahin ungekannte Ablehnung den Entschluß erkennen, daß er sich höhere Ziele gesteckt hatte, die zu erreichen die oldenburgische Heimat ihm keine Aussicht bot. Nach kurzer Wartezeit fand er Anstellung als Volksschullehrer in der rheinischen Stadt Opladen. Sein pädagogisches Geschick, seine überragenden Leistungen in der Schule und seine Veröffentlichungen in der Fachpresse erregten bald die Aufmerksamkeit der Kollegen und der Behörden. Mit großem Eifer arbeitete er an seiner Weiterbildung, vornehmlich auf sprachlichem und geschichtlichem Gebiet. In wenigen Jahren gelang es ihm, die Mittelschullehrer- und die Rektorenprüfung, an die sich nur wenige heranwagten, mit ausgezeichnetem Erfolg abzulegen. Ein größerer Wirkungskreis erschloß sich ihm in St. Tönis bei Krefeld, wo er mit der Leitung eines großen Schulsystems betraut wurde. Hier verfaßte er auch sein erstes Buch: „Die Königin Luise", das, in Fachkreisen sehr geschätzt, gern als Schulprämie verwendet wurde. Inzwischen hatte sich Wewer mit dem damals in großem Aufstieg begriffenen Fortbildungsschulwesen vertraut gemacht, klar erkennend, daß dieser Schulart eine Zukunft bevorstand. Im Jahre 1897 erschien aus Wewers Feder: „Der Geschäftsmann. Ein Ratgeber bei den schriftlichen Arbeiten des Handwerkers und Kleingewerbetreibenden." Dieses Buch machte den Namen des Verfassers weithin bekannt, fand raschen Eingang in Schulen und Gewerbekreisen und erlebte in wenigen Jahren mehrere starke Auflagen.

Im selben Jahr wurde ihm eine Rektorstelle in Wiesbaden übertragen. In diesem Kurort von internationalem Rang sollte ihm eine fast 30jährige Wirksamkeit beschieden sein. Hier, wo man durch großzügige Maßnahmen unter Bereitstellung erheblicher Geldmittel die Volksbildung zu heben suchte, war es hauptsächlich seiner Initiative zu verdanken, daß begabten Volksschülern durch Einrichtung von Förderklassen eine über den Rahmen der Volksschule hinausgehende Ausbildung zuteil wurde. — Um den auf dem Gebiet des Geschichtsunterrichtes erschienenen schablonenhaften, minderwertigen Schulbüchern wirksam zu begegnen, verfaßte Wewer eine in Anlage und Stoff neuartige „Vaterländische Geschichte für Volks- und Mittelschulen", in der das kulturgeschichtliche Moment ausgiebig zur Geltung kam und der Geschichtsunterricht selbst in seinen Zielen in andere Bahnen gelenkt wurde. Wie letzterer berufen ist, der Charakterbildung im nationalen Sinn zu dienen, zeigte er in dem vielbeachteten „Lehrbuch des erziehenden Geschichtsunterrichtes". Mit Dr. Froning in Frankfurt a. M. gab er eine „Geschichte für die Mittelschule der Stadt Frankfurt" heraus. Dieses Buch war wohl der erste gelungene Versuch, in die allgemeine und deutsche Geschichte die Schicksale einer geschichtlich bedeutsamen Stadt einzugliedern und den Sinn für geschichtliches Denken auf ortsgeschichtlicher Grundlage aufzubauen.

An den Bestrebungen der Berufs- und Schulkreise zur Weiterentwicklung des Fortbildungsschulwesens nahm Johann Wewer in Wort und Schrift regen Anteil. Seine vom Geist zeitgemäßer Reformen getragenen praktischen Vorschläge zur Ausgestaltung dieser Schulen, die er in einer Denkschrift dem Handelsministerium unterbreitete, lenkten die Aufmerksamkeit dieser für das gesamte kaufmännische und gewerbliche Schulwesen maßgebenden Behörde auf ihn. Und als die Stadt Wiesbaden für ihre kaufmännischen Lehranstalten einen Leiter suchte, wurde auf besonderen Wunsch des Handelsministers Wewer mit der Direktion beauftragt. Fast 25 Jahre hat er die Leitung dieser Schulen in Händen gehabt und sie zu hoher Blüte emporgeführt. Davon legen

Landesbibliothek Oldenburg

Zeugnis ab die anerkennenden Berichte der Behörden, der Handelskammern usw. und nicht zuletzt die vieler ausländischen Kommissionen, die die Wiesbadener Handelslehranstalten an Ort und Stelle studierten und sie als vorbildlich bezeichneten.

Wie Wewer ein hervorragender Schulorganisator war, so verstand er es auch, seine große Arbeitskraft zielbewußt zu organisieren. Die ihm zur Verfügung stehende freie Zeit benutzte er zu Studienreisen im In- und Ausland und zur Herausgabe von Schriften und Büchern seines Faches. So erschienen von ihm im Ruhfus-Verlag in Dortmund u. a.:

Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz in Verbindung mit Kontorarbeiten- und Handelsbetriebslehre. 3 Bände. 1904.

Volle Fracht. Ein Lesebuch für junge Kaufleute. 1908.

Der Geschäftsmann. Große Ausgabe. 839 Seiten. 1912.

Für die Jubiläumsschrift der Stadt Wiesbaden im Jahre 1913 lieferte Wewer mehrere wertvolle Beiträge.

Von der ungeheuren Geistesarbeit, die die schriftstellerischen Leistungen Wewers darstellen, vermag sich der Laie kaum eine Vorstellung zu machen. Wenn man aber bedenkt, daß sie fast 4000 Druckseiten umfassen, daß sie immer wieder dem Fortschritt der Zeit und der veränderten Gesetzgebung angepaßt werden mußten, dabei vom Schrifttum nur wenig erfaßte Gebiete behandeln, dann wird auch dem Uneingeweihten klar werden, welche Eigenschaften den Verfasser zierten: rastloses Streben, großes Wissen, klarer Blick, eiserne Energie und unermüdlicher Fleiß.

Wegen Erreichung der Altersgrenze trat Wewer 1926 in den Ruhestand, den er in Muße zu verbringen wie kaum einer verdient hatte. Doch waren die Jahrzehnte überangestrengter Tätigkeit nicht spurlos an seiner Gesundheit vorbeigegangen. Auch das Schicksal hatte manchen Wermutstropfen in seinen Lebenskelch geschüttet: eine Tochter verunglückte tödlich, und von den drei Söhnen, die 1914 freiwillig ins Feld rückten, starb einer, und dem älteren wurde im Luftkampf ein Arm zerschmettert. Mit tiefer Bitternis erlebte er auch, wie das Rad der Zeit über das Werk seines Geistes zermalmend hinwegraste. All das überschattete den Herbst seines Lebens.

Wie Johann Wewer von jeher kaum ein Jahr hatte vorübergehen lassen, ohne in seiner über alles geliebten Heimat zu weilen, so pflegte er auch im Ruhestand oft Wochen und Monate in Cloppenburg zu verbringen. Hier verlebte er seine schönsten Stunden, suchte täglich die altvertrauten und erinnerungsreichen Stätten seiner Jugendzeit, vor allem die Bührener Tannen auf und war hocherfreut, wenn er einem alten Bekannten in die Augen schauen konnte. Im geselligen Kreis erzählte er gern von jugendlichen Streichen, dabei jung und alt aus längst verschollener Zeit humorvoll charakterisierend. Selten versäumte er, an den Gesangabenden des „Liederkranz" teilzunehmen, dem er einst als Mitglied angehört hatte. Nach dem Tode seiner Lebensgefährtin verbrachte er den Sommer 1931 in Cloppenburg. Es sollte sein letzter Heimatbesuch sein. Dann zwang ihn sein Leiden, im milden Klima Tirols, in Meran, Aufenthalt zu nehmen. Mitten in diesem Alpenparadies faßte ihn das Heimweh gewaltiger denn je. Aus aller Überfülle der Natur ging sein Sehnen zurück zur Heimat, deren stille Schönheit im Sonnengold des Südens doppelt leuchtend vor seine Seele trat. Ihm erging es wie dem Dichter Viktor von Scheffel, der einst von Capri aus ins deutsche Land die Verse sandte:

Doch des Lotos süße Kernfrucht,
Die der Heimat Angedenken
und der Rückkehr Sehnsucht auslöscht,
Fand ich nicht auf fernen Pfaden.

Johann Wewers sehnlichster Wunsch war es, seinen Lebensabend in der Heimat zu beschließen. Doch schwanden die Aussichten auf Heilung und Rückkehr immer mehr. Eine große Freude sollte Wewer noch erleben, als im Mai 1933 ein Cloppenburger ihm einen mehrtägigen Besuch abstattete und herzliche Heimatgrüße übermittelte. Noch einmal konnte er seinem Landsmann gegenüber das von Heimatgefühlen erfüllte Herz ausschütten. Seine damalige dunkle Ahnung, nie wieder über die Alpen ins Vaterland zurückkehren zu können, sollte leider in einigen Monaten zur Wahrheit werden. Am 15. November 1933 ist Johann Wewer, der verdienstvolle Schulmann und der treue Freund seiner Cloppenburger Heimat, im Beisein seiner Tochter in die ewige Heimat eingegangen.

Bernhard Riesenbeck

Landesbibliothek Oldenburg

Münsterländer als Walfischfänger

Die Bevölkerung des Münsterlandes hat durch lange Jahre eine große Zahl von Seefahrern gestellt, die zu einem großen Teil auf holländischen Schiffen alle Meere befuhren. Ein Ende 1825 entstandener Schriftwechsel des oldenburgischen Generalkonsuls Smeer in Rotterdam mit dem Amtmann Schüttorf auf Hopen gibt einen guten Einblick in die Lebensverhältnisse dieser Männer, die vielfach aus altbekannten Familien des Kreises Vechta stammten.

Am 15. November 1825 schrieb Smeer an den Amtmann, er könne einige seebefahrene Leute auf holländischen Walfängern unterbringen. Er schätze, hebt er ausdrücklich hervor, die Oldenburger hoch; sie hätten einen guten Ruf als Seeleute. Der Amtmann ließ das Angebot in Steinfeld, Lohne und Dinklage bekannt machen, und binnen kurzem meldeten sich 66 Männer, obwohl nur 10 gesucht wurden. Der Kirchspielsvogt von Lohne fügt seinem Bericht die Feststellung an: „Da die hiesigen Eingesessenen, welche früherhin auf dem Walfischfang gefahren haben, schon größtenteils alte Männer sind, daher jetzt diese Fahrt nicht mehr mitmachen können, in den letzten Jahren aber die hiesigen Seefahrer nicht so häufig als früherhin auf dem Walfischfang gefahren haben, so werden wohl nicht viele erfahrene Grönlands- und Straat-Davids-Fahrer, obgleich sich nur sehr wenige gemeldet haben, mehr zu erwarten sein, unbefahrene junge Leute, die jedoch auf Kauffahrteischiffen und zum Heringsfang gefahren, werden sich jedoch noch wohl mehrere melden."

Unter den Bewerbern finden sich aus allen südlichen Orten des Kreises Seeleute, die, bis auf acht Jugendliche, alle seebefahren sind. Namen wie Behne, Bolke, Böckmann, Brokamp, Deters, Feldhus, Fortmann, Frerking, Honkomp, Hövemann, Hülsmann, Ideler, Jansen, Kläne, Kohake, Krebeck, Krümpelbeck, Kühling, von Lehmden, Macke, Möhlmann, Olberding, Pund, Püttmann, Pöhlking, Sieve, Südbeck, Wellerding, Wieferich und Wolking sind darunter, manchmal sogar Vater und Sohn zugleich. Mehr als die Hälfte von ihnen gibt an, bereits auf einem Walfischfänger gefahren zu sein. Alle Altersstufen zwischen 16 und 70 Jahren sind vertreten. Caspar Wulf mit seinen 70 Jahren, von denen er 50 auf See war, darunter 16 Jahre zum Walfang, ist der Senior, ebenso alt ist aber auch Adolph Kühling aus Langförden, der 14 Reisen nach Grönland als Speckschneider und Harpunier hinter sich hat, zudem auch viermal in der Davisstreet war; diesmal möchte er seinen Schwiegersohn Bernd Freese mitnehmen. Der Jüngste ist der sechzehnjährige Sohn des Karl Meyer aus Mühlen. Viele sind schon als Kinder zur See gefahren; Hinrich Arnd Willenbrink aus Holthausen hat mit 37 Jahren schon 30 Jahre auf See hinter sich, der 40 Jahre alte Johann Hinrich Olberding schon 26 Jahre, Johann Krümpelbeck ist als Elfjähriger, Hermann Hinrich Möhlmann aus Mühlen als Fünfzehnjähriger zur See gekommen. Die Älteren bemühen sich um einen Posten als Zimmermann, Bootsmann, Harpunier, Speckschneider, Vollmatrose oder Koch, die Jüngeren wollen Leichtmatrosen, Schiffsjungen oder nur schlechthin Teilnehmer der Fahrt werden. Verschiedene haben in der Nautikschule des Lehrers Rabe in Mühlen in den Wintermonaten Unterricht genommen. Wer von den seebefahrenen Bewerbern noch nicht auf Walfischfängern war, hat doch schon auf mehr oder minder langen Fahrten die Welt gesehen: teils waren sie auf Heringsfängern, oft aber auch auf Handelsschiffen, die bis Portugal, Spanien, England, Schottland, Norwegen, Narwa und Archangelsk gekommen sind, wie Joh. Hinr. Olberding und Joh. Krümpelbeck.

Die Fahrt sollte um den 1. März 1826 angetreten werden und nach Grönland und Davisstreet führen. Vom Heuerbaas in Rotterdam wurde den Angemusterten eine doppelte Monatsheuer gezahlt, aus der sie jedoch ihre Seeausrüstung selbst beschaffen mußten. Herm. Olberding aus Holthausen bekam als Koch z. B. 64 holl. Gulden als Vorauszahlung für zwei Monate; davon brauchte er 36 Gulden für die Ausrüstung, 8 bis 9 Gulden für die Anreise nach Rotterdam.

Im Verlauf des Januar 1826 teilte Smeer dem Amtmann mit, daß er nur etwa zehn Seeleute unterbringen könne, die sich auf Abruf bereit halten sollten, da der harte Winter die Ausreise noch nicht zulasse. Am 14. Februar 1826 reiste dann die erste Gruppe nach Rotterdam ab: Carl Anton Gode aus Mühlen, Friedrich Honkomp aus

Landesbibliothek Oldenburg

Holthausen, Hermann Olberding aus Holthausen, Evert Püttmann aus Lohne, Christoph Sack aus Damme mit seinem Sohn Joseph, der erst 17 Jahre alte Herm Hinrich Wieferich, Hinrich Arnd Willenbrink aus Holthausen und Herm Hinrich Wolking aus Steinfeld. Am 26. Februar folgten noch Franz Hövemann (wohl aus Lohne) mit seinem Sohn Anton, der mit seinen 23 Jahren schon 12 Jahre zur See gefahren ist, Johann Pöhlking aus Südlohne und Johann Hinrich Rabe aus Lohne. Püttmann, die beiden Sack und Willenbrink kamen auf das Schiff „Rotterdam", über die anderen ist insoweit nichts bekannt. Auf der „Rotterdam" war auch Olberding; aber er bekam mit seinem Kapitän, dem er zu alt war, Streit und kehrte wieder nach Hause zurück, worüber Generalkonsul Smeer recht erbost war. Die Meisten wurden nur als Matrosen angenommen, lediglich Hövemann als Koch oder Harpunier, Olberding als Koch, Josef Sack als Hilfskoch und Willenbrink als Harpunier machten eine Ausnahme.

Clemens Haak, der schon mehrmals in Grönland gewesen war, bekam das Angebot, bei seinem letztjährigen Kapitän D. J. Cupido auf dem Schiff „de Maasstrom" wieder anzuheuern; er wurde jedoch aus der Liste wieder gestrichen, weil er bereits anderweitig angeheuert war.

Die Bereitwilligkeit, mit der sich in kurzer Zeit 66 Männer meldeten, läßt erkennen, mit welcher Tatkraft und Unternehmungslust diese Münsterländer Heuerleute und Bauernsöhne das Leben meisterten, und wie sie keine Mühe und Gefahr scheuten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, nicht anders als all die Hollandgänger und Indienfahrer jener Zeit. Wie schwer und gefahrvoll ihr Leben war, das zeigen die zu jener Zeit häufigen Kirchenbucheintragungen, die Kunde davon geben, wie viele Münsterländer fern der Heimat den Tod fanden.

Konrad Händel

En olet Leiden

In'n Braudörp, tüsken Dinklaoge un Lohne, waohnde vör füftig Jaohr Muster Libett. Sei har ne lüttke Hääkerei, un'n halwen Ort kunnen dei Burn, dei van dei Tiggelei ähre Backsteine haolden, uck bi ehr drinken. Libett was bi ähre achtzig Jaohre noch recht kuntant, blot s'aobends kröp sei all bitied achtern Durk. „Daogs mot dei Mensk arbeiten un nachts schlaopen!" was alltied ähr Spruch wäsen, und dormit har sei sick gesund un krägel holen.

Nu was dat'n bannig kolen Winter, un lange Ispüngels hüngen van't Strohdack bold bät up dei Ern. As ähre Lüe noch ant Fauern wörn, har Libett sick in'n Staoben verdrückt un sick fört Beddegaohn fadig maokt. Dei kantige Plaotenaobend mit dat schwatte Perd dorför un dei Jaohrestaol dorünner scheen aover noch rein tau schön, un so wull Libett sick eierste noch ein bäten dörwarmen un sick mit den Rüggen an den warmen Aobend stellen.

Dorbi tret sei ünverseihns mit'n rechten Faut upp'n Knicker, den dei lüttken Blaogen bi't Spälen liggen laoten harn. Libett gleet ut un füllt mit ähren Allerwertesten jüst up dei Jaohrestaol 1704. Sei krieskede un jöllde vör Pien un kröp flink ünnern Pääl. Ähre Lüe kömen anlopen, un jeder frög: „Libett, wat häst du?" Aower Libett schenierde sick, schwegg un dreihde sick mit'n Gesicht nao're Wand.

Taufällig köm ole Doktor Aschern mit Perd un Waogen vörbi, um sine verkläömden Lettmaoten en bäten upptauwarmen. Hei hörde Libett ropen, stürde anne Theke vörbi in'n Staoben un frög: „Na, Libett, wat is dann hier los? Du jöllst ja, as wenn du't Mest in'n Liewe häst!" Nu mossen alle ut den Staoben herut, un Libett klaogde den gauen Unkel Doktor ähr Leid. Dei Doktor unersöchde den Fall, schmüsterlachede en bäten un segg dann: „Ja, Libett, dat is'n olt Leiden, is bold tweihunnert Jaohr olt." Libett mök en ganz bedröbbelt Gesicht, aower dei Doktor sprök ähr Maut tau un sägg: „Brukst nich bange tau wäsen, noch eine Stunde moßte utholen, dann wed dat bäter." Hei löt sick'n Setten vull Melk haolen, behannelte 1704 so, as dat'n Dokter taukump, un bold nöhm dei Pien af.

Wenn Unkel Doktor aower lääter bi Libett vörsprök un frög: „Wo is dat nu mit dat ole Leiden?" dann kreg Libett alltied noch'n roden Kopp.

Heinrich Bockhorst

Landesbibliothek Oldenburg

Der Räuberhauptmann Hardemente

in der Gemeinde Essen

Während des „Siebenjährigen Krieges" trieben Räuberbanden und Wegelagerer vielerorts ihr Unwesen. Im benachbarten Artland und auch in unserem „Niederstift Münster" machte der berüchtigtste Räuberhauptmann jener Zeit, „Hardemente" genannt, mit seinen Banditen die ganze Gegend ebenso unsicher wie „Jan Kaorl un sine Bande" seinerzeit den Hümmling. Ihre nächtlichen Überfälle und Mordtaten erinnern uns unwillkürlich an die Zeit des Faustrechtes und der Raubritter.

Die Wiege dieses Verbrechers stand in Ankum. Mit seiner Frau Teska, die ihn an Grausamkeit noch übertraf und ihn oft auf seinen Raubzügen begleitete, bewohnte er nach seiner Heirat die Hardementen-Kötterei in Ankum. Der Platz, wo sein Haus gestanden hat, das bald nach seiner Hinrichtung abbrannte, wird noch heute gezeigt. Auch ein merkwürdiger Brunnen, den Hardemente einst aus einem ausgehöhlten Eichbaum anfertigte, war lange zu sehen. Unter seiner Bettstelle, tief in den Boden eingegraben, fand man nach dem Brand einen ähnlichen Eichbaum, der ihm bei Verfolgungen als Versteck gedient hatte.

Macht und Ansehen des weit und breit bekannten Räubers waren so groß, daß niemand ihn anzugreifen noch zu verraten wagte. Frei und ungehindert bewegte er sich in seiner Heimat, im ganzen Osnabrücker Land und auch in unserer Gegend. Selbst die Behörde fürchtete ihn und seine Bande, und so war und blieb er mehrere Jahre der Held der Landstraße.

Hier und da verriet er auch, daß noch nicht jegliches bessere Gefühl in ihm erstorben war. Wiederholt gab er einem Armen die Beute, die er soeben einem Reichen geraubt hatte, und belohnte großzügig das in ihn gesetzte Vertrauen, wie ein König in seinem Reich. Andererseits konnte er einen Gegner, den er grundsätzlich nicht neben sich duldete, kaltblütig, ja bestialisch ermorden und sich seine Habe aneignen oder sie vernichten. Der Verein für Geschichte und Altertumskunde des Hasegaues hat viele seiner schändlichen Greueltaten aufgezeichnet. In unserer Gemeinde sind zwar viele Diebstähle, aber keine Mordtaten von ihm bekannt.

Auf seinen Raubzügen kam er mit seinen Kumpanen einst zur Bauerschaft Uptloh bei Essen. Tagsüber hausten die wilden Gesellen in dichtem Gehölz oder in geräumigen Höhlen. Oft zogen sie auch als reisende Handwerksburschen von Haus zu Haus. Sie erbettelten sich Brot und Obdach, um Gelegenheit zu haben, mit der Örtlichkeit des Hofes und den Verhältnissen des Bauern vertraut zu werden.

Eines Abends ging Hardemente allein über Hermrolfes Brücke, schritt dem Hof des Zellers Wangerpohl zu und bat dort um Nachtquartier. Der Bauer erkannte in dem Bettler sofort den gefürchteten Räuberhauptmann und wagte nicht, ihn vor die Tür zu setzen. Er wies ihm einen Platz in der Scheune an, hielt aber mit all seinen Leuten die ganze Nacht in einem verborgenen Winkel des Hauses, mit Waffen wohlausgerüstet, Wache, und siehe, aus allen vier Winden kamen gegen Mitternacht die schwerbepackten Banditen zur Scheune, und bald begann dort ein Schlachten, Braten und Kochen, ein Schmausen, Zechen und Johlen, wie es schlimmer nicht erdacht werden konnte. Angst und Schrecken erfüllten die Bewohner des Hauses.

Mit dem Morgengrauen luden die Räuber ihre Kochgeschirre auf den Rücken und verschwanden. Nur ein kupferner Kessel war vergessen worden. Diesen nahm Zeller Wangerpohl an sich und nannte ihn „Hardementen-Kessel". Er ist lange als Erbstück auf dem Hof verblieben. Mit der Zeit verlor er an Ansehen und diente Gänsen und Enten als Futtertrog, bis er im ersten Weltkrieg fürs Vaterland geopfert wurde.

Bald nach jenem Abend stattete Hardemente einem anderen Bauern einen Besuch ab und bat um Unterkunft für die Nacht. Er hatte Frauenkleidung angelegt, weshalb er nicht sofort erkannt wurde. Der Bauer konnte die vermeintliche Frau wegen Platzmangel nicht beherbergen, aber sie ließ sich nicht abweisen und erklärte sich schließlich mit einem Nachtquartier auf dem Heubalken in der Scheune einverstanden. Die Zudringlichkeit der Person machte den Bauern stutzig und mißtrauisch. Er begleitete sie zur Scheune, ging dann, nichts Gutes ahnend, zu seinem Gesinde ins Haus und

Landesbibliothek Oldenburg

sprach: „In dieser Nacht müssen wir wachen, denn wir haben es nicht mit ehrlichen Leuten zu tun!" Gegen 12 Uhr verließ Hardemente seine Lagerstätte, schlich ums Haus und versuchte, an einer passenden Stelle einzubrechen. Aber plötzlich kam der Bauer mit seinen Leuten, gut bewaffnet, aus dem Hinterhalt hervor, schlug ihn windelweich und überließ ihn seinem Schicksal. Ob sich Hardemente mit Hilfe seiner Bande später an dem Bauern gerächt hat, ist zwar nicht bekannt, aber wohl anzunehmen.

In einer waldreichen Bauerschaft nördlich von Essen war er mit sieben seiner Räuberbande eine Zeitlang der Schrecken aller Bewohner. Wer sich ihrem Revier nahte, wurde ausgeraubt und war seines Lebens nicht sicher. Eines Tages nahm Hardemente seinen ehemaligen Schulkameraden und Gönner aus Ankum, den er nicht wiedererkannte, gefangen und schleppte ihn in den Wald. Unterwegs glitt das Auge des Unglücklichen prüfend über das Gesicht seines Gewalttäters und glaubte, es schon mal gesehen zu haben. Langsam wurde in ihm die Erkenntnis wach, daß sie in Ankum gemeinsam die Schule besucht hatten. Er nannte seinen Namen und bat seinen Schulkollegen um Leben und Freiheit. Nun erkannte auch Hardemente ihn und freute sich des Wiedersehens. Er willfahrte sofort seinem Wunsch und gab ihm seine goldene Uhr als Unterpfand mit auf den Weg, indem er sagte: „Zeige diese jedem Räuber, der dich überfällt, und er wird dich nicht weiter belästigen. Die Uhr aber stelle mir hernach wieder zu!" Jener atmete ganz erleichtert auf, dankte Hardemente und folgte seinem Rat. Unterwegs wurde ihm kein Haar gekrümmt, obschon er wiederholt angehalten wurde. Die Uhr war seine Retterin. Kurz vor der Lichtung des Waldes übergab er sie dem letzten Räuber, der ihn bedrohte, damit er sie dem Führer der Bande zurückgebe. Er aber freute sich sehr, als er das gefürchtete Räubernest im Rücken hatte, und ging mit leichten Schritten von dannen.

Nach einem Leben jahrelanger schwerer Greultaten ereilte den Räuberhauptmann doch das Schicksal. „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht!"

Der Bauerschaft Talge glückte es, ihren bestgehaßten Bedränger in einer kalten Winternacht, als er sich in seinem Hause sorglos schlafen gelegt hatte, gefangen zu nehmen. Durch einen geheimen Gang entfloh er und verbarg sich, nackt wie er war, auf dem Balken in einer Kuhhaut die vom „Hahnenkipp" herunter hing. Seine Häscher fanden ihn nach langem Suchen und verabreichten ihm unter dem Wehgeschrei seiner Teska zunächst eine gehörige Tracht Prügel. Dann führten sie ihn gefesselt nach Osnabrück. Erst unter schweren Folterqualen legte er ein umfangreiches Geständnis ab. Am Galgen in Iburg beschloß er seine verbrecherische Laufbahn. Mit seinem Sohn, der als Bettler endete, starb das Geschlecht der „Hardementen" aus.

Die Kumpane des erhängten Banditen ergriffen teils die Flucht, andere büßten ihre Schuld mit einer jahrelangen Kerkerhaft ab, und die bandenmäßigen Raubüberfälle hörten auf.

Johanna Kröger

Anekdoten

Klaore Fraoge, — klaore Antwort!

„Finao! wat maokt dei Jann daor baoben?" „Dei Jann maokt nix!" „Watt deit dei Hinnerk dann?" „Dei helpt üm!"

Hei ha dei Waohl

Son ollen Genießer köm bi'n Doktor. Um künn bloß dat Radikaolmittel helpen: Hei müß entweder up den Wien — oder up dei Wiewer verzichten! Dei Doktor frög üm: „Wat is ehr nun am leiwsten?" „Hei bedachde sick son bittken: „Dat kump wat upp'n Jaohrgang an, Herr Doktor!"

Junggeselle, dat is en Mann, den tau'n Glücke dei Frau fählt!

Dei Engel:

Dei Mannslüe schellt in'n Kraug düchtig aover ehre Wiewer, dat sei sülwest in'n Huse nix tau seggen hebbt. Do segg dei Jann: „Min Wief, dat is en Engel!" „Jao" segg Hinnerk: „Dat ännert dei Saoke, — use, dei lävet aower noch!"

Van nix wett nix

Schl. Jop dröp den Korfmaoker: „Donnerwetter, Hamann, wat hest du di för'n Buk anfräten!" „Jao, dat magst woll seggen." Dorbi straokde Hamann sick aowert Liew, lacht sick einen und segg: „Man, dei heff aover uck wat kost!"

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Peter Pudel

Vör lange Tid läweden in Bünne bi Dinklaoge twei Buren; dei kunnen sick nich gaut seinen. Um so'nen ollen Strudtpott, wor man woll eis Göse injaogen kunn, haren sei sick in dei Klatten krägen un möken dei Gerichte väle Aorbeit. Un as dei Ollen dote wören un den Gösepaul nich mitnömen, günk dat Spektaokel ünner dei Jungens wider. Dei wassen in är Kinnertid tausaome achter Keie un Schaope herbistert, haren Häckstern- un Kreiennester utnaomen, sick kloppt un wedder verdraogen, man dat was nu ale nich wäsen un nich waor.

Nu kömen sei in dei Jaore, dat sei ant Freien dachden. Un wat dat Mallör wull, sei füllen beide up datsülwige Wicht. Dat was Marikatrin, uck 'ne Burendochter, grot un stark mit kralle Ogen un roe Backen; sei seg ut as dat ewige Läben, un dor wör wol kin Jungkerl, dei nich dachde: „Junge, dat iß wat för mi!" Uck Jannbernd un Hermhinnerk, so hedden dei beiden Jungburn, dachden so, schmeten dat Wicht faoken einen gauen Blick tau un kürden noch leiwer 'nen Strämel mit är. Marikatrin, dei wol wüß, dat sei wacker wör un einen Kerl mitkrigen kunn, hölt sick stur un was gaornich so riwe mit dei Wörte un mit dei Leiwe. Dat ärgerde dei beiden, un as dei eine merkede, dat uck dei ännere naot Wicht günk, bet sick dei Groll un dei Ärger in är Harte faste. Ale Lüe in'n Dörpe wüssen dat un wüssen uck, dat dat nich gaut gaonen kunn.

Eines Aobends, dat was in dei schummerigen Maitid, mök Jannbernd sick wedder upn Patt. Hermhinnerk kreg dat tau seinen; dei Vernin steg bet baoben hen, sine Ogen lüchteden as gleinig Für, un Knecht un Maogd güngen üm wit ut'n Wäge. Wenn dei Bur dat Gräsige har, was mit üm nicks antaufangen. Hei knallede dei Dören achter sick tau un günk uck, aower nich naot Wicht, nao Marikatrin, hei günk nao dei Wertskup dor in dei Gägend van dei Landskron, nich wit van dei Badbergsken Grenze. In den Wert sine Heischürn kröpen faoken Zigeuner un Handwerksbussen unner, un dan günk dat dor rau tau kere. Dei Fusel was stark, un dei Wert söp sülwst mit. Dat kunn Hermhinnerk passen, un wenn hei den Ärger har, köm üm dat up'n Daoler nich an. Hei mügg den Wertsmann ampat gerne lien, dei har den Jannbernd maol an dei Luft settet, as hei tau vernünftig blew un nich mit dat Supen äöwerweg köm.

Nu set Hermhinnerk achtern halwen Ort un dei Wert gägen üm, uck achtern halwen Ort. Dun köm ein Kerl herin, raubusterig int Gesicht un klatterig in'n Tüge. Dei settede sick ant Für un spütterde in'n hogen Baogen in dei Asken. Nu wüssen ale, dat dat ein Kerl was, dei Murre in dei Knaoken har. Hermhinnerk kek üm scherp tau un löt üm 'nen halwen Ort gäwen. Dei Handwerksbusse kreg ein Ei ut dei Tasken, knickede dat an, schlög't sick in den Hals un göt den Klaoren achternao. Dei beiden keken üm tau, un dei Wertsmann frög: „Brauer Lustig, wel gew di dat Ei?" „Dei näme ick, wor dei Heuner sei legget!" „Un wenn dei Bur di schnappt un hißt di den Hund ant Läben?" „Wat iß'n Bur? Wat iß'n Hund, un wenn dei Düwel sülwst kump!" Hermhinnerk lachede grell up, schöw den Fremden sin Kännken hen un nödigde:

„Sup, du kanns noch wol eis den Düwel tau packen krigen!"

Sei drünken einen un noch einen. Dei leipen Geister stegen in Hermhinnerk hoch, un Marikatrin, dat moje Brutwicht, un Jannbernd, dei nu mit är schnackede un är sicher leiw har, dei geisterden uck mit in sinen Kopp. Un as dei Wertsmann gaor den Jannbernd noch neumde, hauede Hermhinnerk mit dei knuwelte Fust upn Disk, dat dat Kännken danzde, un dei Gläöser flögen in dei Asken. Einmaol schünk dei Wert noch wedder in, dan raokede hei dat Für tau. Hermhinnerk stünd up, dei Beine wullen so recht nich mer, man hei kreg dei Schääte nao dei Dörn tau luen un was buten. Dei Handwerksbusse köm üm nao, hei wull in dei Schüren. Dun kreg Hermhinnerk üm tau packen. „Du Düwelskerl, ick weit Aorbeit för di!"

„Un?"

„Glicks kump dor 'nen Düwel aower dei Brüggen. Hir iß'ne Waogenrunge, un dat ännere weiß du!"

„Wat krig 'ck?"

„Grote Kannen Fusel"

„Dat gelt!"

Landesbibliothek Oldenburg

Hermhinnerk trapsde hendaol, dei ännere uck. Nao eine Stunde ungefär hörde man einen Schlag, ein Mensk kret up, stönde noch ein paormaol, un dan was nicks mer. Dei Handwerksbusse har ganze Aorbeit maokt. Ännern Morgen wüdde Jannbernd funnen, stiw un kolt. As man üm naon Kerkhof brochde, was Hermhinnerk uck mit; sine Ogen glurden so fünsk, un wenn einer wat van den Doen vertelde, seggen dö hei nicks. Dei Wertsmann sä uck nicks un har nicks hört, un dei Handwerksbusse löt sick lange nich seinen, wat uck wider gaornich upfüllt. Wor schull man uck Verdacht henhebben?

Marikatrin kunn den Schlag man schwaor äöwerwinnen. Hermhinnerk heff't noch maol versöchd, mit är antaubändeln, man sei sä blot: „Wor iß Jannbernd, un wel weit dorvan?" In'n änner Kespel kreg sei Ruhe van äre Gedanken; sei hiraotede herut, un dat was ja uck schaoe wäsen, wenn sei't nich daonen har. Hermhinnerk blew leddig, leg aower flidig in dei Wertskup.

Naon Jaor un up densülwigen Dagg köm dei Handwerksbusse uck wedder, hei har ja noch wat tau föddern. Hermhinnerk settede 'ne ganze Kanne vör üm daol. Hei schöw är bisite: „Dei iß för dei Nacht, güt in, dat sitt dor wol anne!" Un dei Wertsmann göt in, ale man wedder van neien. Sei seten un söpen bet Middernacht. Dun möß dei Handwerksbusse nao dei Brüggen, un Hermhinerk schull mit. Dei wull nich, un dei ännere günk allein, kürde vör sick hen, twei Pullen in dei Tasken. Ännern Morgen fünd man üm in dei Heischürn; dei eine Pullen leg vull bi sine Feute, dei ännere lirig an sinen Kopp, un hei sülwst was dote — fuseldote.

Sit dei Tid kunn man faoken bi dei Brüggen einen schwatten Hund draopen, 's nachts of in Düstern. Hei kröp ünner dei Brüggen weg un günk dan nao dei Wertskup hendaol, hülde ganz gotterbärmlick, un dat Dörp kreg kine Ruhe mer. Bi'n Ur of twölwe wedde hei still, schlek sick nao Hermhinnerks Hus hendaol un fünk van neien wedder an tau jaueln. Dat Bläken klünk, as wenn't ut dei Hölle köm. Dei ännern Hunde in'n Dörpe verkröpen sick, sei wüssen ganz gaut, dat dat schwarte Bist nich eine van äre Sorte was. Kin Menske kunn schlaopen, Hermhinnerk ampat nich; hei schweg. „Peter Pudel" säen dei Lüe tau den Düwelshund, sei möken, wenn dat Jaueln anfünk, ale Dören un Fenster tau.

Antleste wedde dei Lüe dat tau dull; sei wullen heran un üm hebben, dot of lebendig. Dei grote un dei lütke Knecht stünnen bi Hermhinnerk achter dei Sitdörn, twei handfaste Kerls int Waogenschur un twei ännere in dei Schullbauen, ale haren sei Flägels bi sick, un Seißen wassen praot. Nu schullt üm gellen. Hermhinnerk set in sine Kaomer, dei Fraulüe haren sick inschlaoten. Kott nao twölwe köm dat Hulen dichter. Hermhinnerk wedde unruhig. Up einmaol stöw hei herut, an dei Knechte vörbi nao buten, grep den Düwel um hült üm faste, bet dei ännern mit'n Vörderreip kömen un den Hund dei Nücken üm den Balg knüppeden. Gau wedde anspannt, un in'n Karree günk dat naon „Wohld". Midden in'n Buske schmeten sei eine Kule. Balkendüster was dat, un dei Perde ritkerden un bäwerden, dat kole Schweit stünd dei Lüe vörn Kopp. Dei Hund kreg noch ein Tau üm den Hals, uck mit'n Nück, dat hei sick dat Halslock tauriten möß, wenn hei anfünk tau spaddeln. An'n kantigen Krüzbalken faste vertünt sackede hei in dat Lock un kreg Stein un Erden up'n Kopp. Un dan gaue nao Hus, äöwer Quaokenbrügge, Badbergen weder nao Bünne tau. Dei Wert har noch Lucht, man sei wassen't satt. Nicks as nao Hus!

Nu haren dei Lüe Ruhe, doch man drei Jaore. Up einmal löt sick dat Gebrüll wedder hören, noch gräsiger as süß. Veiertein Daoge lank jede Nacht.

Nich eine kreg Schlaop, dat Dörp wüdde rebelsk. Dun eines Nachts knapp nao twölwe was't ute. An ännern Morgen leg dei Hund bi Hermhinnerk vör dei Sitdörn. Dat Blaut was üm ut dei Mulen lopen un gälen Schum, un stinken dö dat, nich uttauholen. Dei Knecht fünd üm, dei Naobers kömen. Man sei löten üm liggen, nich eine mügg üm anpacken, nich eis mit dei Schottforken. Blot dei Bur löt sick nich seinen.

Gägen Middag günk't as lopen Für dört Dörp: Hermhinnerk iß dote! So was't! Dei Düwel heff üm naohaolt, dei Lüe wüssen Bescheid. Peter Pudel was taufrä.

Sit dei Tid speukt't in Bünne nich mehr.

Johannes Ostendorf

GISKEN TEDOR

Unser alter Lehrer schloß die wunderbare Brotvermehrung mit den Worten: „Ja, sammelt die übriggebliebenen Brocken, damit sine nicht verkommen!" — In unserer Nachbarschaft lebte Theodor, der einzige Sohn wohlhabender Eltern, ein Tunichtgut; doch das Schlimmste war: Er warf seine Butterbrote fort, ließ sie auf der Fensterbank und am Wegrand liegen oder versteckte sie in die Hecke. Jetzt bettelt er bei seinen Schulkameraden um eine Erquickung für seinen hungrigen Magen."

Das war Gisken Tedor. Er kam nach Cloppenburg zu einem Bäcker in die Lehre, wurde jedoch nichts Rechtes. Seine Eltern starben ziemlich früh, und das damals noch ansehnliche Haus an der Verkehrsecke in Lohne kam in andere Hände. Der Junge mochte nicht arbeiten, sondern verfiel immer mehr einem Lotterleben und dem Alkohol. Im Alter von 45 Jahren tauchte er in der Heimat wieder auf. Theodor war in Amerika gewesen, wenn auch nur so lange, bis er einsah, daß man auch dort das Maul aufreißen muß, wenn man gebratene Tauben haben möchte. Er besuchte seine Schulkameraden, aß sich satt, ging zu andern mit einer Zigarrenkiste unterm Arm und verkaufte Zwirn, Sicherheitsnadeln und Knöpfe. Nachts schlief er in der Ölberggrotte auf dem Friedhof hinter dem ringenden Heiland.

Im ersten Weltkrieg ging es ihm etwas besser. Der gewohnte Schnaps fiel flach. Theodor wanderte in der Gemeinde umher und besorgte Vergrößerungen für liebe Verstorbene, besonders für die gefallenen Soldaten.

Nachher war er bald wieder unter Null. Die Gemeinde nahm sich seiner an und versorgte ihn im Krankenhaus. Er bekam die Bäckerei des Hauses, — tat dabei sehr geheim und wichtig und fühlte sich mollig wohl. Doch die Ehrw. Schwestern beobachteten ihn und stellten fest, daß er Milch und Eier selbst austrank. Er wurde arbeitslos, blieb aber im Altersheim. Täglich machte er seine Gänge durch die Stadt, stellte sich an der Theke in die Runde und sagte: „Bin ich denn allein ein Waisenkind?" Wenn er dann spät und angetrunken zu den Schwestern kam, haben sie ihm doch Vorhaltungen gemacht und mit Entlassung gedroht. Und geholfen hat es auch, denn solche Fahrten wurden immer seltener.

Im Winter ging er gern zu den Bauern aufs Land; ihn trieb seine große Vorliebe für Blutsuppe oder Schweinepfeffer. Für die Schlachtfeste hatte er seinen Kalender. Einmal kam er doch in die Klemme. Er sah bei Ideler die runden Würste im Wiemen glänzen und roch auch schon den würzigen Schweinepfeffer. „Och Gott!" sagte er, „nu bin ik vandaoge bi Tirken Emma tau Blautzoppen inlaon, nu wedd mi't doch tau väle! — Aower laot mi noch man'n Tellervull staon; ik kiek wedder in!" Nachher kam er wieder: „Wo is't?" „Jao, Tedor, wi hebbt di noch'n paor Teller äöwerlaoten. Sett di hen!" Als er zwei Teller, steif gefüllt, aber doch heiß und würzig, eingenommen hatte, sagte er: „Nu määt gi mi nich väl mer tau seggen! Ik kann't Schnacken nich mer hemm." Er legte sich in der Scheune ins Stroh und träumte von den schönen Sachen.

Im Krankenhaus weilte auch der Kunstmaler Klingenberg. Der hatte ihn zwar gemalt, aber den mochte er nicht. Er war neidisch auf ihn. Einmal hat er ihm sogar den Frangulatee ausgetrunken. Da gab es allerlei Molesse! — Die beiden Vertreter waren sich darüber einig, daß sie nicht zusammen auf dem Friedhof liegen wollten. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. In einer Nacht hat er die beiden zu sich in die Ewigkeit abgerufen. Die Stadt gedachte jedoch ihrer Sonderwünsche. So ruhen sie sanft, weit genug von einander entfernt.

Franz Brägelmann

Anekdoten

Dei Friseur „Salon"

Heinz un Franz, dei han sick rasieren laoten. „Bi weckern Friseur bist du wäsen, Franz?" „Ick wör bi den Friseur „Salon", segg Heinz.

Lütke Pötte hebbt uck Ohren:

„Mi heff dei Klapperstorch bracht", segg dei Fitti, — „Mi nich", segg August, „Ick bin usen Vaoder ut 't Gesicht schnäen!"

Dei Vertreter

„Segg eis, Jenne, wat wör dat förn Keerl, dei di gistern aobend upp'n Antree 'n Kuß gäben heff?" „Dat wörn Vertreter!" „So, ha din Bräögamm dann kiene Tied?"

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

KLOCKEN-GERD

Bis vor rund 50 Jahren zog Gerhard Quatmann aus Dinklage (seine Wiege stand m. W. in der Gemeinde Essen) im Münsterland von Haus zu Haus, um die alten Wanduhren zu reinigen und zu reparieren. Ob er gelernter Uhrmacher war, weiß ich nicht, glaube es aber kaum, denn ich habe nie gesehen oder gehört, daß er sich an andere Uhren heranwagte; aber er verstand es, die uralten „Klocken" wieder in Gang zu bringen, Ja, uralt waren manche dieser „Klocken", da deren Zahnräder noch vielfach aus Holz bestanden. Wenn nötig, setzte nun Klockengerd, wie er allgemein genannt wurde, einzelne ausgebrochene Zähne ein und schnitzte gar mit einem stark abgenutzten Taschenmesser wohl auch neue Ersatzräder. Einen großen Beutel von Werkzeugen und Ersatzteilen (Räder, Schrauben, Nägel und Draht) trug er bei sich; uns Kinder interessierten alle diese Dinge sehr, obgleich er nie duldete, daß wir irgendwie darin herumkramten, wie wir es so gerne getan hätten. Ebenso sehr interessierte uns die Arbeit, wenn ein Rad nach dem andern aus dem Werk genommen und auf den Arbeitstisch gelegt wurde. Wir umstanden ihn gern stundenlang; viel zu fragen getrauten wir uns nicht, aber zusehen durften wir. Nach gründlicher Säuberung der Teile und des einfachen Gehäuses wurden die Räder wieder eingesetzt, die Läger mit Knochenöl eingefettet, das große Zifferblatt wieder davor gesetzt und die gesäuberten Messingzeiger auf die Achsen gepreßt. Das nunmehr fertige Werk wurde aufgehängt, das Pendel (der Meister nannte es „Unrest" oder „Pamtickel" — so wurde auch er selbst wohl genannt —) eingehakt und die Gewichte mit den Ketten verbunden. Stolz schauten wir mit ihm zur „Klocke" hinauf, wenn sie wieder richtig tickte, zeigte und schlug. Bei der Arbeit und auch am Abend unterhielt er sich gern mit uns und wußte allerhand Geschichten und Erlebnisse zu erzählen; der Spuk spielte dabei oft eine Rolle, ebenso das Wiedergehen, allerlei Prophezeiungen und andere Mären. Er selbst glaubte mit uns alle diese gruseligen und seltsamen Dinge. Dabei war er, wie wir von den großen Leuten hörten, ein richtiger Angsthase. Bei einem Gewitter z. B. schlotterten ihm die dürren X-Beine vor Aufregung. Schalkig veranlagte Menschen steigerten durch ihr auffälliges Gebaren gern diese Veranlagung; so war es dahin gekommen, daß er sich abends kaum aus dem Hause wagte. — Wenn der hagere Mann nun etwa nach Feierabend ein wenig Alkohol nahm, wurde er immer redseliger und verriet immer mehr von seinen merkwürdigen Gedankengängen, von seinem Beiglauben und seinen Erlebnissen. — Sein Auftreten verriet vernachlässigte Pflege; auch im Sommer trug er einen mantelähnlichen Rock mit großen, vielleicht von ihm selbst aufgenähten Taschen und einen fast formlosen, hohen Hut aus grauer Vorzeit.

Seit etwa 1900 wurde dieser wandernde Uhrmacher immer hinfälliger und fand auch kaum noch Arbeit, da die Wanduhren alten Stils immer weniger und durch modernere „Regulatoren" ersetzt wurden. — Gern schrieb der „fahrende Meister" nach Uhrmacherart seinen Namen in das reparierte Werk. Sollte nun jemand in einer Wanduhr aus Großvaters Zeiten etwa den Namenszug Gerhard Quatmann finden, so wisse er, daß die Reparatur s. Zt. von Klockengerd ausgeführt wurde und daß dieser Künstler seines Faches seit dem 24. Juli 1914 auf dem Dinklager Friedhof seiner Auferstehung entgegenschlummert.

Georg Vogelpohl

Klocken-Gerd Photo: G. Vogelpohl, Vechta

Landesbibliothek Oldenburg

Ein gotischer Kruzifixus

im Museumsdorf Cloppenburg

Das Museum in Cloppenburg bewahrt seit längerer Zeit einen in Eichenholz geschnitzten Kruzifixus, genauer gesagt, das Bruchstück eines Kruzifixus, das nichtsdestoweniger seiner künstlerischen Bedeutung wegen eine Würdigung und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdient. Nur Kopf und Brust einer ehemals großfigurigen Christusgestalt, die — so wird noch zu erweisen sein — an einem Kreuz in Gabelform hing, sind erhalten. Die Figur wurde in Höhe des Rippenansatzes durchschnitten, und beide Arme wurden an den Schultern abgesägt. Auch das Kreuz ist nicht mehr vorhanden. Damit sind sicher wesentliche Teile einer ursprünglich zweifellos schönen Gesamtkomposition verloren gegangen, aber die Tatsache, daß gerade beim plastischen Bild des Gekreuzigten das über die Brust herabgeneigte Leidenshaupt alle Ausdruckskraft in sich sammelt und so als vollgültige Vertretung für die ganze Gestalt stehen kann, mag das Bruchstückhafte dieses Schnitzwerkes leichter verschmerzen lassen.

Einen Torso also haben wir vor uns: die nackte Brust des Gekreuzigten, über der in sanfter Neigung das dornengekrönte Haupt herabgesunken ist. Ein wesentliches Element ist in diesem Torso lebendig geblieben: die sanft schwingende, melodische Linie, die die an den schlanken Balken des Kreuzes ausgespannte Gestalt beherrscht haben mag. Durch diese S-förmig sich biegende Linie vermag erst der verhaltene Klang von Leid und Schmerz recht vernehmbar zu werden, von dem dieses edel geformte Haupt erfüllt ist. — Ein meisterlich geschnitzter Kopf! Unter der hohen, flachen Stirn liegen die tiefen, geschlossenen Augen und die eingefallenen Wangen. Scharfschnittig wie die markante Linie der Brauen sind die Leidensfalten, die von der Nase abwärts zum Munde führen, sind auch die aufgeworfenen Lippenränder dieses geöffneten Mundes, der in ergreifender Weise alle Klage auszusprechen

(Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

a) Vorderseite b) Rückseite

Landesbibliothek Oldenburg

scheint. In der Form eines gewundenen Seiles legt sich in fester Plastizität die Dornenkrone um das Haupthaar, das in ornamentalen Wellenlinien zu beiden Seiten auf die Schultern herabfällt, und wie ein festgeformter Kranz umrahmt das Barthaar Kinn und Wangen. Leise zur Seite geneigt beugt sich dieser Christuskopf über Schultern und Brust herab, deren Ausgezehrtheit durch die markante Halsgrube und die klare Reihung der Rippen deutlich genug gekennzeichnet ist.

Dieser Cloppenburger Kruzifixus spricht eine eindeutige Formensprache. Es ist die Sprache eines Stils, der durch eine zeichnerische Linienführung selbst innerhalb der Plastik ein Ziel verfolgte, das die Epoche der hohen Gotik beherrschte und für Deutschland in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts bestimmend war. In diese Zeit — wohl zur Mitte des Jahrhunderts hin — gehört auch unser Schnitzwerk. Eine Linienhaftigkeit von besonderer Feinheit und einem eigentümlichen Ausdrucksgehalt hat die Figur als Ganzes wie auch die Modellierung der Oberfläche ergriffen. Sie vermag ein zartes Empfinden zum Ausdruck zu bringen und dient mehr einer geistig-seelischen Aussage als der Wiedergabe einer naturnahen Wirklichkeit. — Eindeutig fügt sich dieser holzgeschnitzte Kruzifixus einem Typus ein, den wir wohl auch den „mystischen" zu nennen pflegen, weil das auf eine starke Vergeistigung gerichtete Denken der mystischen Zeit des 14. Jahrhunderts eine solche abstrakt-lineare Formensprache forderte, die aller Plastik und selbst der Architektur alle Erdenschwere nahm. Wir haben keinen kubisch-fülligen Körper vor uns, der eine schöne organische Leiblichkeit bejahte, wie der Kruzifixus der klassischen Zeit im 13. Jahrhundert es tat, etwa im bekannten Beispiel des Naumburger Meisters. Aber auch nicht den Typus des 15. Jahrhunderts, in dem in einer weitgehend realistischen Weise ein wirkliches Menschenantlitz in seinem Leid nachzubilden versucht wurde. Das mystische Leidensbild des Gekreuzigten vergeistigt in hervorragendem Maße auch den Schmerz. Es wird so zum symbolhaften Ausdruck des menschlichen Leidens eben in der vergeistigten Auffassung der hochgotischen, der mystischen Epoche.

Kein Wunder, daß das Symbolhafte auch in die Form des Kreuzes eindrang. Das alte romanische Kreuz mit seinen Querbalken wandelte sich zum Gabelkreuz um: in Lenden- oder Schulterhöhe des Gekreuzigten setzen nun zwei Schrägen an und ragen in Gabelform nach oben. Stamm und Schrägen werden vielfach mit Ästen besetzt. Damit wurde das bis dahin tote Holz des Kreuzes zum lebendigen Symbol, zum arbor vitae — ein lebenspendender Baum. Diese Vorstellung vom Baumkreuz war der Kreuzesminne der Mystik durchaus lebendig. So läßt Heinrich Seuse z. B. Christus sprechen: „. . . Einem Menschen, der Ernst hätte zu betrachten das Leiden seines Herrn, würde also gleich geoffenbart die Frucht meines Leidens. Denn mit dem, daß er klimmet auf den Baum des Kreuzes, steht die Frucht vor ihm da . . .". — Bedeutende Beispiele dieses mystischen Gabelkreuzes finden sich gerade in nodwestdeutschen Landen, im osnabrückischen und westmünsterländischen Gebiet des alten Westfalen mit dem bekannten Coesfelder Gnadenkreuz. Das klassische Beispiel ist das berühmte Gabelkreuz in S. Maria im Capitol in Köln vom Jahre 1304. — Daß auch das ehemalige Kreuz in Cloppenburg diese Form besaß, zeigt deutlich genug die Wiedergabe der Rückseite des Corpus. Die Armansätze sind derartig schräg in die Figur eingelassen, daß ihre Weiterführung nur in diagonaler Richtung nach oben weisend zu denken ist. Damit ist aber die Gabelform der Schrägbalken für das Kreuz erwiesen, wenn man nicht annehmen will, daß der Corpus viel zu tief an etwaigen Querbalken gehangen habe. (Nebenher zeigt die Aufnahme, daß bei der mittelalterlichen Holzplastik der geschnitzte Block da, wo es angängig war, in weitem Maße ausgehöhlt wurde, um ihn vor Rissen zu bewahren. Die Höhlung wurde dann mit einer Holzplatte abgedeckt, die bei unserem Schnitzwerk wohl in dem ausgesparten Rechteck in der Mitte darüber befestigt worden ist. Die fast immer im Mittelalter einem solchen plastischen Kruzifixus eingefügte Reliquie findet sich meistens in einer kleinen Öffnung des Kopfes.)

Ursprünglich war auch dieser Kruzifixus, wie alle Holzplastik dieser Zeit, farbig gefaßt — so zwar, daß durch den Farbbelag die zeichnerische Modellierung nicht verunklärt wurde. Heute sind auch die letzten Farbspuren verloren. Die Farbe aber diente, nicht zuletzt in ihrer Betonung der blutigen Wundmale, nur dem sehr vergeistigten Ausdruck dieses „Bildes menschlicher Bitterkeit" (Seuse), wie das deutsche 14. Jahrhundert es forderte. Hans Eickel

Landesbibliothek Oldenburg

Die Molbergener Krippe

Es war kurz vor Weihnachten, im letzten Jahr. Im Oldenburger Schloß ist das Theater aus. Die meisten Besucher nahmen schon ihre Garderobe, um heim zu gehen, die Lichter im Vestibül verlöschen eines nach dem anderen. Vor einem seitlich aufgebauten großen Glaskasten steht ein einzelner Mann, in Betrachtung versunken. Aus dem Glaskasten scheint ein rötliches Licht. Links und rechts stehen zwei weihnachtlich geschmückte Tannenbäume. Wie in eine beleuchtete kleine Bühne blickt man hinein. Drinnen stehen, zur großen feierlichen Gruppe aufgebaut, die holzgeschnitzten Figuren einer alten Weihnachtskrippe. Draperien aus rotem und grünem, golddurchwirktem Brokat und verschiedenfarbene, versteckt eingebaute Lichtquellen verleihen ihr eine festliche Umrahmung.

„Ist es nicht schön", — sage ich, — „daß die alte Krippe jezt in dieser Weihnachtszeit wieder einmal zu Ehren kommt? So erfüllt sie doch wenigstens andeutungsweise ihren alten Sinn". —

Der Mann antwortet nicht gleich. Sein Blick haftet an der Gruppe der in der Mitte sitzenden Muttergottes, die sich zu dem Kinde auf ihrem Schoß neigt, den Heiligen Drei Königen, die sich ihr ehrfurchtsvoll nahen, an der auf seinen Stab gestützten Figur Josephs, dem sich hinknienden Hirten und den bei der Krippe stehenden Tieren.

„Die Krippe ist gewiß schon sehr alt?" — fragt er.

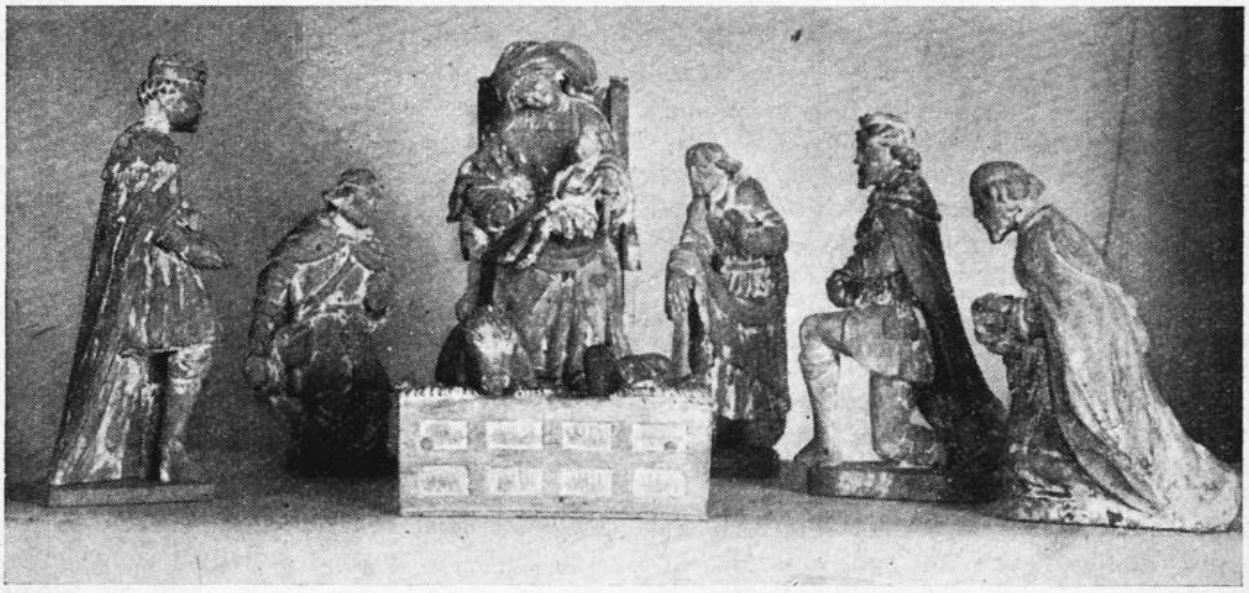
„Nun, so etwa dreihundert Jahre, ganz genau wissen wir es leider nicht. Aber wir nehmen an, daß sie in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gearbeitet worden ist."

„So? Ich habe gedacht, sie wäre noch älter!"

„Dieser Eindruck hat auch seinen guten Grund, er kommt nämlich daher, daß der Meister viel mehr als die meisten seiner Zeitgenossen noch in der mittelalterlichen Tradition stand. Die Stellung der Figuren, der Faltenwurf ihrer Gewänder erinnern doch sehr lebhaft an Gestalten der Spätgotik. Erst, wenn man Einzelheiten näher ansieht, wie z. B. die Tracht des Hirten oder den Rock und die Strümpfe des einen knienden Königs, merkt man, daß das die Kleidung des 17. Jahrhunderts ist. Auch entbehren die Figuren der strengen Stilisierung, die der Gotik eigen ist."

„Hier an diesem Mantel haftet ja Farbe! Sind denn die Figuren ursprünglich bemalt gewesen?"

„Natürlich, wie fast alle Plastiken dieser Zeit. Die Aufgabe dieser Figuren war ja doch, wirkliche, greifbare Menschen vor uns hinzustellen, und zu dieser Wirklichkeit gehörte die Farbe unbedingt. Sehen Sie genau hin: an allen Figuren bemerken Sie Spuren von Weiß, vor allem in den Ver-



Die Molbergener Krippe (17. Jahrhundert)

Landesbibliothek Oldenburg

tiefungen und Rillen. Dieses Weiß ist der Überrest einer Kreidegrundierung, mit der die Figuren früher ganz überzogen waren, und auf die man die Bemalung auftrug, — und hier, dort, an vielen Stellen befinden sich noch kleine Teile der alten Farbe. Man kann nach diesen Spuren ohne weiteres in der Vorstellung rekonstruieren, wie die Krippe ursprünglich ausgesehen hat. So war das Gewand der Muttergottes blau und rot mit goldenen Säumen, das des hl. Joseph braun-violett, der Mantel des Mohrenkönigs leuchtend grün, sein Rock rötlich; der greise König war in Rot gewandet, der dritte trug einen purpurroten, blaugefütterten Mantel und einen roten Rock. Alle Figuren tragen noch Reste von Vergoldung an den Gewandsäumen, Gürteln und Kronen. Rötlich-braun war das Öchslein und dunkelgrau der Esel. Es waren alles kräftige und leuchtende Farben."

„Aber warum wird diese Bemalung dann nicht wiederhergestellt? Die Figuren würden doch dadurch noch viel schöner zur Wirkung kommen!"

„Diese Frage höre ich sehr häufig, aber das würde den Gesetzen widersprechen, die in einem Museum gelten. Unsere Aufgabe hier ist nicht eine Verschönerung der Kunstgegenstände, sondern nur die Erhaltung des Alten und Echten. Eine neue Bemalung von heute würde zwar den Effekt verbessern, aber die Echtheit verderben und den Wert herabsetzen. Auch bei aller Mühe und Sorgfalt würde sie ja doch niemals genau so ausfallen können, wie sie von dem Meister selbst aufgetragen war."

„Und weiß man, wer dieser Meister war?"

„Nein, der Meister ist uns unbekannt geblieben, genau so wie die meisten Bildschnitzer des Mitteltalters und die Hersteller aller echten Volkskunst. Wir können ihn uns vorstellen als einen gewandten Handwerker bäuerlicher Herkunft. Die Frage nach seinem Namen soll uns auch nicht weiter beunruhigen, denn dieser Schnitzer war ja kein individueller Künstler in unserem heutigen Sinn, sondern ein schlichter Mann, der niemals daran gedacht hat, daß man sich später für seinen Namen interessieren könnte. Er hat die Krippe auch nicht als Kunstwerk aus eigenem Antrieb, sondern im Auftrage einer Kirche, oder vielleicht auch eines Stifters gearbeitet. Wir dürfen auch nicht glauben, daß diese Gruppe eine selbständige Erfindung des Meisters in der Gestaltung war, sie ist nach Vorlagen und traditionellen Vorstellungen gearbeitet worden. Die Überlieferung aus dem Mittelalter zeigt sich auch noch daran, daß die Muttergottes größer ist als die anderen Figuren. In diesem scheinbaren Mißverhältnis drückt sich noch der alte Bedeutungsmaßstab aus, wonach sich die Größe der Figuren nicht nach ihren natürlichen Maßstäben bemißt, sondern nach ihrer inneren Bedeutung. Und mittelalterliche Art ist es auch, daß der Name des Meisters von dem Augenblick an, wo das Werk in der Kirche seinen Platz gefunden hat und dadurch eine eigene Bedeutung erlangt, unwichtig wird."

„Und weiß man auch, wo die Krippe gestanden hat?"

„Ja. Sie befand sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Kirche in Molbergen. Diese alte Kirche wurde 1899 abgerissen, um einem Neubau Platz zu machen. Wohl bei dieser Gelegenheit kamen die Figuren, die schon ziemlich beschädigt waren, und nur noch als „Altertum" angesehen wurden, als Geschenk des Vikars Dr. Meistermann in das Oldenburger Museum. Leider ist es uns unbekannt, wo sie in der alten Molbergener Kirche ihren Platz hatten. Wahrscheinlich wurden sie nur um die Weihnachtszeit hervorgeholt und aufgestellt. In der Zwischenzeit waren sie wohl nicht sehr sorgfältig aufbewahrt, — daher vermutlich die starken Beschädigungen. Das alljährliche Abputzen vor dem Aufstellen hat allmählich die Farbe abgerieben."

„Ist der heutige Wert dadurch stark herabgemindert?"

„Gewiß würden wir uns freuen, wenn die Gruppe besser erhalten wäre und wir sie in ihrer alten Farbenpracht vor uns sehen könnten. Aber der Wert der Gruppe für uns liegt nicht in diesen Äußerlichkeiten, auch nicht im rein Künstlerischen, auch nicht allein darin, daß sie ein historisches Dokument ist. Er liegt in ihrer eigenen Lebensgeschichte. Mindestens 200 Jahre hindurch ist doch diese Krippe Gegenstand weihnachtlicher Andacht gewesen, und alle diese Empfindungen ungezählter, längst verstorbener Menschen, die ihr in dieser langen Zeit entgegengebracht worden sind, und die sie selbst ausgelöst hat, sind heute zu einem Teil ihres Wesens geworden. Dieses Lebenswertes wegen und nicht, weil sie einen besonders hohen künstlerischen Wert dar-

Landesbibliothek Oldenburg

stellte, ist sie jetzt, im Weihnachtsmonat, hier aufgebaut worden. Die Farbigkeit, die sie verloren hat, haben wir versucht, in der Umrahmung der Stoffe wieder anzudeuten. Wir wollten damit die Stimmung, die diesen Figuren anhaftet, erhalten und erhöhen, und hoffen, daß es uns gelungen ist."

„Ich glaube, daß es Ihnen gelungen ist . . .", — sagte der Mann nachdenklich. „Schön wirkt sie jetzt, wenn alles Licht herum erloschen ist, und die Gestalten so greifbar plastisch in ihrem Raum lebendig werden . . ."

Der Hausmeister kommt auf seinem Rundgang, um die Türen abzuschließen und die letzten Lichter zu löschen. Wir müssen gehen. Ich drücke auf den Schalter, die Verzauberung des Glaskastens erlischt.

Gustav Vriesen

DIE KANZEL IN VESTRUP

Von den Kanzeln wird das Wort Gottes verkündet. Und auf die Verkündigung bezieht sich zumeist der Schmuck der Kanzeln. Neben dem, der das Wort selbst ist, Christus, erscheinen besonders häufig die Propheten, Evangelisten und Kirchenlehrer als die Männer, die das Wort Gottes vorhergesagt, aufgeschrieben und ausgelegt haben.

In der Kirche zu Vestrup steht die älteste Kanzel des Münsterlandes; im Jahre 1591 ist sie geschaffen. Am Körper der Kanzel finden sich als Reliefs die Bilder der vier Evangelisten und des Apostels Andreas. Kürzlich ist in einer Schrift gesagt worden, der Stifter der Kanzel habe seinen Namenspatron durch die Darstellung ehren wollen. Urkundlich jedoch läßt sich das nicht beweisen. Vor zwanzig Jahren hat im Gegenteil Dr. Heinrich Ottenjann nachgewiesen, daß diese Kanzel ehemals in der Andreaskirche in Cloppenburg-Krapendorf gestanden hat.

Die alte Vestruper Kirche, die 1772 abgebrochen wurde, war im Äußern ganz wie ein Bauernhaus errichtet, als Fachwerkbau mit Lehmwänden. 1772 begann man mit dem Bau der neuen Kirche, für die ein Altar aus Vechta als Geschenk erworben wurde. Andererseits wissen wir, daß in der Cloppenburg-Krapendorfer Kirche 1767 drei neue Altäre und kurz darauf eine neue Kanzel aufgestellt sind. Da ungefähr zur gleichen Zeit die Vestruper Kirche erstand, liegt die Vermutung nahe, daß die alte Kanzel der Krapendorfer Andreaskirche nach Vestrup geschafft wurde.

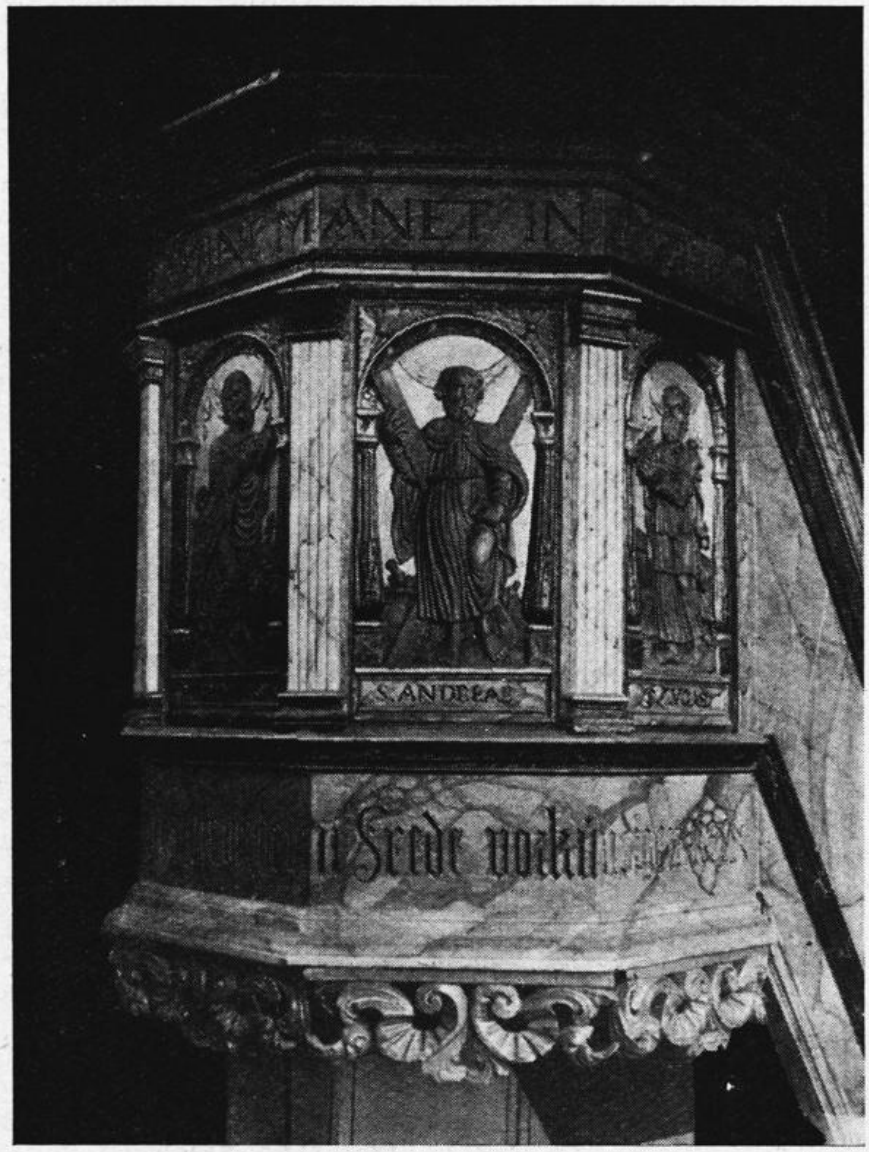
Doch noch einen Schritt weiter können wir tun in unserem Beweisgang dafür, daß der Vestruper Andreas als Kirchenpatron der Krapendorfer Kirche an der Kanzel angebracht ist. Zur Zeit der Entstehung unserer Kanzel, 1591, übte in Krapendorf — das damals. protestantisch war — Wolter Molan die Seelsorge aus. Gleichzeitig ist Johann Molan, nach Ansicht von Pfarrer Landgraf ein Verwandter Wolters, Pastor in Essen gewesen. Und in Essen, als dessen Kirchenpatron der hl. Bartholomäus erscheint, fand sich früher eine Kanzel von der Hand des gleichen Meisters gefertigt, der auch die Vestruper Kanzel geschaffen hat. Nun kommt das Überraschende. Ist nämlich an der Vestruper Kanzel neben den vier Evangelisten der Patron der Krapendorfer Kirche, der hl. Andreas dargestellt, so zeigen die erhaltenen Relieftafeln der Essener Kirche außer den Evangelisten den Essener Patron, den hl. Bartholomäus. Es steht also außer Frage, daß Wolter und Johann Molan, wie sie den gleichen Künstler zur Herstellung der Kanzeln ihrer Kirchen beriefen, auch die thematische Darstellung besprochen haben.

Überblickt man die Zusammenhänge im großen, so wird man nur selten finden, daß an einer Kanzel das Bild eines Stifters angebracht ist; als eines der ganz wenigen Beispiele für diese Auffassung kann man auf die Kanzel der Würzburger Universitätskirche zur Verkündigung Mariens hinweisen. Sie wurde der Inschrift nach zum Gedächtnis des Domherrn Andreas Weber nach dessen Tode errichtet; unter den übrigen Figuren der Kanzel hat auch der Namenspatron, zufällig ist es wieder der hl. Andreas, seinen Platz gefunden.

Landesbibliothek Oldenburg

In großer Fülle aber lassen sich Beispiele anführen dafür, daß der Kirchenpatron sein Bild an der Kanzel gefunden hat. An der Kanzel in Holle bei Oldenburg, einem Meisterwerk von Ludwig Münstermann, steht der hl. Dionysius als Kirchenpatron inmitten der Evangelisten. Wir wollen uns jedoch darauf beschränken, einige Kanzeln anzuführen, die ursprünglich in einer anderen Kirche gestanden haben oder bei denen der Patron gewechselt hat und deren Darstellung an den alten Standort oder Zustand erinnert.

Der Predigtstuhl der Dominikanerkirche in Münster hat neben den Bildern der göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe das Bild der Unbefleckten Empfängnis; von dieser Kanzel steht es urkundlich fest, daß sie früher in der Liebfrauenkirche in Münster gewesen ist. Ähnlich wie der Vestruper Andreas an Cloppenburg erinnert hier das Marienbild an den früheren Standort. An der reich geschnitzten Kanzel der heutigen Ägidiikirche in Münster überreicht Christus dem hl. Franziskus die Ordensregel. Die Ägidiikirche war früher die Klosterkirche der Kapuziner, die bekanntlich einen Zweig der Ordensfamilie des hl. Franziskus bilden. An der Kanzel ist also der Ordenspatron — gleichzeitig war Franziskus auch Kirchenpatron — dargestellt. Bei der Aufhebung der Klöster vor 150 Jahren wurden die



Kanzel der Kirche in Vestrup (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

Kapuziner aus ihrer Niederlassung vertrieben. Die Klostergebäude fielen dem preußischen Staat zu. Als aber 1821 die in der Nähe gelegene Ägidiipfarrkirche durch Einsturz des Turms und der Gewölbe zerstört wurde, überwies die preußische Verwaltung der Gemeinde die leerstehende Kirche der Kapuziner. Auf diese Kirche ging der Name und der Patron der alten Ägidiipfarrkirche über. An die frühere Franziskuskirche erinnert heute nur noch die Darstellung des Heiligen an der Kanzel.

So haben wir bei unserer kurzen Betrachtung über die Kanzeln den Beweis von Dr. Ottenjann, daß es sich bei der Kanzel von Vestrup um die frühere Kanzel der Andreaskirche in Cloppenburg handelt, durch einige weitere Feststellungen unterbauen können. Wir dürfen also mit voller Sicherheit aus der Darstellung des Apostels Andreas in Vestrup auf den ursprünglichen Standort dieser Kanzel in Cloppenburg schließen.

Evangelist Johannes und Kirchenpatron Bartholomäus von der abgebrochenen Kanzel der Kirche in Essen (Oldb). (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

Literatur: Dr. Heinrich Ottenjann, Die älteste Kanzel des Münsterlandes in den Heimatblättern Jg. 14 (1932) S. 77 ff.

Pfarrer Konrad Landgraf, Aus vergangenen Tagen, Cloppenburg (1952) S. 17. Derselbe, Bilder aus Cloppenburg-Krapendorfs Geschichte, Cloppenburg, S. 44.

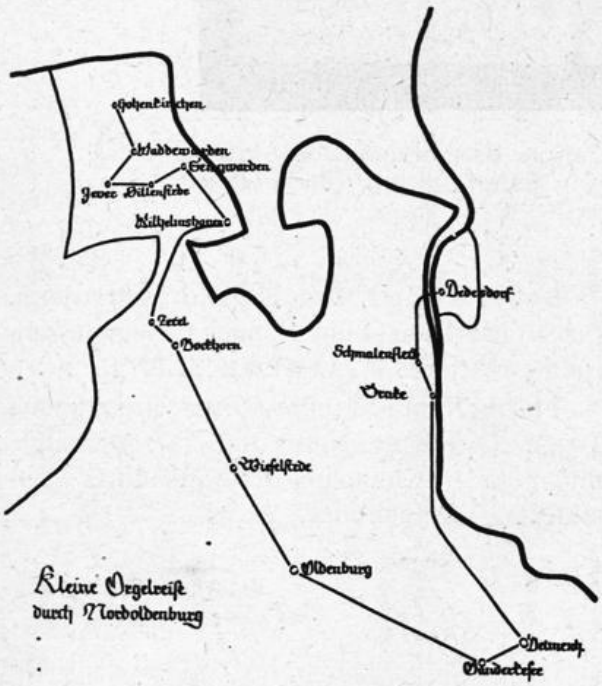
Klaus Gruna

Landesbibliothek Oldenburg

Alte Dorfkirchenorgeln im nördlichen Oldenburg

Neben zahlreichen anderen Kunstschätzen besitzt der nördliche Teil des alten Herzogtums Oldenburg eine stattliche Reihe sehenswerter, zum Teil bedeutender Denkmäler deutscher Orgelgeschichte. Die prachtvollen alten Orgeln in den uralten Kirchen im Küstengebiet des Jadebusens zeugen heute noch von der großen Kunst ihrer Meister, besonders aber auch von der Frömmigkeit unserer Vorfahren, die diese Instrumente zur Ehre Gottes in ihren Kirchen aufstellen ließen. An Größe und äußerer Pracht können diese Orgeln, die zum größten Teil in Dorfkirchen stehen, mit ihren großen Schwestern in den Stadtkirchen der reichen Handels- und Hansestädte der Nord- und Ostseeküste nicht verglichen werden, obgleich sie ihnen an Adel und Schönheit des Klanges oft ebenbürtig sind. Gerade diese kleineren Instrumente sind geeignet, zu zeigen, daß vor zwei Jahrhunderten eine Dorfkirchenorgel nicht ein nur notwendiger, oft lieblos behandelter kirchlicher Einrichtungsgegenstand war, sondern daß an ihre Qualität die gleichen hohen Anforderungen gestellt wurden, wie an die großen Orgeln in den reichen Stadtkirchen.

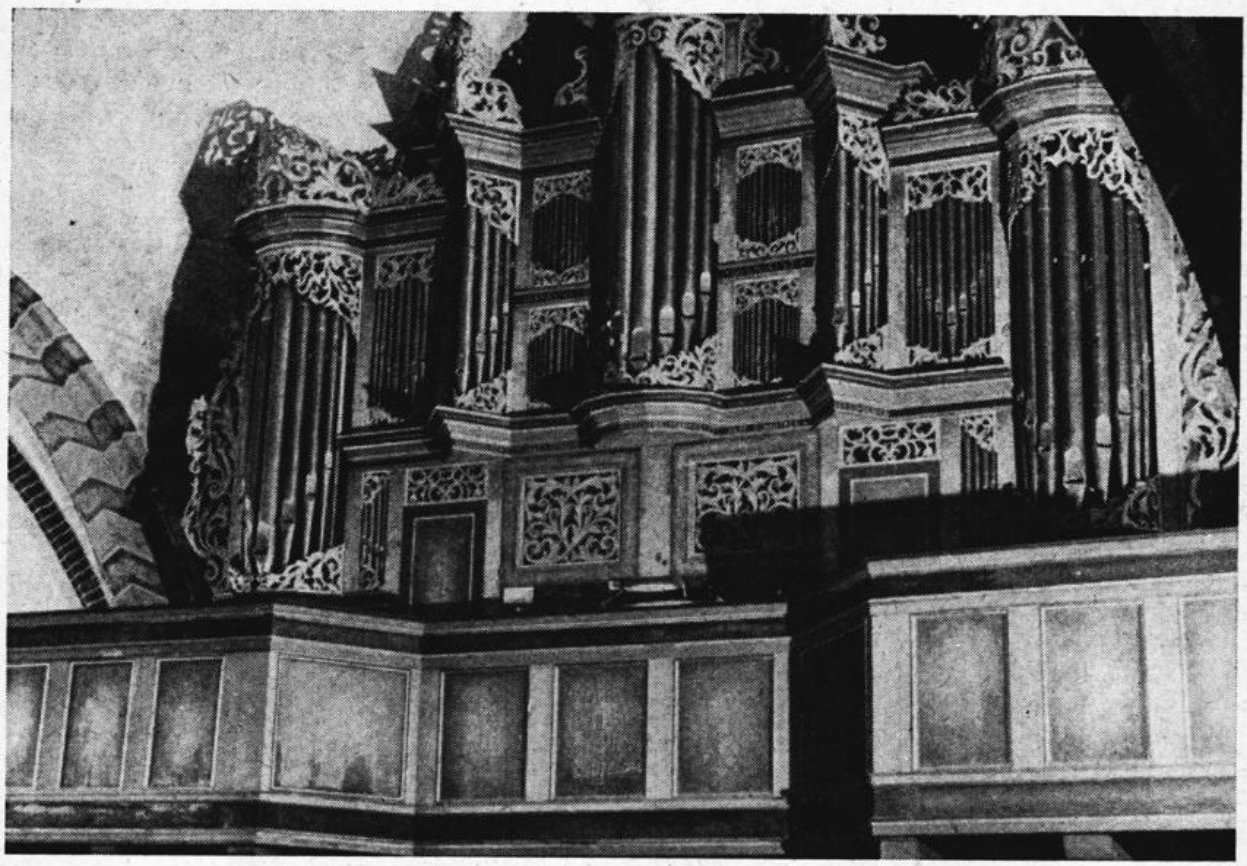
In Hohenkirchen, im Norden des Jeverlandes, beginnen wir unsere Reise. Die Kirche, die in ihren ältesten Teilen auf Ansgar, den Apostel des Nordens, zurückgehen soll, ist bekannt durch Altar und Kanzel, die beide um 1625 aus der Werkstatt Ludwig Münstermanns hervorgingen. Die prachtvolle Schauseite der Orgel aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bildet den rückwärtigen Abschluß des rechteckigen Kirchenraumes, der durch eine der Länge nach durchlaufende Empore geschlossen erscheint. Wenn auch die Orgelpfeifen zum großen Teil erneuert sind, so ist doch der reiche Klangaufbau des alten Instrumentes, das zwei Manualwerke und ein Pedalwerk umfaßte, klar zu erkennen. Noch heute überzeugt der edle Klang der Prinzipalpfeifen des Prospektes den Besucher des Gotteshauses davon, daß die Orgel an Rang den übrigen Kunstschätzen der Kirche gleichstand.



Die Kirche in Waddewarden liegt wie die in Hohenkirchen auf hoher Warf. Der Bau, dessen Außenmauern aus Granitfindlingen errichtet sind, hat wieder einen rechteckigen Grundriß. Auf der Westempore steht eine Orgel, die wohl kurz vor 1700 erbaut wurde. Vielleicht ist der Erbauer dieser Orgel mit dem Meister von Hohenkirchen identisch. Der ursprüngliche Zustand des Werkes ist nur wenig verändert. Im Rücken des Organistensitzes befindet sich ein kleineres, selbständiges Manualwerk, das Rückpositiv. Über dem Spieltisch steht das Hauptwerk, zu beiden Seiten sind Pedaltürme zugebaut, die anscheinend ursprünglich nicht vorgesehen waren. Das repräsentative Werk, das einer grundlegenden Restaurierung bedarf, hat seinen alten Klangcharakter über 250 Jahre seines Bestehens hinweg im wesentlichen erhalten.

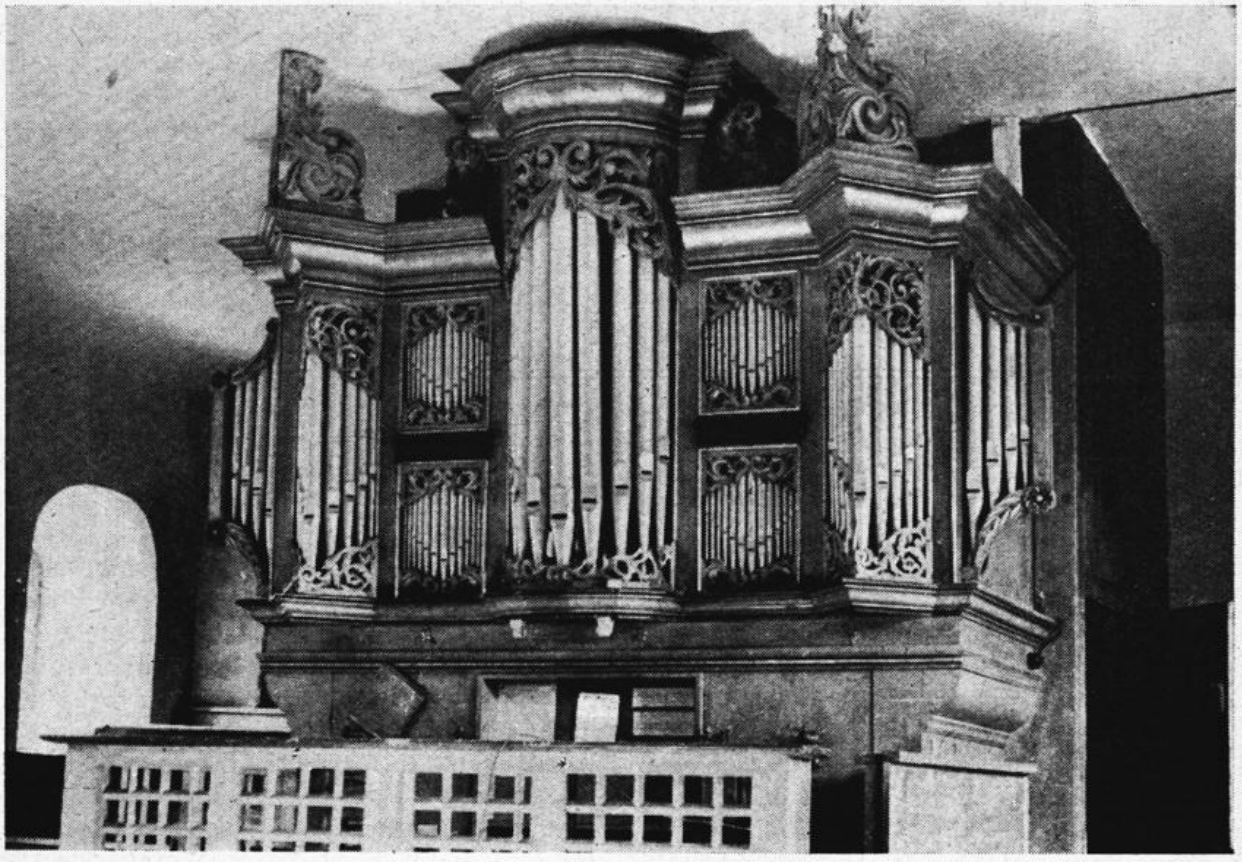
Die größte der alten Orgeln des Jeverlandes steht in der Stadtkirche zu Jever. Das gewaltige Instrument, das als Schenkung eines Amsterdamer Kaufmanns um 1750 errichtet wurde, zeigt in seltener Deutlichkeit die echt barocke Verbindung von architektonischer und klanglicher Prachtentfaltung. Der Erbauer dieser Orgel errichtete etwa gleichzeitig in Sillenstede, also in nächster Nähe, eine wesentlich kleinere Orgel, die trotz einiger neuzeitlicher Ergänzungen ihre große Schwester in Jever an klanglichem Reiz übertrifft und deshalb trotz ihrer kleineren Dimensionen von Orgelkennern allgemein

Landesbibliothek Oldenburg



Prospekt der Orgel in Ganderkesee

Photo: Reuter



Orgel in Dedesdorf

Photo: Reuter

Landesbibliothek Oldenburg

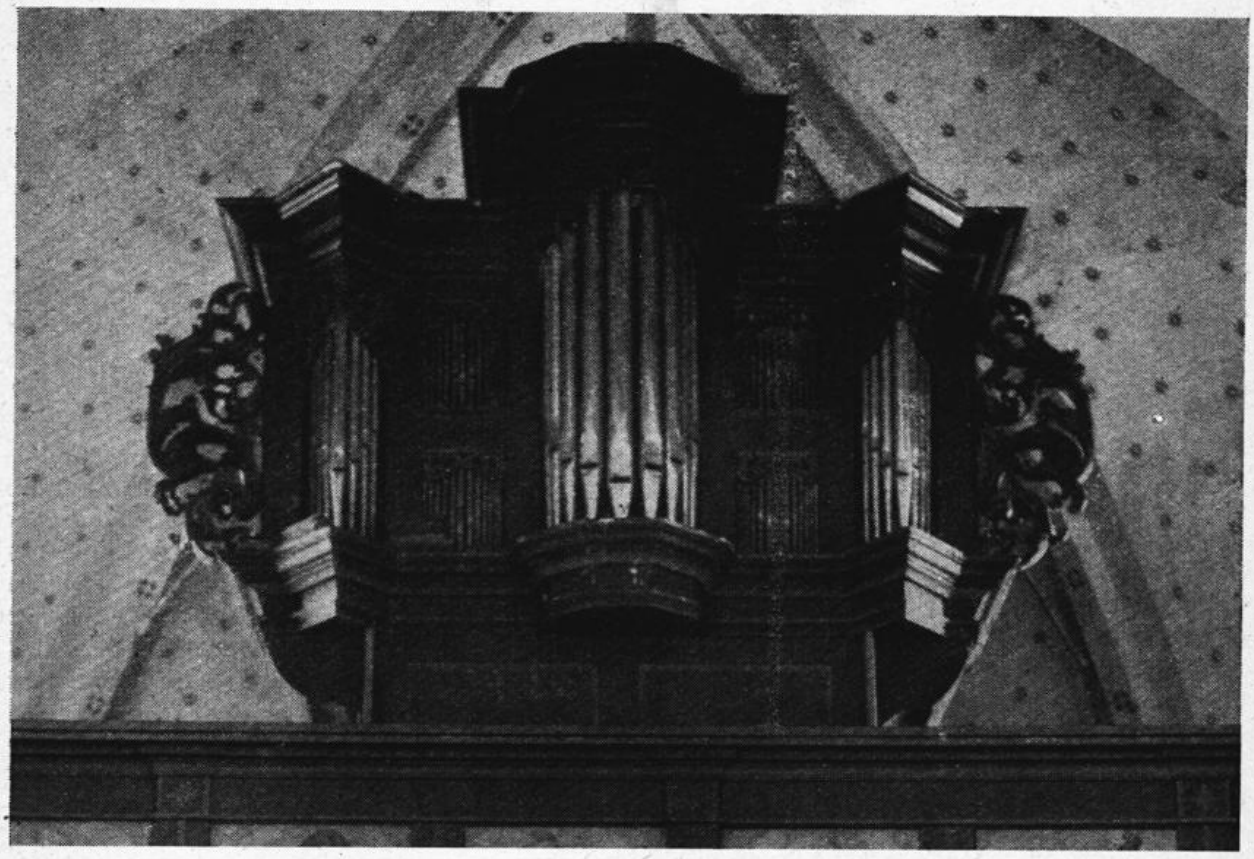
bevorzugt wird. Dem Besucher der Sillensteder Kirche, der größten und architektonisch reichsten Marschkirche des Jeverlandes, bietet sich auf der Westempore die schlichte, ausgewogene Schauseite des Werkes, das ursprünglich nur ein Hauptwerk, das im Prospekt sichtbar ist, und darunter hinter geschnitzten Türen ein Brustwerk zu Sengwarden; Pfeifen, Traktur und Windladen gingen durch einen neuzeitlichen Umbau verloren. In Bockhorn, Zetel und Wiefelstede stehen sehenswerte Orgeln, die in wesentlichen Bestandteilen dem 18. Jahrhundert entstammen. Von der größten Orgel des ganzen Oldenburger Landes, der Orgel des Meisters J. W. Krimershoff aus Düssel-

Orgel in Löningen, früher in der Vechtaer Klosterkirche (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

umfaßte. Erst in neuester Zeit erhielt die Orgel ein Pedal, das sich aber in der vorzüglichen Akustik des Raumes mit den alten Orgelteilen reibungslos vereinigt. Auf dieser kleinen Dorfkirchenorgel erklingen die Werke der großen Orgelmeister des Barockzeitalters in ungetrübter Schönheit.

Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammt das Gehäuse der Orgel in der Kirche dorf in der St. Lambertikirche zu Oldenburg, deren Schönheit der zeitgenössische Chronist besonders rühmt, ist nichts mehr erhalten. Zahlreiche Umbauten haben das großartige Instrument, „das sich trotz seiner 50 Register so leicht spielen ließ wie ein Fortepiano", vernichtet. Auf Grund des großen öffentlichen Erfolges dieses Werkes, dessen Ruf durch ganz Deutschland ging, war

Landesbibliothek Oldenburg



Orgel in der Kirche Oythe (Bilderwerk Münsterland, R. Engels-Cloppenburg)

sein Erbauer zum „privilegierten Orgelmacher des Herzogtums Oldenburg" ernannt worden.

Das Dorf Ganderkesee ist älter als die Stadt Delmenhorst, in deren unmittelbarer Nähe es liegt. Unter mächtigen Bäumen liegt die alte Kirche, die im Innern wohl die wertvollste Orgel des Oldenburger Landes birgt. Arp Schnitger, der bedeutendste Orgelbauer des Hochbarock, erbaute das Werk, das 22 Register umfaßt, im Jahre 1699. Der Gesamtcharakter des herrlichen Werkes, ist trotz einiger Umbauten in architektonischer und klanglicher Hinsicht im wesentlichen gewahrt. Die Klangfülle des relativ kleinen Instrumentes beherrscht den Kirchenraum ebenso wie der großartige Prospekt, der zu den schönsten Prospektlösungen Schnitgers zählt. Unser Bild zeigt die Orgelfassade, die in der Mitte das Hauptwerk mit mittlerem Rundturm, seitlichen Spitztürmen und dazwischenliegenden Flachfeldern erkennen läßt. Hinter den durchbrochenen Türen unterhalb des Hauptwerkes steht das kleine Brustwerk, das vorwiegend mit hellen, durchdringenden Stimmen besetzt ist. In den beiden seitlichen Rundtürmen sind die Pfeifen des Pedals aufgestellt. Die zwischen Hauptwerk und ursprünglich freistehenden Pedaltürmen eingebauten Flachfelder sind spätere Zutaten, die aber die Einheitlichkeit des ganzen Prospektes nur noch mehr zu betonen scheinen. Über der rechten Brustwerkstür ist der Name des Erbauers „Arp Schnitger" (Schnitzer) erkennbar. Unter dem Brustwerk befinden sich die Klaviaturen mit dem Sitz des Spielers, der mit dem Gesicht zur Orgel gewendet ist. Der äußeren Geschlossenheit des Schaubildes entspricht die Konsequenz des inneren, klanglichen Aufbaus, die bei großen und kleinen Orgeln des gesamten Zeitalters in gleicher Weise vorherrscht. Diese Folgerichtigkeit des Aufbaus ist es, die den ungeheuren klanglichen Reichtum des relativ kleinen Werkes bedingt.

An den Ruinen des Klosters Hude vorbei fahren wir über Brake nach Schmalenfleth, wo Arp Schnitger im Jahre des Westfälischen Friedens geboren wurde. Als Siebzehnjähriger verließ er sein Heimatdorf und das Herzogtum Oldenburg, um bei seinem Vetter, dem Orgelbaumeister Berndt Huess in Glückstadt in die Lehre zu gehen. Nur zwei kleinere Werke des bedeutendsten deutschen Orgelbauers stehen in seinem Heimatland: Die eben genannte Orgel in

Landesbibliothek Oldenburg

Ganderkesee und die noch kleinere in der Pfarrkirche zu Dedesdorf, das wir von Kleinensiel aus mit der Weserfähre erreichen. Das kleine Werk, dem das gleiche Ordnungsprinzip zugrunde liegt wie den großen Orgeln Schnitgers, ist fast unversehrt erhalten. In den 260 Jahren seines Bestehens hat das Instrument keine einschneidenden Veränderungen erfahren. Seine Disposition erlaubt zahlreiche, reizvolle Klangmischungen; Der Klang ist von unberührter Schönheit. Dieses kleinste unter den erhaltenen Kunstwerken Schnitgers, das hinsichtlich seiner Qualität neben den berühmten, gewaltigen Meisterwerken in Hamburg, Stade, Cappel und Norden bestehen kann, ist ideales Vorbild einer Dorfkirchenorgel, die ja nicht nur notwendiges Begleitinstrument des Gemeindegesanges ist. Wären unsere Orgelbauer — vorausgesetzt, daß sie das überhaupt wollen — heute noch imstande, Orgeln zu erbauen, die sich auch in ihren am stärksten beanspruchten Teilen über 250 Jahre funktionssicher erhielten? Wie die Dauerhaftigkeit der technischen Orgelteile der handwerklichen Leistungsfähigkeit der alten Orgelbaumeister das höchste Zeugnis ausstellt, so beweist die unerreichte Schönheit des Orgelklanges die künstlerische Größe ihrer Schöpfer, unter deren Händen auch die Orgel der kleinsten Dorfkirche zur wahren Königin der Instrumente wurde.

Hoffen wir, daß trotz allen technischen Fortschrittes im Orgelbau des 20. Jahrhunderts der Weg zu der stillen Größe und Erhabenheit unserer klassischen Vorbilder erfolgreich beschritten werde.

Als mit dem Anwachsen der Bevölkerung am Ende des vorigen Jahrhunderts die Kirchen im Münsterland zu klein wurden, erstanden überall neue Kirchenbauten. Und so gering die Zahl der alten Kirchen hier ist, so wenig alte Orgeln aus früheren Jahrhunderten sind uns auch erhalten geblieben. Lediglich in Löningen und Oythe erinnern die geschnitzten Orgelgehäuse an die Werke vergangener Zeiten. Wenn sich auch noch vereinzelte alte Register in den Orgeln vorfinden, so ist das barocke Klangbild beider Orgeln doch so verändert, daß man sie nicht eigentlich unter die „alten" Orgeln zählen kann. Der sehr reiche Prospekt der Löninger Orgel ist 1768 für die Vechtaer Klosterkirche geschaffen und später an seinen heutigen Platz überführt worden. Das schlichte Gehäuse aus Oythe entstammt der Zeit um 1700. Dieser Orgel könnte man noch am ehesten das frühere Klangbild zurückgeben.

Rudolf Reuter

„Du, Goldenstedt, bleibst meine Heimat"

1. Es rauschen die Wälder der Heimat
In meine Träume hinein:
Ich sehe das Dörfchen liegen,
Umschlossen vom Sonnenschein.
Aus spitzigen Giebel-Dächern
Ragt hoch die Kirche heraus;
Der Turm-Hahn dreht sich im Winde,
Schaut weit über die Hunte hinaus.

2. Wo die Hunte-Wellen rauschen,
Verlebt' ich die Jugendzeit:
Möcht' noch immer das Murmeln belauschen
Und die Lieder vergang'ner Zeit.
Doch wer in die Ferne gezogen,
Singt stets voller Innigkeit:
Du, Goldenstedt, bleibst meine Heimat —
Von dir träum' ich allezeit.

3. Es lachen und spielen die Kinder
So laut auf den Wiesen wie je:
Sie spielen mit kleinen Lämmlein
Im saftigen, grünen Klee.
Ein heimlicher Zauber umfängt mich,
Ein Hauch von Frieden und Ruh'. —
Nun fallen in seliger Schwere
Die weinenden Augen mir zu.

Antonia Wilke

Landesbibliothek Oldenburg

Plattdeutsch im Gottesdienst

Das Cloppenburger Museumsdorf feierte unter Anteilnahme des ganzen Münsterlandes und der angrenzenden Landschaften vom 6. bis 10. August 1952 das Gedenken an seine vor 30 Jahren erfolgte Gründung. Den Höhepunkt bildete der 10. August, ein Sonntag, ein Tag der Besinnung und der Freude. Eingeleitet wurde der Sonntag durch Gottesdienste in der evangelischen und katholischen Kirche. Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit — vielleicht zum ersten Mal überhaupt — hallten die Mauern und Gewölbe der altehrwürdigen St.-Andreaskirche in Cloppenburg wider vom Gotteslob in der Sprache der Heimat. Kaplan Morthorst hatte den Melodien bekannter Kirchenlieder einen neuen, plattdeutschen Text unterlegt oder Lieder aus der westfälischen Mundart in unsere übertragen. Begeister und freudig sangen die zahlreichen Gläubigen in ihrer heimatlichen Mundart mit und hörten andächtig die ebenfalls in Plattdeutsch gehaltene Predigt des um die Sache der Heimat so hochverdienten Kaplans. Mögen diesem ersten Gottesdienst in plattdeutscher Sprache noch recht viele weitere folgen!

Es hat einmal jemand gesagt, für ihn verhalte sich die plattdeutsche Mundart zum Hochdeutschen wie die Sonne zum Mond. Das Hochdeutsche habe zwar seine Schönheiten, aber es lasse ihn letzten Endes kalt wie der Glanz des Mondes, während das Plattdeutsche ihm Leben und Wärme, Glück und Erinnerung an die Jugend bedeute.

Es ist schon etwas daran. Diese Sprache, in der wir aufgewachsen sind, in der wir die ersten Worte zu sprechen gelernt haben, ist unserm Herzen viel näher geblieben als jede andere. Und warum sollen wir nicht mit dem, der unserm ganzen Wesen und Leben am nächsten ist, mit Gott, auch in dieser Sprache unseres Herzens reden?

Die plattdeutsche Sprache erlaubt es ganz anders als die hochdeutsche, Dinge bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Eine einzige plattdeutsche Wendung vermag oft mehr zu sagen als lange Reden in der Schriftsprache. In der Volkssprache kommt das unmittelbare Denken und Fühlen des Menschen ganz unverfälscht zum Ausdruck. Man ist freudig überrascht zu hören, welch neuer und ursprünglicher Ton in den Liedern anklingt:

„Lüttk oder groot,
beide nimmt he in sien'n Schoot,
doormit is alles gewunnen."

Zum Staffelgebet

(Melodie: „O mein Christ, laß Gott nur walten.")

Gott un Vaoder, dröw' wi't waogen,
Hier an Dien'n Altaor to gaohn?
Help Du us van'n Himmelsbaogen,
As Du't all so faoken daohn.
Vaoder, wörst Du nich so good,
Denn vergünk us ganz de Mood.

Heer, Du sülwen hest us ropen.
Och, wi hört Dien'n Rop so geern.
Groot' un Lüttke kaomt tohopen,
Denn et giww kien'n bätern Heern.
Szüh, nu staoh wi an Dien' Poort,
Nödigt van Dien eegen Woort.

Zur Opferbereitung

(Melodie: „Nimm an, o Herr, die Gaben")

Wi sünd an't Bäen un Singen,
Wi döen noch geern wat mehr.
Wi wull'n Di woll wat bringen,
Wi finn't bloß gaor nicks, Heer.
Wenn wi wat näumt us eegen,
Denn is't doch albern Schien;
Wi willt us nich bedreegen,
De ganze Welt is Dien.

Och Heer, wat schölt wi maoken?
Wi brukt kien lange Waohl;
Wi nämt de glieken Saoken
As Christ bi'n Aobendmaohl.
Is good un fraom us Trachten,
Weert lüttke Dinge groot;
So wullt Du nich verachten
Den Wien hier un dat Brot.

Landesbibliothek Oldenburg

Zum Sanktus

(Melodie: „Lobet den Herren . . .")
Nach westfälischer Vorlage

Kaomt all tohope, den Heergott to priesen un ehren,
In use Spraoke, de Vaoder un Moder us lehren.
Plattdütsken Sank, fraomen un freidigen Klank,
Mag use Heergott woll hören.

He is us' Vaoder, dat hebbt wi all dusendmaol funnen;
Dör't ganze Läben schenkt he us so glücklike Stunnen.
Lüttk oder groot, beide nimmt he in sien'n Schoot,
Daormit is alles gewunnen.

Zur hl. Kommunion

(Melodie: „Das Heil der Welt . . .")

Wat bringt us doch de Stunne nu!
O Heiland, so wat kannst bloß Du.
Us' Wünsken kummt all to sien End
Hier in us' gröttste Sakrament.

Wo licht wett all us Pien und Last;
Denn Jesus sülwen is us' Gast.
Och, wat verlangt wi nu noch mehr?
In't eegen Hart waohnt Gott de Heer.

Ji Engels, stimmt nu mit us in,
Us' Danken is doch ganz to minn'.
To'n Himmel wett dit Jammertaol,
De Heer fiert mit us Aobendmaohl.

Bittgesang für die Heimat

(Melodie: „Heut' singt dem Herrn die Christenheit.")
Zum Schluß des Hochamts

O Gott, wat hest Du hoch us ehrt!
Wi gäwt Di, as dien Söhn us lehrt,
Den leiwen Vaodersnaomen.
Nu sünd wi free, nu bangt us nich,
Mit alls, wat us an'n Harten ligg,
Vör Dienen Thron to kaomen.

Wi b ä e t nu för us Heimatland.
Nimm Du et ganz in Diene Hand
Un schick üm Dienen Sägen!
Schon' us mit Krankheit, Krieg un Füer!
Wenn Du man sülwen hollst dat Stüer,
Bliww alls up goden Wägen.

Dat Volk, dat arbeit't hier mit Fliet.
Schenk Du üm doch to rechten Tid
Alls, wat et brukt to'n Läwen.
Us' Wünske sünd nich gaor to groot;
För Stadt un Land dat däglik Brot,
Dat kunnst Du us wohl gäwen.

De Klocken klingt hier hell un klaor,
De Lüe kaomt geern an Dien'n Altaor
Un hört up Diene Lehre.
Laot nich vergaohn de fraome Aort,
Dat olt un jung de Freide waohrt
An Di un Diene Ehre.

Dat Paradies, dat is hier nich',
De Düwel plaogt sick iwerig
Un stellt us siene Fallen.
Gott, help', wenn he up't Ganze geiht,
Dat use Heimat stäwig steiht,
So recht nao Dïen Gefallen.

Wie entstanden die Cloppenburger Geest und die Dammer Berge?

Zwei große Geestflächen beherrschen das Kartenbild Norddeutschlands westlich der Weser. Einmal der nordoldenburgisch-ostfriesische Geestrücken zwischen den Städten Oldenburg und Norden, zum andern die durch die Hunte-Leda Niederung von ihm getrennte Syke-Cloppenburger Geest zwischen Weser und Ems. Südlich dieser beiden, breitgelagerten und flachen Geestplatten steigen aus dem Tiefland zwischen Ems, Artland und Dümmer die schmalen, langgestreckten Backumer-, Fürstenauer- und Dammer Berge inselgleich zu ansehnlichen Höhen auf. Alle genannten Geestflächen und Hügel bestehen vorwiegend aus Sanden und Kiesen verschiedenster Körnung, wogegen südlich vom Mittellandkanal das Osnabrücker Bergland sich aus harten Felsarten, aus Sand- und Kalksteinen, aufbaut. Diese festen Gesteinsschichten verschwinden nordwärts geneigt in der Gegend von Bramsche unter der überwiegend sandig-kiesigen Oberfläche des Tieflandes.

Die Felsgesteine des Berglandes bildeten sich im Erdaltertum (z. B. die des Piesberges bei Osnabrück) und im Erdmittelalter (z. B. die des Wiehengebirges), an dessen Ende alle zuvor entstandenen Gesteins-

Landesbibliothek Oldenburg

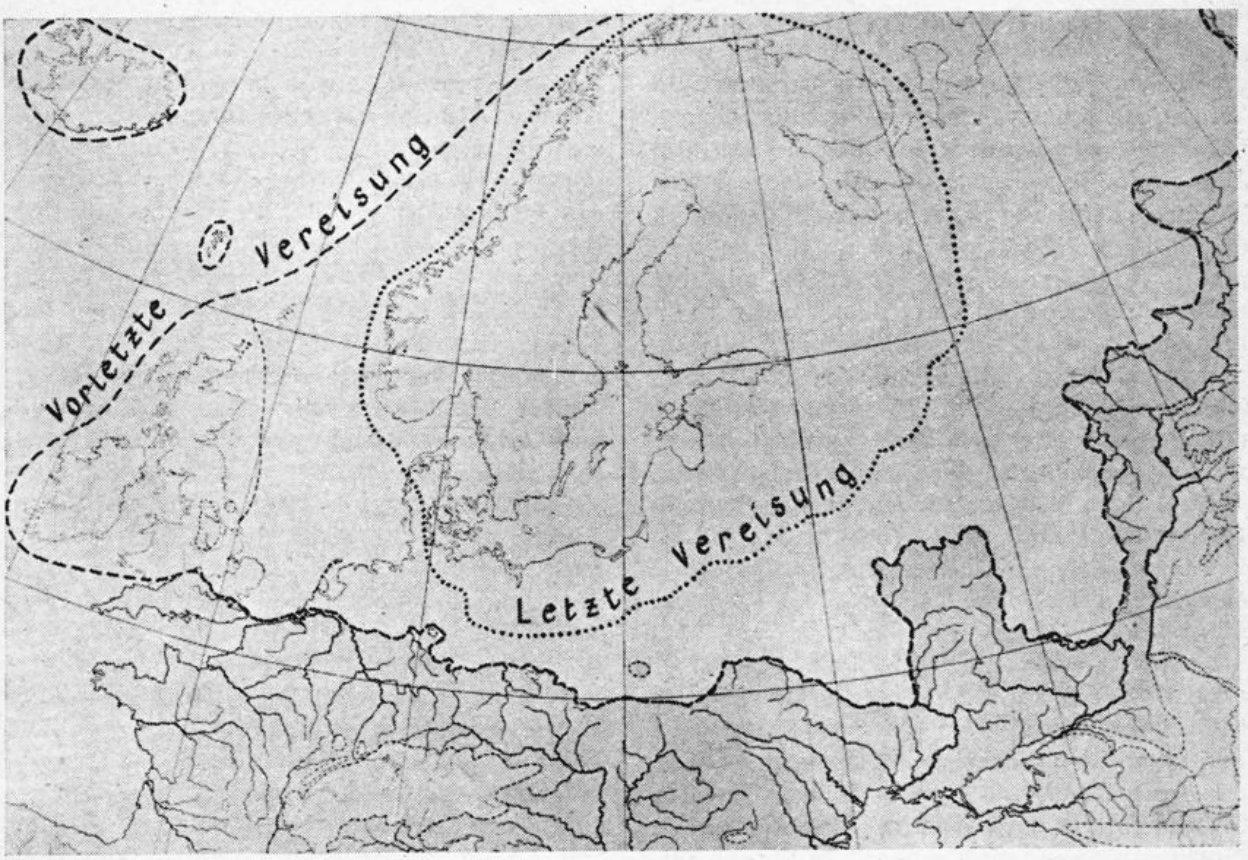


Abb. 1. Eisbedecktes Gebiet in den beiden letzten Eiszeiten des Eiszeitalters

schichten aus ihrer einstigen waagerechten Lagerung schräg verkippt und zu welligen Falten gestaucht wurden, wogegen nördlich davon alle später abgesetzten Tone, Sande und Kiese der Erdneuzeit angehören und deshalb diese Faltung auch nicht mitgemacht haben.

Die Erdneuzeit umfaßt rd. 60 Millionen Jahre. In diesem unvorstellbar langen Zeitraum wechselten Meer und Land bei uns ebenso wie das Klima. Der älteste Abschnitt zeigt unsere Heimat unter flutenden Meereswogen, auf denen die heißen Strahlen einer tropischen Sonne blänkern. So wie sich am Grunde der heutigen Nordsee Sand und Schlick absetzen, geschah es auch im Meer der beginnenden Erdneuzeit. Die damaligen Meeresablagerungen benutzen heute manche Ziegeleien in den Fürstenauer Bergen (z. B. Ohrte, Aselage, Woltrup) wie auch in den Dammer Bergen (z. B. zwischen Neuenkirchen und Damme, in Südlohne und bei Vechta). In den Schlickablagerungen dieses einstigen Tropenmeeres, die bis heute zu dunklen Tonen geworden sind, zeugen versteinerte Haifischzähne, Wirbelknochen von Walfischen, Korallen, Schnecken und Muscheln von einer reichen Lebewelt, deren Gestalten sie als Verwandte von solchen Arten kennzeichnen, die noch heute die Meere der Tropen und Subtropen besiedeln.

Gegen das Ende dieses ersten Abschnittes der Erdneuzeit wich das Meer immer weiter nach Norden zurück. Nach und nach wurde unsere Heimat zum Festland und blieb es bis heute. Gleichzeitig wandelte sich aber das Klima von Grund auf in ganz Europa. Die tropisch warme Wetterlage ging in eine subtropische, dann gemäßigte und endlich kalte und niederschlagsreiche über. Dieser damit anhebende zweite Abschnitt der Erdneuzeit heißt „das Eiszeitalter" (oder Diluvium). Da begannen rd. 1 Million Jahre vor heute auf den Hochgebirgen Skandinaviens alle Gletscher durch reichlichen Schneefall zu wachsen, denn die Niederschläge fielen fast nur noch als Schnee vom Himmel herab. Der in langen Wintern gefallene Schnee taute auf den Höhen in den immer kürzer und schwächer werdenden Sommern nicht mehr gänzlich ab. Jahr für Jahr häufte sich so ein Schneerest auf den anderen. Allmählich wurde dieses Paket von übereinanderliegenden Schneeresten so dick, daß in seinen untersten Teilen durch das Gewicht der darüber liegenden das geschah, was wir beim Schneeballmachen durch den Druck unserer Hände bewirken. Die

Landesbibliothek Oldenburg

untersten Schneeschichten verfestigten sich durch den Überlagerungsdruck (wie auch durch wiederholtes teilweises Antauen und Wiedergefrieren) immer mehr, bis sie zu blankem Eis geworden waren. Eis ist nun aber (genau wie Siegellack) kein fester Körper, sondern eine sehr zähe Flüssigkeit, die auf geneigter Unterlage zu fließen vermag. Je dicker dieser Eiskuchen auf den Gebirgen geworden war, desto mehr hatte er deshalb das Bestreben, allseits auseinanderzuquellen. Die schließlich rd. 2000 m mächtige Eiskappe über Skandinavien dehnte sich daher nach und nach randlich immer weiter aus, drang dabei über das Gebiet der heutigen Nordsee zwar langsam, aber unaufhaltsam hinaus. So bedeckte das Eis im Laufe der Zeit ganz Niedersachsen und stieß südwärts über das Osnabrücker Bergland bis an den Südrand der Münsterschen Tieflandsbucht. Der mächtige, bei uns immer noch 300—400 m dicke Inlandeiskuchen riß bei seinem Vorquellen mancherlei Gesteine aus dem überkrochenen Boden und schob das Aufgeschürfte als „Geschiebe" südwärts. So gelangten damals auch weit im hohen Norden entstandene Gesteine in unsere Gegend, wo sie nach dem Abtauen der 6,5 Mill. Quadratkilometer großen Inlandeismasse liegen blieben (Abb. 1). Jeder Leser kennt solche „Findlinge." Der größte Findling unserer weiteren Heimat, ein gewaltiger Granitklotz aus Skandinavien, liegt als „Dalumer Brodschapp" in den Wäldern der Maiburg.

Je weiter solche Gesteinsbrocken durch das Eis verfrachtet werden, desto mehr werden sie dabei zerkleinert und zermalmt. So bildet sich allmählich am Grund des vorquellenden Inlandeises eine dicke Lage von Mahlgut der verschiedensten Größenteile. Diese Anhäufung von Geschieben wechselnder Körnung bildet gewissermaßen eine kräftig durcheinander geknetete Schmierschicht zwischen dem festen Untergrund und dem vorrückenden Eiskörper (Abb. 2). Wir nennen sie die „Grundmoräne" des Inlandeises, die uns meist in verwittertem Zustande als brauner „Geschiebelehm", als mehr oder minder lehmiger Sand mit regellos wirr darinliegenden Findlingen, entgegentritt (z. B. bei und ostwärts Damme). Eigentlich sollte man diese Eisunterlage, diese Grundmoräne, überall an Stellen ehemaliger Eisbedeckung erwarten, aber nacheiszeitliche Abspülung hat die ehemals vielleicht geschlossene Decke jetzt sehr lückenhaft werden lassen. Ihre Reste sind dem Bauern als fruchtbarer Ackerboden willkommen.

Grundmoräne wurde nun nicht erst nach Abtauen des ganzen Inlandeises verschwemmt; nein, selbst in der Zeit des Eisvorstoßes spülten schon die Schmelzwässer des Eises einen großen Teil davon aus dem Eiskörper in das Vorland hinaus und setzten ihn dort als Kiese und Sande ab (Abb. 2). Nun wird sicher mancher Leser stutzen und sagen, daß doch bei der Kälte, die beim Eisvorstoß herrschte, Schmelzwasser etwas schwer Glaubliches sei. Man muß sich jedoch einmal klar machen, wo denn der Eisrand liegt, aus dessen Stirn das Schmelzwasser an einzelnen Stellen in mächtigem, trübem Schwall („Gletschermilch") heraustritt. Der Rand ist die Kampfzone zwischen dem vorschiebendem Eis und dem seinem Vordringen tödlichen Klima im Süden. Er liegt also immer da, wo er eigentlich gar nicht mehr hingehört, in einem Gebiet mit Wärmegraden, die keineswegs durchgehend eisfreundlich sind. Ist das Maß des Eisnachschubes größer als die Geschwindigkeit des randlichen Abtauens, so rückt das Inlandeis vor. Sind beide Kräfte gleich, dann liegt die Stirn still, und ihr entquellen dann reichliche Schmelzwässer, wie auch beim Rücktauen des Randes, wenn der Nachschub von Norden zu schwach ist.

Die so entstandenen Schmelzwassersande, also die Auswaschungen der Grundmoräne unter dem Eis, lagern sich nun im Vorland des Inlandeises ab. Sie bilden heute einen großen Teil unserer Geestplatten, deren Sande und Kiese in vielen Gruben ausgebeutet werden.

Wenn das Inlandeis über diese durch sein Schmelzwasser abgesetzten Sande und Kiese weiter nach Süden kroch und seine Grundmoräne darüber ausbreitete, so konnte das manchmal ohne jede Beeinflussung des überkrochenen Untergrundes geschehen. Es konnte dabei aber auch etwas anderes eintreten, nämlich das, was geschieht, wenn wir die Hand mit Druck auf eine Tischdecke legen und vorwärts bewegen. Dann wulstet sich vor der schiebenden Hand eine Falte der Decke auf. Genau so stauchte und knautschte manchmal der vorstoßende Inlandeiskörper die Decken seiner vor ihm liegenden Schmelzwassersande zusammen. Wenn man sich nun noch vorstellt, daß ein Vorrücken des Eises besonders in kalten Zeiten geschehen mußte (wegen Verminderung oder gar Fehlen des randlichen Abtauens), so konnten in solchen Zeiten auch die vor dem

Landesbibliothek Oldenburg

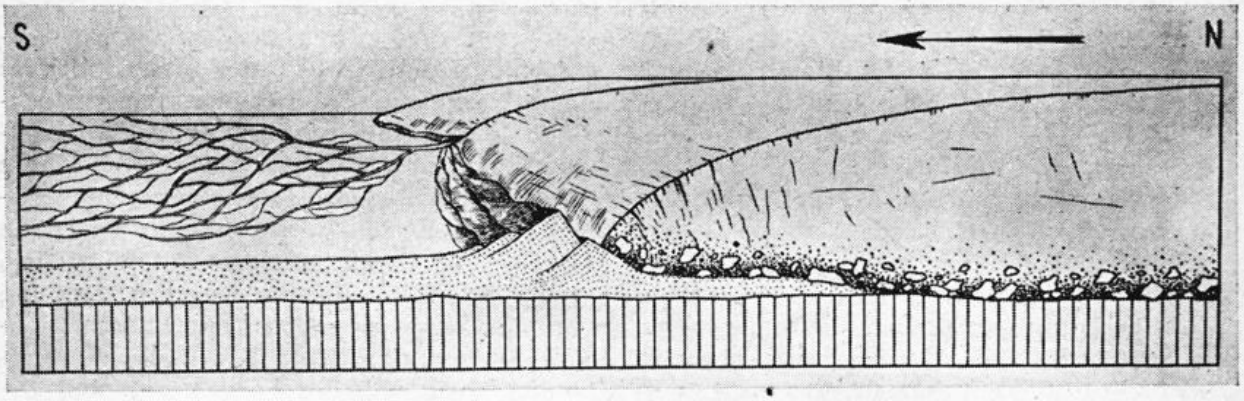


Abb. 2. Schematischer Schnitt durch den Südrand des nordischen Inlandeises über voreiszeitlichem Untergrund (senkrecht gestreift). Unter dem Eise findlingsreiche Grundmoräne. Dem Eisrande entquillt ein großer Schmelzwasserstrom, der Schmelzwassersande und -kiese im Vorland ablagert; sie werden durch den vorrückenden Eisrand zu einem Endmoränenwall aufgewulstet.

Eis lagernden Geschiebesande gefroren sein und dann selbst bei dem Zusammenschieben ihren schichtigen Verband trotz Stauchung, Faltung und Schuppung beibehalten. So sehen wir in Nordwestdeutschland eine Reihe solcher Stauchfalten. Wir nennen sie „Endmoränen", weil sie vom Ende des Inlandeises, von seiner Stirn, erzeugt wurden. Ein solcher Endmoränenzug läuft (heute natürlich durch nacheiszeitliche Abtragung mannigfach unterbrochen) von den Ulsener Bergen im westlichen Emsland über die Backumer Höhen, die Fürstenau-Bersenbrücker und Dammer Berge, den Hohen Sühn, den Kellenberg bei Diepholz und die Böhrde bei Uchte zu den Schneerener Höhen nördlich vom Steinhuder Meer. In den Fürstenauer und den Dammer Bergen sind aber nicht nur die eiszeitlichen Sande und Kiese von dem darübergegangenen Inlandeis gestaucht, sondern ebenso noch ein Teil der darunterlagerden Meerestone aus dem ältesten Abschnitt der Erdneuzeit. Das Inlandeis quoll also zunächst weit nach Süden vor, dann taute sein Rand bis etwa in die Quakenbrücker Gegend zurück. Als es später wieder vorübergehend südwärts vorstieß, wulstete sein Druck diesen Erdmoränenwall im Ems- und Artland auf.

Das ganze Eiszeitalter bestand nun nicht nur aus einem einmaligen Vorquellen des nordischen Inlandeises. Mit Sicherheit können wir in Norddeutschland mindestens drei Eiszeiten (Eisbedeckungen) unterscheiden. In unserer engeren Heimat finden wir jedoch an der Erdoberfläche einwandfrei nur die Zeugen einer einzigen Vereisung. Zwischen die einzelnen Vereisungen schalteten sich wesentlich wämere Zwischenzeiten, in denen das randliche Abtauen des Eises viel stärker war als der Nachschub vom skandinavischen Kern der Eismasse her. Reste dieser wärmeren Zwischenzeiten brachten Bohrungen von Werlte im Hümmling aus 11 Tiefe, von Quakenbrück und aus dem Gebiet der Dammer Berge mit Überbleibseln von Fichte, Tanne, Eiche, Buche, Ulme und Hasel ans Tageslicht. Die vorletzte Vereisung ist die einzige, deren Zeugnisse uns oberflächlich in unserer Heimat erhalten geblieben sind in den Schmelzwassersanden und der Grundmoräne der Cloppenburger Geest und dem Endmoränebogen der Fürstenauer und Dammer Berge.

Die letzte Vereisung des Eiszeitalters hat das Oldenburger Münsterland selbst nicht mehr berührt. Ihr Eisrand ist südwärts nicht über die Elbe hinausgestoßen. Aber trotzdem sind Spuren von ihr bei uns zu finden. Aus den im Vorland ihres Eises abgesetzten Sanden und Kiesen wehte nämlich der durch Abkühlung über dem mächtigen Eisschild entstandene und randlich von ihm abströmende eiskalte, trockene Wind die allerfeinsten Körnungen heraus, trug sie südwärts und setzte sie da ab, wo er seine Frachtkraft gegenüber dem mitgeführten Staubsand verlor. Dieses ausgeblasene und weitab wieder abgesetzte Gesteinsmaterial, das vorwiegend aus feinen Quarzkörnchen besteht, nennt man „Flottsand". Reste dieses staubfeinen Sandes finden wir als oberste Bodendecke auf der Bersenbrück zugeneigten Seite der Fürstenauer Berge, an den Dammer Bergen zwischen Damme und Dümmerlohausen, sowie in einem breiten Streifen südostwärts von Cloppenburg, der etwa durch

Landesbibliothek Oldenburg

die Orte Cappeln, Emstek, Visbek, Hanstedt, Goldenstedt, Calveslage und Schwichteler umschrieben wird. In feuchtem Zustand nimmt der Flottsand beim Kneten die Abdrücke der Fingerlinien an, erscheint in dieser Hinsicht also wie Lehm, weshalb er auch die Bezeichnung „Flottlehm" führt. Die von ihm eingenommenen Böden sind fruchtbar.

Nachdem vor nunmehr rd. 20 000 Jahren auch das Inlandeis der letzten Vereisung unter den langsam steigenden Wärmegraden der Späteiszeit im Norden immer mehr schmolz, rückte im letzten Abschnitt der Erdneuzeit, in der erdgeschichtlichen Jetztzeit (oder Alluvium), die Pflanzenwelt langsam vom Süden her in das zuvor froststarrende Land ein. Der nun wieder fallende Regen zerwusch die Formen unserer sandigen Höhen, und die von Süden kommenden Flüsse schürften breite Talzüge in die Oberfläche unserer nordwestdeutschen Heimat. Die ehemals weitausgebreitete Decke eiszeitlicher Ablagerungen zerfiel durch diese Flußtätigkeit in einzelne Geestplatten, und von dem einst geschlossenen Endmoränenwall blieben uns heute nur restliche Sandhaufen übrig wie die Fürstenauer und die Dammer Berge.

Fritz Hamm

DU UND DER WALD

Es geht jeden Menschen in unserem Vaterland an. So wie keiner von uns, ob alt, ob jung, an den Erscheinungen der Technik achtlos vorbeigehen kann, die unser Leben so stark bestimmen, daß die Natur fast völlig davor zurücktritt, und wie auch die Landwirtschaft nicht nur eine Angelegenheit der Bauern ist, denn Hunger tut weh — wir haben es bitter erfahren —, so sollte auch der Wald im Denken und Fühlen eines jeden seinen gebührenden Platz haben. Schon früh in der Jugend tritt er in das Bewußtsein des Kindes, zunächst als die große, geheimnisvolle Welt der Märchen, aber immer mit dem leisen Unterton des Unheimlichen und Drohenden, als Stätte der Wölfe, Räuber und Zwerge, später als das ersehnte Ziel der Spiele und Schulausflüge, doch dann kommt allmählich eine Entfremdung, wenn die Anforderungen des Lebens und des Berufes den jungen Menschen ausfüllen. Dabei bleibt es dann meistens, wenn auch eine unausgesprochene Liebe und Sehnsucht in den Herzen weiterlebt.

„Der Wald steht schwarz und schweiget" heißt es im Liede, und man kann dieses Wort so auslegen, als schlösse er sich in vornehmer Zurückhaltung ab und ließe den „Strom der Welt getrost vorüberspülen" und warte ab, ob der Mensch zu ihm hinfindet. Aus dem Mangel an Wissen über den Wald ist es zu erklären, daß sich die Liebe der meisten Menschen zu ihm so tölpelhaft äußert, wie wir es immer wieder erleben, und oft steht der Förster kopfschüttelnd vor dem Bild der Zerstörung und Verwüstung, wenn der sonntägliche Strom der Städter wieder in die Ufer des Alltages zurückgeebbt ist.

Es ist immerhin bezeichnend, wenn in der Nähe der Großstädte verschiedene Baumarten, wie z. B. die Roteiche und die Douglasfichte, nicht angepflanzt werden können, weil jeder Zweig und jeder Wipfeltrieb als Waldstrauß abgerissen wird und nur zerfetzte Stümpfe von der zerstörten Pracht zeugen.

Aber diese Erscheinungen sind nicht das Entscheidende, es geht um ganz andere Fragen.

Machen wir uns klar, daß wir immer noch in einer hölzernen Kultur leben, wenn sich auch Eisen und Beton dem Blick mehr aufdrängen. Keine Kohlen- und Erzförderung ist möglich ohne das Grubenholz, von dem allein in der Bundesrepublik rd. 4 000 000 Festmeter jährlich auf Nimmerwiedersehen in der Erde verschwinden; das heißt, daß der Jahreszuwachs von rd. anderthalb Millionen Hektar bei einer Gesamtfläche von 9 000 000 ha allein für diesen fast unsichtbaren Zweck aufgezehrt wird. Das ist nur ein Beispiel, und es seien nun noch einige der wichtigsten Verbrauchsarten erwähnt, nämlich Bauholz, Brennholz, Eisenbahnschwellen, Leitungsmasten, Tischler-, Wagner-, Schiffbauholz, der Bedarf an Zellulose zur Papier-, Pappen-, Spinnstoffherstellung, Holzwolle und der gesamte Bedarf der chemischen Industrie für Sprengstoff, Holzzucker, Klebstoffe, Farben, Holzkohle und vieles andere mehr bis hinab zum Streichholz, das so oft die Ursache vernichtender Waldbrände wird. Beschränken wir unsere Betrachtung einmal auf unser eingeengtes Vaterland, die derzeitige Bundesrepublik, so werden einige wenige Zahlen uns den ganzen Ernst der Lage enthüllen.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Holzbedarf unserer Bevölkerung beläuft sich je Kopf und Jahr auf rd. 1,2 Festmeter, das heißt, daß selbst bei dem Überhieb des Jahres 1951 um 10 % über den Zuwachs hinaus bei einer Gesamternte von 28 000 000 Festmetern nur der Bedarf von 23 Millionen Menschen aus dem deutschen Wald gedeckt werden konnte, daß also je Kopf der Gesamtbevölkerung nur 51 % des benötigten Holzes im Vaterland erzeugt wurde.

Wie schon gesagt wurde aber im Jahre 1951 um 10 % überhauen, eine sehr bedenkliche Maßnahme, weil sie sich seit Jahren ständig wiederholt. Die fehlende Menge muß eingeführt werden und ist mit Devisen zu bezahlen, die sehr mühsam durch Export von Gütern erworben werden müssen. Damit allein ist es aber noch nicht getan, denn es fällt schwer in's Gewicht, daß das Holz aus fernen Ländern außerdem noch mit gewaltigen Transportkosten belastet ist, die ebenfalls in Devisen zu bezahlen sind. Ein Beispiel mag die Bedeutung dieser Tatsache erhärten. Das aus Kanada eingeführte Grubenholz kostet genau das gleiche an Transport wie das Holz selbst, es muß also für jedes Festmeter die doppelte Summe in Devisen ausgegeben werden, die das gleiche Holz aus dem deutschen Walde kostet. Es ist schon so, wie wir zu Anfang behaupteten, daß der deutsche Wald jeden Einzelnen von uns sehr viel angeht, denn seine Not wirkt bis in die Lebenshaltungskosten eines jeden unmittelbar hinein. Fast jedes Jahr werden durch Waldbrände, die fast alle aus Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit verursacht werden, Holzmengen vernichtet, die zum Bau von rd. 30 000 Häusern ausreichen würden, und die Schäden durch Bodenabwaschungen und Verwehungen in der Landwirtschaft infolge von Waldvernichtung gehen in die Millionen.

Da tut Aufklärung not: „Du und der Wald", denn die Frage, ob wir in unserm Vaterland alles tun, was getan werden könnte, ist glatt zu verneinen. Die Bodennutzungserhebungen geben an, daß im Bundesgebiet noch rd. 500 000 ha aufforstungsfähiges Ödland liegen, das sich zum größten Teil in bäuerlichem Besitz befindet. Dieser Zahl wird dann und wann widersprochen, in Wirklichkeit aber ist sie durchaus zu niedrig gegriffen, denn in ihr sind nicht die heimlichen Blößen vorhanden, die in den Bauernwäldern selbst durch mangelhafte Bestockung und fehlende fachgerechte Pflege vorhanden sind. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und eine Fläche, auf der ein paar minderwertige Bäume stehen, ist noch lange kein Wald, wie wir ihn bitter brauchen. Warum aber ist das so? Diese Frage beantwortet sich aus der Eigenart des Waldes selbst. Unser menschliches Leben ist zu kurz, als daß wir selbst ernten könnten, was wir an Wäldern aufgeforstet haben, und das investierte Geld wird erst der nächsten und übernächsten Generation wieder verfügbar. Darum sind die Bestrebungen, den Wald in das Eigentum der öffentlichen Hand zu nehmen, schon recht alt und immer wieder umkämpft; wir sind aber der Ansicht, daß auch am Wald das Privateigentum erhalten werden sollte, wenn es gelingt, das Verantwortungsbewußtsein zu wecken und, wenn es sein muß, gesetzlich zu erzwingen. Es ist schwer, in Zeiten der Armut große Aufwendungen zu machen, die bedeutende Summen des — ach so raren — Geldes auf viele Jahrzehnte festlegen; aber gerade diese Zeiten der Armut sollten den Blick dafür schärfen, daß ein Volk seine Kraftreserven, die in der Wuchskraft des Bodens liegen, nicht ungenutzt lassen darf. Es ist auch nicht immer die Kapitalknappheit maßgebend, sondern sehr oft der Mangel an Wissen und Können, denn wenn auch erfreuliche Fortschritte zu erkennen sind, so muß doch immer wieder gesagt werden, daß der Bauer noch zu wenig vom Wald und seiner Pflege kennt. Die Forstwissenschaft ist fortgeschritten und gibt uns heute Möglichkeiten, die Erzeugungszeiträume durch Holzartenwahl abzukürzen, durch waldbauliche Methoden und Meliorationen den Ertrag je ha bedeutend zu steigern; aber für den Privatwald, der immerhin 45 % der Fläche besetzt, wird noch keineswegs der notwendige Gebrauch von diesen Erkenntnissen gemacht. — Wir müssen noch einmal einige eindrucksvolle Zahlen geben: Der Wert unserer jetzigen Holzernte beträgt jährlich rd. 1,5 Milliarden DM. Zur Deckung des Bedarfes muß außerdem für rd. 2 Milliarden DM Holz eingeführt werden, und es ist ausgeschlossen, daß jemals der deutsche Holzverbrauch aus unserem Boden gedeckt werden kann, auch wenn wir die entrissenen Ostgebiete wieder in Besitz nehmen können. Aber die Lücke, die sich schließen läßt, ist sehr groß, denn wenn wir unsere Pflicht tun, so können unsere Söhne und Enkel auf rd. 500 000 ha jährlich 2 000 000 Festmeter mehr ernten, die nach heute gültigen Werten einhundert Millionen DM bedeuten. Darüber hinaus aber läßt sich durch Hebung des

Landesbibliothek Oldenburg

Pflegezustandes noch einmal die gleiche Steigerung erreichen. Die Forderung, die Friedrich d. Große stellte, daß an Stelle jeder Kornähre zwei wachsen müßten, ist durch Wissenschaft und Technik in der Landwirtschaft längst erfüllt und übertroffen, der Beweis, daß es solche Möglichkeiten gibt, ist damit erbracht.

Unsere Forderung, die Ödlandlücken zu schließen, den Wald als den großen Wohlfahrtsspender, den Erhalter von Gesundheit und Wohlstand zu mehren und zu pflegen, muß in alle Kreise unseres Volkes unablässig hineingetragen werden; denn der Wald ist unser gemeinsames Schicksal, und wir tragen alle an der Verantwortung für die, welche nach uns kommen, so wie unsere Väter auch für uns gesorgt haben.

Walter Hulverscheidt

Vogelleben an der Thülsfelder Talsperre

Was hier vorgelegt wird, bedeutet keineswegs eine systematische Bestandsaufnahme; es handelt sich einfach um das Ergebnis von Beobachtungen, die ein Amateur bei einigen Wanderungen während des Junimonats sammeln konnte. Beobachtungsgebiet ist das Westufer der Talsperre, das „Dwergter Feld", wie die Karten es benennen. Dort ist es viel stiller als auf der gegenüberliegenden Seite; dort ist das Revier auch vielseitiger, weil Wasser, Weideland, Heidehügel und Kiefernwald so günstig aneinanderstoßen.

Wenn der Wandersmann einen der Heidehügel in der Nähe des Ufers besteigt, so kann er damit rechnen, daß ihm recht bald ein durchdringender Alarmruf aus dem Schilfgürtel entgegendröhnen wird. Der wachsame Reiher ist aufmerksam geworden und gibt seinen Ärger zu erkennen. Die gewaltigen Schwingen kommen in Bewegung, und mit majestätischen Flügelschlägen, sich nur wenige Meter über dem Schilf und der Wasserfläche haltend, strebt der mächtige Vogel in Richtung auf die „Drei Brücken" davon. Oft genug hat der Beobachter Gelegenheit, von seinem Hügel aus dem aus dem Schilf aufsteigenden Reiher auf die Oberseite der Schwingen zu blicken. Fr. v. Zedtwitz sagt in seinem Buch „Schwingen über deutschem Land", daß es in unserem Vaterland überhaupt kein herrlicheres Flugbild gebe als das Bild des fliegenden Reihers. Je häufiger jemand den Schwingenschlag des Reihers beobachtet, umso lieber wird er dieses Urteil bestätigen.

Wenn der Reiher seine Kreise etwas weiter zieht, kann es ihm leicht passieren, daß ein zwar kleinerer aber sehr mutiger Gegner ihn angreift, der Brachvogel. Zwischen den Heidehügeln liegen langgestreckte Sumpfstreifen, über denen vom Mai bis Juli die Wollgrasfähnchen zittern. Dort hat der Moorvogel alljährlich sein Brutrevier, und er ist ein überaus wachsamer und energischer Hüter seines Nestes und seiner Brut. Wer ihm zu nahe kommt, der wird mit heftigen Trillerrufen angefahren, auch wenn der auftauchende Feind den Brachvogel an Größe mehrfach übertrifft. Der Reiher läßt sich auf einen Kampf nicht ein; er sucht lieber eine Zone auf, wo er von dem langschnäbeligen Wächter der Moore und Sümpfe nicht belästigt wird.

Als Bundesgenosse des Brachvogels tritt manchmal der Kiebitz auf. Auch er ist im „Dwergter Feld" regelmäßig vertreten. Sein Nest und später auch die ausgeschlüpften Jungen bewacht er mit höchster Aufmerksamkeit. Auch er stürzt sich in immer wiederholten Taumelflügen mit ingrimmigem Geschrei auf jeden Feind, ohne dessen überlegene Größe zu respektieren.

Es wäre seltsam, wenn in diesem Gebiet nicht die Bekassine anzutreffen wäre. Tatsächlich meldet sie sich in jedem Jahr. Man hat reichlich Gelegenheit, ihre eigenartigen Kurvenflüge zu beobachten. In raschem Tempo steigt sie empor, ändert plötzlich den Kurs und sinkt unter lautem, zu immer höherer Tonlage übergehenden Meckern dem Boden zu. Wegen dieses Meckertones, den der in den gespreizten Schwingen spielende Luftzug verursacht, hat die Bekassine in der Volkssprache ganz allgemein den Namen „Himmelsziege".

Zwei Vertreter der Weihenfamilie waren in diesem Frühjahr an der Talsperre zu beobachten, die braune Rohrweihe und die helle Wiesenweihe. Beide machen sich kenntlich durch ihren gaukelnden Flug.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Jäger sehen es nicht gern, wenn die Zahl der Weihen allzu üppig ansteigt. Aber ganz missen möchte niemand diese schlank gebauten, eleganten Flieger. Wenn jemand Glück hat, kann er gelegentlich Zeuge eines merkwürdigen Zweikampfes werden. In den Dwergter Forsten gibt es zahlreiche Bussarde. Wenn sie am Himmel in herrlichem Segelflug ihre Spiralen ziehen, kommen sie manches Mal auch über das eigentliche Wasser- und Schilfgebiet. Das reizt die Rohrweihe, und so geschieht es tatsächlich bisweilen, daß Rohrweihe und Bussard aneinander geraten. Der Bussard ist schwerer, die Rohrweihe schlanker und gelenkiger. Daraus erklärt es sich, daß die Rohrweihe fast immer dieses Duell gewinnt und den Bussard in seine Wälder zurückdrängt.

Auf den Heidehügeln wohnt, wie der Name es ja verlangt, die Heidelerche. Im Gegensatz zur Feldlerche sitzt sie gern auf den Bäumen und den Mastenleitungen. Die Lerchen gelten in der Volksanschauung als „Morgensänger"; die Heidelerche aber singt ihre wohlklingende Dudelstrophe auch in der Dämmerung und zur Abendzeit. Die einsamen Hügel sind aber auch der Aufenthalt ihres sehr gefährlichen Feindes, des grauen Würgers. Oft nimmt er Platz auf einem kahlen Zweig oder einem Einfriedigungsdraht und zeichnet dann mit dem langen Schwanz Halbkreise in die Luft. Daran ist er mit Sicherheit zu erkennen. Dann und wann bereitet er dem Beobachter eine wirkliche Überraschung, indem er in der freien Luft stehen bleibt und „rüttelt" wie ein kleiner Falk.

Die einsame, hügelige Heide mit den angrenzenden Kiefernwäldern ist auch der gegebene Lebensraum für die Nachtschwalbe. Der Wanderer, der seinen Aufenthalt im Dwergter Feld bis in die Abendstunden ausdehnt, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit das seltsame Schnarren dieses wunderlichen Vogels vernehmen. Ja, er kann es sogar erleben, daß einige Nachtschwalben im Flug bis in seine unmittelbare Nähe kommen und vor seinen Augen gespensterhafte Flatterbewegungen vollführen.

Steigt man von den Hügeln zum Ufer hinab, dann hört man schon bald die Stimmen der kleinen Schilfsänger. Der Teichrohrsänger läßt in langer Folge sein tiri tiri tschärr tschärr ertönen, und vom runden Gagelbusch her gibt die Rohrammer mit ihrem zia zia ti tai die Begleitung dazu. Aber schon lenken die größeren Wasservögel die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Entenkette geht rauschend hoch und zieht in der wohlbekannten Kettenform vor den Kulissen der Kiefernwaldungen hin und her. Es handelt sich um die Stockente, die hier am häufigsten vorkommende Wildentengattung. Aber auch die kleine Krickente ist gar nicht so selten vertreten. Ihr einsilbiges, wohlklingendes krük verrät sie überall. In den hellgrünen Schilfinseln beginnen die Halme sich zu bewegen. Ein Bläßhuhn mit seiner weißen Stirn kommt aus der Verborgenheit hervor und schwimmt, beständig mit dem Kopf nickend, von einem Schilfbestand zum andern. Es ertönt plötzlich ein auffallendes kjürrk. Damit gibt sich das rebhuhngroße Teichhuhn zu erkennen, hierzulande unter dem Namen „Wasserhühnchen" bekannt. Wer sich am Ufer still verhält, der kann gelegentlich die überaus niedlichen Teichhuhnküken zu Gesicht bekommen. — Ein interessanter Bursche ist der Haubentaucher. Wenn er im Sonnenschein mit seiner leuchtend weißen Brust auf den Beobachter zusteuert, bietet er ein prächtiges Bild. Sein Tauchen erfolgt mit einer überraschenden Plötzlichkeit. Wie es scheint, bewegt sich der Taucher unter Wasser erheblich schneller als auf dem Wasser. Hat er einen Fisch erbeutet, so hält er ihn krampfhaft fest. Er kann zehnmal tauchen und kommt immer wieder mit dem Fisch im Schnabel an die Oberfläche. Die vielgliedrige Familie der Möven ist an unserer Talsperre vertreten durch die Flußseeschwalbe. Sie kommt nicht bloß zu vorübergehendem Besuch wie die größeren Mövenarten, sie hat hier ihr regelrechtes Brutgebiet. Die reine, weiße Färbung des Körpers, die bläulich grauen Schwingen, der schwarze Scheitel und Nacken, der tiefgegabelte Schwanz ergeben ein sehr schönes Vogelbild. Die schmalen, fast rechtwinklig gebogenen Flügel machen die Seeschwalbe zu einer rechten Meisterin und Künstlerin im Fliegen.

Der Vogelfreund erlebt an der Talsperre bei jedem Besuch eine Fülle von Kurzweil und Freude. Die Ostseite der Talsperre entwickelt sich immer mehr zum ausgebauten Badestrand. Hoffentlich bleibt die Dwergter Seite uns erhalten als stilles, urwüchsiges Naturgebiet.

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

AM PROBEDEICH

Das Westufer des Dümmer ist auch nach seiner Bedeichung ein wunderbares Stück Land. Es hat etwas von der Urtümlichkeit unberührter Naturgebiete bewahrt. Der Rohrweihe zieht im Frühling über ein Meer von Blumen dahin, und im Röhrricht singt es mit tausend Stimmen. —

Die Eindeichungsarbeiten sind fast vollendet. Ja, diese Eindeichung, über die man in Versammlungen und Zeitungen lange Jahre gestritten hatte! Sachverständige und solche, die behaupteten, es zu sein, Fanatiker und Neinsager redeten sich die Köpfe heiß, und die Bedeichung kam doch — und es war alles in Ordnung. — Den Anfang machte vor langen Jahren der „Probedeich" in den Hüder Dobben. — Eines Tages brummten im Moor die Lastwagen und brachten Schienen und Loren. Und dann zog mit blankem Spaten und Marschliedern der Arbeitsdienst ein. Ein Uniformierter erklärte den Bauern, daß man einen Probedeich bauen wolle, um sichere Unterlagen über Baukosten und die Dauer der Arbeiten zu bekommen. —

Lore um Lore braunen Erdreiches verschwand im unergründlichen Leib des schwarzen Abgrundes. Wenn ein Haufen Erde angeschüttet war, setzte in der Nacht der Kampf der Naturgewalten gegen dieses Menschenwerk ein. Und wenn am nächsten Morgen die Arbeit wieder aufgenommen wurde, war das Werk des Vortages vom Abgrund verschluckt. Aber immer neue Erdmassen wurden herbeigeholt, und eines Tages war das Werk vollendet. Ein wohl 50 m langer und 5 m breiter Erdwall lag wie ein fremder schlafender Riese im Grün der Erlen und Bruchweiden, des Schilfes und der Seggen. — Und wieder kam eine Zeit der Ruhe, die Rohrsänger sangen wie immer, und die Stare schliefen im Schilf. Unmerklich drangen die Wurzeln der Erlen und Weiden in den schlafenden Erdkörper, büscheliges Gras kroch an ihm herauf. Wieder ein paar Jahre, und der Probedeich war ein grüner Wall geworden, bestockt mit Erlen und Weiden und Grün wie das übrige Land. Nur an einigen Stellen nahm ein alter Hasenrammler gern ein Sandbad, dort schaute noch dunkles Erdreich aus dem Grün. — Eine alte Fuchsfähe, die das Bruchgelände nie verließ, wenn sie nicht im Herbst oder Winter durch Hochwasser ins Hochmoor getrieben wurde, entdeckte im Probewall bald ein passendes Baugelände für eine Familienwohnung. Sie untersuchte den Baugrund und grub mehrere Röhren. Aber dabei blieb es, die Wohnung wurde nicht fertig. Auch in den folgenden Jahren wurden ihre Jungen an einer trockenen Stelle im Schilf zur Welt gebracht. Das hatte sie immer so gehalten, und sie war gut dabei gefahren. Nur einmal hatte ein Kuhjunge ihr Geheck gefunden, als er im Bruch nach Elsternestern suchte. Sechs blinde, kleine Füchse ruhten im weichen Nest. Weil die Umstände dem Finder eigenartig vorkamen, hatte er die jungen Räuber nicht gleich erschlagen, sondern wollte dem Lehrer im Dorf zunächst einmal Bericht erstatten. So fand die besorgte Mutter Zeit, ihre Kinder eiligst in Sicherheit zu bringen, und am anderen Tag, als der Lehrer sich von dem Fund überzeugen wollte, war das Nest leer. — Daß es im Probedeich nicht zur Errichtung der Kinderstube gekommen war, hatte seinen Grund. Ab und zu kamen zwei Jäger in Gummistiefeln, der eine dünn und lang, der andere groß und schwer und mit wuchtenden Schritten. Sie hielten sich immer in verdächtiger Weise am grünen Wall auf und flüsterten nur leise. Das wußte die Fähe, daß laute Menschen immer ungefährlich waren. Stille Menschen aber, besonders solche, die lange unbeweglich an einer Stelle standen, und die man nicht eräugen sondern nur wittern konnte, wurden manchmal recht unangenehm. An diese Erkenntnis erinnerte sie immer wieder ihr linker Vorderlauf, den sie schonte. Als nämlich einmal fußhoher Schnee das Land bedeckte, war ein Jäger mit einem scharfen hochläufigen Jagdhund von der Wasserseite in die Dobben eingedrungen, und im Handumdrehen saß der Hund unserer Füchsin auf den Fersen. Sie mußte mit dem Wind die Deckung verlassen, um über die Bruchwiesen den Hüder Witten zu erreichen. Aber da knallte es keine 30 Schritte von ihr, daß der Schnee von den Zweigen rutschte, und gleichzeitig fühlte unsere Fähe einen harten Schlag in ihrer Flanke. Rotes Blut tröpfelte in den weißen Schnee und der linke Vorderlauf schmerzte rasend. Ein Glück, daß der Hund durch den Schuß nervös wurde, sich verdamelte und eine warme Rehfährte anfiel, die seinen Weg kreuzte. Das hatte unserer Füchsin damals das Leben gerettet. — Die beiden Jäger suchten den

Landesbibliothek Oldenburg

Probewall gern auf. Im Frühjahr, wenn die Schwertlilien ihre prächtigen gelben Blüten entfalteten und Sumpfkalla und Blutauge aufblühten, saßen sie still in der Sonne. Vor ihnen war die Wasserfläche des Dümmer als schmales blaues Band über den Schilfwäldern zu sehen. Darüber stritten sich die Lachmöven um die Weibchen, und auf einem trockenen Pfahl, der handbreit aus dem Grün hervorragte, saßen zwei Kormorane. Und im Sommer kamen die Jäger und standen an den Trittsiegeln eines starken, dunklen Bockes, der die geilen Triebe der Weiden am Probedeich mit seinem Gehörn zerfetzt hatte. — Im Herbst war es nicht anders. Wieder saßen die beiden Männer lange an dem Deich, und ihre Blicke gingen über das sich gelb färbende Schilf und die goldig leuchtenden Birken hinauf zum Abendhimmel, an dem große Schofe Wildenten klingelnd dahinzogen. —

Und noch ein Besucher fand sich regelmäßig am Probewall ein, ein Naturwissenschaftler von Rang und Namen aus Münster. Er kam stets in einem vorsündflutlichen Auto mit allerhand Aufbauten, wie man sie bei Marktbesuchern sieht, angebraust. Er wollte aber nicht etwa Würstchen verkaufen oder für die Fremden am Dümmer eine Schießbude aufbauen. Was er da mitführte, war Zeltmaterial zum Übernachten im Freien und zum Bau einer Tarnhütte zu Beobachtungszwecken. Es war ein großer, hagerer Mann in verschlissenem Lodenanzug und mit einem Prismenglas vor der Brust. Er hockte oft am Probedeich. Unsere Füchsin wußte, wenn er da war, denn der stinkende Rauch seiner Zigaretten zog bald durch die Gegend. Dieser Mann wußte mehr von dem, was da vor ihm im Schilf piepste oder schrie, als alle die anderen, die sich für Vögel interessierten, oft weither gereist kamen und mit lateinischen Art- und Gattungsnamen nur so um sich warfen. — Aber unser Münsteraner konnte auch anders. Manchmal kam es wie ein Rausch über ihn, dann packte ihn eine angeborene Jagdleidenschaft und er schoß, wo er auch stand, jede aufstehende oder vorbeistreichende Ente nieder. Im Dorf war unser Münsteraner bekannt mit allen; besonders mit Jägern, Entenfängern, Moorbesitzern und Hütejungen stand er auf Du und Du. Es gab stets ein Hallo, wenn er in den Krug kam, und Bier und Schnaps die Menge. Mit den Bauern schimpfte er um die Wette über die geplante Eindeichung. Daß bei dem Bauvorhaben die Belange des Naturschutzes gewahrt werden konnten, wie es dann später auch weitgehend geschah, konnte und wollte er nicht glauben. Er beschloß deshalb, in dieser Sache etwas zu unternehmen. Er stellte in monatelanger Arbeit ein Werk über die Flora und Fauna des Dümmer zusammen mit wunderbaren Eigenaufnahmen all der Köstlichkeiten, die der Dümmer in reicher Fülle birgt. Der Verfasser kam in dieser Zeit nicht oft von seinem Schreibtisch fort, bis in die Nacht brannte in seinem Arbeitszimmer im Museum in Münster das Licht. Das Werk wurde in Leder gebunden und sollte Hermann Göring, dem damals maßgeblichen Mann für Naturschutzfragen, überreicht werden. Göring kannte unsern Forscher aus Münster und hatte einst seine Freilassung aus dem Konzentrationslager in Esterwegen erwirkt. So konnte unser Freund in Smoking und Zylinder eines Tages in Berlin erscheinen und sein Werk persönlich an höchster Stelle abgeben. Hermann Göring empfing ihn, wie er Besuche am laufenden Band abfertigte. Unserem Münsteraner war es nicht entgangen, daß er nur so beiläufig einen Blick in sein Buch warf und dabei zufälligerweise sein Rohrdommelbild erwischte. Dieses Bild hätte unserem Naturfreund beinahe das Leben gekostet, denn das Hocken in der Tarnhütte vor Tag und Tau über dem Schlammgrund des Dümmer brachte ihm eine schwere Lungenentzündung ein. Wäre nicht seine treue Gattin gewesen, die den Mann ins Bett packte und ihn Tag und Nacht umsorgte, er wäre wahrlich nicht durchgekommen. Aber was wußte der Mann hinter dem Riesendiplomatenschreibtisch im Luftfahrtministerium in Berlin davon, und so schob er sein Buch zur Seite, wo schon ein ganzer Stapel Stoffproben, Kunstholz und Dinge aus Bakelit lagen. Und selbstverständlich konnte unser Münsteraner ein solch bedeutsames Werk wie die Dümmereindeichung nicht aufhalten. Und so stand er dann bald wieder draußen und stieg mit einem Fluch auf die „ganze Rasselbande" die Riesentreppe des Reichsluftfahrtministeriums hinab. Wenige Jahre später starb er. Einer seiner Freunde wollte wissen, daß das altmünsterische Original, Professor Landois, ihn an der Himmelspforte mit folgenden Worten begrüßt habe: „Süh, Hermann, büs du dor! Kumm man in! Süh, ik häv mine Löwen und Bären in'n Mönstersken Zoo achter laoten moßt, so laot Du dien Piepvögel uk man an'n Dümmer!"

Heinrich Schürmann

Landesbibliothek Oldenburg

Das Herrenholz

EIN UNBEKANNTES PARADIES

Das Herrenholz mit seinen anliegenden Waldungen Freesenholz und Holterhagen gehört zweifellos zu den floristisch interssantesten Gebieten unserer Heimat. Kaum ein Spaziergänger verirrt sich dorthin, und seine Wunder werden, wachsen und reifen in stiller Unberührtheit. Diese Abhandlung soll nur einen kleinen Ausschnitt bieten. Noch ist die Durchforschung dieser urtümlichen Wälder nicht abgeschlossen und bringt alljährlich neue Überraschungen. Lateinische Pflanzennamen wurden auf ein Mindestmaß beschränkt, um den ungeschulten Leser nicht zu verwirren.

Das Brautgewand tragen die Wälder im zeitigen Frühjahr. Es ist gesponnen aus Myriaden von Primeln und Veilchen, Milzkraut (Chrysoplenium alternifolium) und Moschuskraut, Anemonen und Scharbockskraut. Was uns besonders gefangen nimmt, ist die märchenhafte Fülle, die das Auge kaum eine Begrenzung finden läßt. Wirft dann die Sonne ihre Goldkringel durch das noch kahle Geäst, so gleißt es, als hätten die Waldgeister ihre Schatzkammern geöffnet. Das Schlüsselblümchen zeigt noch zahlreiche Kreuzungen mit der sonst ausgestorbenen Acaulisform. Strichweise wuchert die düstere Einbeere (Paris quadrifolia), die im Herbst im Quirl ihrer 4 Laubblätter die sehr giftige, blauglänzende Beere trägt, als hüte sie einen Edelstein. (Bild 1).

Allmählich wechselt das Bild. Noch blühen vereinzelt die frühen Arten, da läuten schon die Maiglöckchen (Convallaria majalis), duftet der Waldmeister, grüßen Wiesenschaumkraut (Cardamina pratensis) und Salomonssiegel. Das Bittere Schaumkraut (C. amara) gesellt sich hinzu, und wenn wir Glück haben, finden wir bei Gold-

Bild 1: Blühende Erdbeere

Landesbibliothek Oldenburg

stern (Gagea spathacea) und Lungenkraut (Pulmonaria offic. obscura) auch das Waldschaumkraut (C. flexuosa). Dann wieder leuchten Vergißmeinnicht und Goldnessel in satten Polstern. Das Waldbingelkraut (Mercurialis perennis) verbirgt sich im Schatten.

Mittlerweile blühen auch Pfaffenhütlein, Hartriegel (Cornus sanguinea), Traubenkirsche (Prunus padus und vereinzelt serotina) und Weißdorn. Die Bäume kleiden sich grün und die Farne erwachen. Gleich in 9 Arten treten sie auf den Plan: Frauenfarn, Dornfarn, Rippenfarn, Adlerfarn, Tüpfelfarn, Bergfarn, Wurmfarn, Buchenfarn und Eichenfarn, jede Art an ihrem besonderen Platz oder auch wohl in Gemeinschaft der anderen, nicht in Kümmerformen, sondern in stolzem, herrlichem Wuchs.

An Bäumen und Sträuchern ist einfach fast alles zu finden, was Norddeutschland an Arten zu bieten hat. Der satte Lehmboden läßt sie in strotzender Kraft gedeihen. Du findest dort üppige Stechpalmen, Pfaffenhütlein bis zu einem Umfang von 80 cm und uralte Haselnüsse, deren Zweige sich aus unglaublicher Höhe harfenförmig zu Boden neigen. Bild 2 zeigt eine Hainbuche mit biblischem Alter aus dem ehrwürdigen Hudewald an der Twillbäke, inmitten eines Teppichs aus Anemonen. Sogar einen richtigen Urwald mit riesigen Eichen und Rotbuchen sehen wir beim Forsthaus.

Der Spätsommer gehört den Körbchenblütlern und Doldengewächsen. Als einzige Seltenheit wäre hier wohl der Sumpfpippau (Crepis paludosa) zu nennen. Er fruchtet bereits im August. Ganz vereinzelt fand ich das Raukenkreuzkraut (Senecio crucifolius), das hier wie der massenhaft auftretende Mittlere Klee (Trifolium medium) die nördlichste Grenze erreicht. Sonst sind es nur die bekannten Arten; aber sie geben einen herrlichen Farbkontrast zu den großblumigen, nesselblättrigen Glockenblumen (Campanula trachelium), die in verschwenderischer Fülle den Boden besonders im „Breiten Bruch" und Freesenholz bedecken. Dieses herrliche Gartengewächs scheint im Gebiet ursprünglich zu sein. Springkraut, Hexenkraut (Ciscaea lutetiana) und die Breitblättrige Sumpfwurz reihen sich ein. An frühblühenden Orchideen begegnet uns nur vereinzelt die Vogelnestwurz.

Ganz überraschend fand ich in diesem Sommer das Bastardhexenkraut in einer Ausdehnung von mehreren hundert qm. (C. intermedia). Im Freesenholz besitzen wir

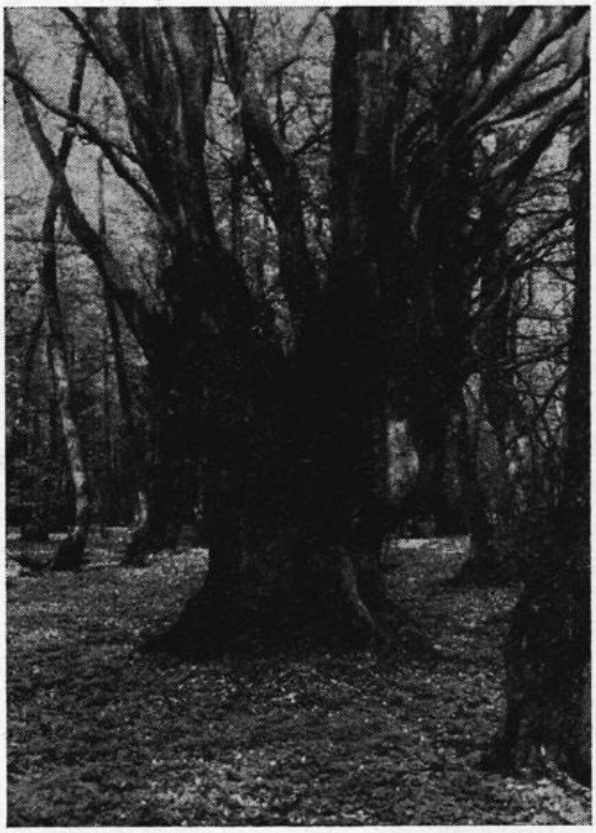


Bild 2: Hainbuche

Bild 3: Bastardhexenkraut

Landesbibliothek Oldenburg

Bild 4: Stechginster im Schnee

jetzt den einzigen in Norddeutschland bekannten Standort, nachdem die zwei anderen bei Molbergen und im Rasteder Park, wie W. Meyer mir mitteilte, erloschen sind. Ich konnte ihm gleich einige Exemplare für den Botanischen Garten zur Verfügung stellen. (Bild 3). Das Gebirgshexenkraut (C. alpina) fand W. Meyer selbst 1951 an der Twillbäke. Davon gibt es noch 2 Fundorte im Hasbruch und bei Dingstede (jeweils nur 1 qm).

Die Laubverfärbung im Herbst ist ein Schauspiel von ganz besonderer Wirkung und zieht stets die Naturfreunde in ihren Bann. Dann erscheint auch das Tausendgüldenkraut, und nun geht der Wald schlafen. Ein Tag aus seinem imposanten Lebensrhythmus ist vergangen. Die letzten Korallen des Pfaffenhütleins fallen zur Erde, da beginnt der Stechginster sich zu regen (Ulex europaeus). Aus dem Schnee heraus grünen die drohenden Dornen und leuchten die großen, dunkelgelben Blüten. Im November öffnet sich der unterste Knospenkranz. In den folgenden Monaten wandert der zarte Blütenflor weiter. Im April oder Mai endlich schmückt er die Spitze mit einem rotgoldenen Krönchen, wenn bereits der neue Frühlingsreigen die Wälder durchtanzt. (Bild 4).

Das Herrenholz ist ein Muster moderner, biologischer Forstwirtschaft. Wir brauchen keine Hubschrauber, die Wolken von Gift darauf niederträufeln. Das Unterholz und die vielen Mischkulturen bieten gefiederten Insektenvernichtern überreichen Brutraum. Auch die vom Förster Martens aufgehängten Bruthöhlen werden eifrig benutzt. So klingt es und blüht es im Schatten der sagenumwobenen Baumkronen, jahraus, jahrein. Wann kommst du, werter Heimatfreund, auch hier Deine Freude und Erholung zu finden!

Johannes Wagner

Rund üm dat Brögeler Mauer

„Im Anfange erschuf Gott den Himmel und die Erde!" so hett dat in dei Bibel, un dat iß wisse wor, wen't uck al lange her iß. Un as hei den Anfang man har, heff hei noch seß Daoge bruket, dat ales up dei Stäe köm, wo dat so wäsen schull. Den leßden Dag was hei mit väle Engels ünnerwägs äöwer dei ganze Welt; wen dor hir un dor noch eiß'n Stück tüsken leg, wat nich ganz mitkaomen was, dan kunn dat noch inrenket werd'n. Dat was usen Herrgott ganz klaor, dat dei ganze Erd'n ein Paradis för dei Mensken afgäben schull.

So gägen dei Middaogstid köm use Herrgott in dei Lohner Gägend bi Brögel an un stünt mit'n maol vörn langen Waoterpaul. Helsken lang was dei un güng ganz van Damme bet achter Goldenstä. Nu har hei al bi England un dor ümtau väle Waoter seinen un mende tau sine Engels: „Dor gintern iß Waoter genaug, dit hir, dat mäöt't wie tauwassen laoten; dor seie wi Törfmoß in, dat starwt unnen af un waßt baoben wedder nao. Unnen, dat werd schwatten Törf taun Beuten, un baoben, dat werd dei witte Törf, den mäöt't dei Görners hebben as Blaumenerden för äre Alpenrausen un Orchideen!" Un ale dei Engels hüpkeden vör Freide un segen dat ganze Lock al vull van Orchideen un wassen heil fro, as use

Landesbibliothek Oldenburg

Herrgott sick'nen Ogenschlag unnern Boom settede; van ale dat Planten un Warken wör hei meue word'n un so'n Strämel van Middaogsschlaop was üm wol tau günnen.

Unner dei Wile steken dei Engels äre Köppe tausaomen un äöwerläen, wo sei ären Herrn helpen kunnen. Un dan hannig ant Wark! Sei gröben dor eine Bäke dör, dat iß dei Hunte, un löten dat Waoter nao baoben aflopen. Wor dat ein bäten dröge wüdde, füngen sei an tau knäen un tau stampen, tau liken un tau hacken, man dor bleben noch Pötte un Kulen. Schlacke sünd sei nao'n Dümmer henflaogen un hebbt van dor noch välen Modder haolt, so väle, dat dor ein grot un deip Lock van köm. Nu haren sei ale Pötte lik krägen un freieden sick. Man dat dürde nich lange, dun fünk dei Dreck an tau läben un fleiede wedder utenänner; wat sei uck grepen und mödden, dor was kinen Stön in tau krigen. Sei haren in ären Iwer dei Spurenelemente vergäten, un dei mäöt't dor bit Anmengen forts mit tüsken; wen dei Moore man lange genaug steit, dan settet sick dat van sülwst, man dor käönt wol dusend Jaore up hengaonen, un so lange kunnen dei Orchideen nich täuben.

So was dat ein Glück, as Gott Vaoder wer in dei Höchte köm. Hei kek dei flitigen Engels tau, un dei segen rein nüdlick ut; wat dei wecken wören, dei haren noch ein bäten wat Wittes. Man dei Schelle, wor sei mit räket haren, köm nich. Dei Herrgott lachede sick einen un sä: „Kinner, Kinner, nu man fix reinen Sand her, finen ow graoben, un dan van düsse Site un van Güntsit Barg an Barg, dan iß dat Fleien vörbi!" Do wedden sei aower grannig un kitske. Nao ale Siten stöben sei utenänner un söchden sick Sandlöcker un schrappeden finen Sand un graowen Sand un nömen uck lütke un gröttere Steine mit, so as dat jüst köm. Dicht bi dei Morrebäke düsse Kante van dei Vechte stünt dei erste Engel un löt den Sand ut sine vullen Schötten piddeln, un wat menste wol, dat günk üm jüst as dei Witwe van Sarepta, un hei kreg dor'nen richtigen Barg van taugange. Un'nen Schmäte Wäges wider nao Lohne tau knuxede noch ein Engel; hei drög aower schwaor un kunn bolle nich wider. Up einmaol blew hei staon'n un kritskede lut ut; üm wör dei Schötten tweiräten, un ein ganz dicken Stein pulterde herut un ale dei Sand up einmaol achternao. Hei wull aower uck'n hogen Barg hebben un nich so'nen breien un platten un heff solange mit Hände un Feute kratzt un schaoben, dat dor'nen richtigen Knüwel van wedde; man ein bäten lang blew hei doch, un dei Stein — och dei kunn jo liggen bliwen, dei kunn uck wol Morre meuten. Un noch ein paor Trä wider, dor stünnen veier Engels in'n Krüz, un tau dei veier Barge segg man van daoge noch Krüzbarge tau; dei staot sicher un laotet nicks Schwattes dör. Einen Engelsträ wider un so'n bäten sitaf vant Mauer weg wassede noch ein Barg in dei Höchte, un dei Engel kreg dor einen richtigen Hümpel van mit'n leifiget Afdack nao unnen tau. Vör luter Freide plantede hei dan up dei Töppen bäten wat Strukwark an, wat richtig anwassen iß. Un so günk dat wider aowern Lünsbarg, den Täwenbarg, den Grevingsbarg, dei beiden Bullenbarge, den Hambarg, den Kokengenbarg bet an den Windbarg an dei Steinfeldsken Grenze un van dor wider bet ganz nao Damme hen Nao düsse Site kunn kine Morre mer wegfleien. Up dei Äöwermauerssite wassen uck Engels taugange. Sei haren eine Sandkule funnen un wullen nich Barge maoken, ne, dat schull ein Sandäuwer weren, ganz hoch un mögelk bet an dei Sünne. Dei Wall hett van Daoge noch „Up dei hogen Sünn", un dat Lock, wor dei Sand uthaolt iß, dat het „In'n deipen Winkel". Nu kunn sick dei Morre in den ganzen Gestrich van achter dei Vechte bet Deifholt un Damme setten, wat sei uck forts dö.

As dat nu so wit wör, nöm Gott Vaoder sick up un schwäwede mit dei Engels nao Güntsit tau. Midden äöwert Mauer hült hei einen Ogenschlag an, kek herdaol und seiede äöweral ganz finen Moßsaomen nao unnen. Un wedder'n Ogenschlag, dun was't ale greun. Dat seg nüdlick ut. Noch einmaol wisede hei mit dei Hand nao dei Lohner Site hen, un ale Barge un dei ganze Gägend kregen Böme, Eiken, Beuken un Linden un an dei Mauersite Wäen, Ellern un Barken un dorvör Brümmelbern, Brümmelbern; Väögel und dei Westenwind hefft löterhen dat Saot van dei Böme un dat Strukwark wider int Mauer hendraogen. As use Herrgott dun nao dei Äöwermauerssite kek, weihede üm dei Osterhaor scharp in tau meute. Dei kolle Wind aower kunn dat Moß wol Schaoden daunen, und dat schull hei nich. „Mehr Holt! Mehr Holt!" sä Gott Vaoder, wisede mit dei Fingers dorhen, un Bom köm bi Bom, väle dusend. Dat sünd van daoge dei Mehrholter Büske.

Landesbibliothek Oldenburg

Up Güntsit kömen ale wedder tausaome. Man wat segen dei wecken ut! So kunn dat nich widergaonen. Dei sick nich rein tau schmüllerig maoket haren, schüddelden un kloppeden sick gägensitig ut un wiskeden sick ornlick af; dat wör dor, wor van daoge Aopwisch ligg. Man dei meisten müssen äre Schötten dört Waoter trecken, un dat kunnen sei in'n Dümmer. Ünner dei Wile haren dei ännern ein Für anböt, dat ales wedder schlacke updrögen kunn. Ein Hopen Asken iß dorvan äöwerbläwen. „Bi'n Aschen" segg man tau dei Gägend, un wen man dor den Bodden bekik, kann man dat noch seinen. As sei nu ale fred wören, günk't wider. Ein Engel drög einen Püt mit Heide- un Machangelsaot; in dei Gägend van Lüneborg schull noch ein Paradis kaomen.

Bi ales mott man aower tweimaol räken, un so günk dat uck mit dat Mauerparadis. Dei Himmelsschaor was noch man geraode wäge, dun schlikede sick dei Saotan in Gestalt van den Oberdüwel Luzifer heran. Up'n Bössen zackeneiede hei van Damme bet achter Goldenstä ein paormaol up un af, un sin Gesicht wedde immer verdreitlicker. Man am verdreitlicksten was hei, as hei dei veier Barge in Krüzform tau seinen kreg. Junge, wat was hei fünsk! Sowat möß üm vörkaomen! Dat unschullige Mauer schull't büßen. Up den nächsten Barg bin Krüzbarg, up den mit den krusbewassenen Kopp, löt hei sick daol, trappelde vör Wut den Töppen platt un eulde sick 'nen Lock nao unnen, bet hei dat Höllenfür feulde. As hei sick ornlick wältert har, röp hei tein Düwelkes nao baoben un brusede mit är äöwert Mauer un sä: „Maokt't mi nao!" Hei susede nao unnen un tret mi sinen Perefaut dör dat greune Moß ein deipet Lock in den Mauergrund, hüpkede wider un tret un tret. Un dei Düwelkes möken üm dat nao. Paormol seten wecke faste; wat hebbt dei spaddelt un räten, dat Pickmauer iß kläwerig. Ale Dobbenpötte löpen mit Waoter tau, un wassen will dor nicks, dat Waoter iß düwelssur. Hen un wer sütt man noch wol eiß Schniders un Neiesken, Hundekräöpels, Zippen, Fürecksen, giftige Krüzottern un änner Kruptüg, man Fiske nich. Hägelämmkes, dat Brämer Föllen, dei Jütjüt, Krickhäksters un lütke un grote Tüten fleiget vörbi, sei käönt dat Waoter nich eis ruken, un wel dorvan drinkt, krig dat Rummeln in'n Buk un werd krank achternao. Wat was dat Orchideenparadis gräsig verschannelt!

As dei Düwels är Verneilen farig haren, kreg elkeine in'n Mauer sine Stä, dei eine in Südlohne, dei eine in Krauge und so wider un uck up dei Güntsite. Dei Hauptdüwel aower blef upn Höllbarg — van daoge hett hei Hallberg — hei kunn sick vant Krüz nich freimaoken. Nachts strikt sei dört Mauer, enkelt för sick. Sei hebbt sick lütke Bentbülte un gröttere Mäuerkbülte plantet, dor käönt sei up staonen un sitten, un mangers stickt sei up dei leipsten Pötte ein wunnerlick Luchten an, dat Irrlicht. Gao dor nich hen!

Sit dusend Jaore iß dat stille worden int Mauer. Eine Tidlang dreben dei Hexen, dei ja uck tau dei Düweleie hört, up den Höllbarg noch är Spill, un dat iß nu uck vörbi. Wo köm dat? Dat iß licht tau seggen. Einmaol klüngen van Lohne, van Steinfeld, Damme, Deifholt, van Drebber, Oythe un Vechte dei Karkenklocken äöwert Mauer, un dat kann kin Düwel hören; un dan schöben sick van Lohne her nao use Site dei Mensken bet ant un int Mauer herin un setteden an dei Wäge billge Krüze. In dei Hölle hört man kine Klocken lüen un sütt kine Krüze.

Use Brögeler Burschupp aower heff ären Naomen vant Mauer krägen. Brögel hedde freuer Brogelo, un dat bedütt soväle as Bruchgehölz. Wi aorbeitet us immer wider int Mauer herin, schmitet al bolle dei leßden Düwelslöcker tau un krigt up dei Dur ganz sicher dat, wat use leiwe Herrgott van Anfank al wull: Ein Orchideenparadis!

Clemens Tombrägel

Anekdoten

Lüttket Mißverständnis

Ein Junge kump in dei Apteike: „Ick wull woll Lusepulver hebben!" „För wo väle?" fraogt dei Apteiker. „Jao, tellt heww wie se nich!"

Dat Jagdglück:

„Vandaoge heff ick kienen Haosen krägen," segg August tau sine Frau. „Dat wunnert mi gaornich," segg sei, — „du haast jao uck dine Geldknippen vergäten!"

Hei wullt genau wäten

„Wat sütt jau Hund jo maoger un elend ut?" „Hei frett nix!" „Worüm frett hei dann nix?" „Wi gäft üm nix!" „Worüm gäf ji dat ame Deiert dann nix?" „Wie hebbt nix!" Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkundliches Silbenrätsel

Aus folgenden Silben bilde 38 Wörter aus der heimatlichen Natur. Die ersten und sechsten Buchstaben eines jeden Wortes, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Ausspruch, den die Fee der heimatlichen Natur uns zuruft (ch und ck = ein Buchstabe).

aal — ak — an — as — ball — be — bek — blatt — boom — cher — chi — chri — christ — de — del — der — dor — dorn — drei — e — el — en — en — en — er — erd — erd — farn — farn — fen — fer — fer — fett — gal — gall — gel — gel — gen — ger — ger — gun — hen — ho — i — ihl — ka — kas — kä — kä — ken — ker — kraut — kro — kruud — kruud — len — len — len — lern — ling — lun — lun — mei — men — mie — mo — moß — mous — nach — ne — ne — ne — nel — nen — ni — nies — ohr — öl — or — rain — rauch — re — re — ro — roß — roß — sän — schleh — schnee — se — seln — si — sig — sta — ster — strei — strich — stus — sur — swiens — tau — thee — thi — ti — ul — vo — vö — wald — wurz — wurz — zahn — zei — zi — zwerg.

1. Labkrautgewächs in schattigen Laubwäldern zum Würzen der Maibowle. 2. Kleine, flache, breite und lichtscheue Krebstiere, die gern unter Steinen leben. 3. Plattdeutscher Name für die in Niederungsmoorsümpfen lebende wilde Kalla oder das Schweinekraut. 4. Hochdeutscher Name für die kriechende und im Frühling blühende Pflanze mit blauen Lippenblüten „Kiek dörn Tun". 5. Plattdeutscher Name des an schlammigen, überschwemmten Ufern von Teichen, Tümpeln und Seen wachsenden Strandling. 6. Durch ihr summendes Meckern bekannte Sumpfschnepfe. 7. Anderer Name für das als gutes Futtergras bekannte Wiesenlieschgras. 8. Ein gelbgrüner Finkenvogel, der an schwankenden Zweigen der Erlen geschickt wie eine Meise umherklettert und als Stubenvogel beliebt ist. 9. Plattdeutscher Name für den in schattigen, humusreichen Laubwäldern gesellig wachsenden Sauerklee. 10. Sehr seltener, an Kirchhofs- und Burgmauern wachsender Farn (z. B. in Cappeln, Ihorst, Lindern). 11. Eine um Weihnachten in Gärten weiß blühende Blume. 12. Stahlblauer Blasenkäfer, scheidet bei Berührung einen gelbroten Saft aus (Maiwurm). 13. Ein anderer Name für Christrose. 14. Eine auf feuchteren, torfigen Böden der Heiden vorkommende Pflanze mit schönen blauen Blüten. 15. Eine an Rainen und Wegrändern vorkommende, häufige, meterhohe Staude mit fiederig beblättertem Stengel und langgestielten Köpfchen in dichten goldgelben Doldentrauben. 16. Plattdeutscher Name für unsere Erle. 17. Vögel, die zur kalten Jahreszeit scharenweise auf Nahrungssuche durchs Land streifen. 18. Plattdeutscher Name für die großen Kalkmangel und sauren Boden anzeigende Unkrautpflanze „Knäuel". 19. Blasenähnliche Auftreibungen an den Blättern der Ulme. 20. Dickblattgewächs, auch als Zierpflanze für sonnige Plätze bekannt. 21. Larve des Maikäfers. 22. Welcher überall bekannte Baum wird in den Mittelpunkt der Beobachtung der 8 phänologischen Jahreszeiten gestellt? Seine Blüte leitet den Vollfrühling ein. 23. Auf Heiden und an Waldrändern wachsendes Gras, benannt nach der an der Spitze dreizähnigen äußeren Deckspelze. 24. Zusammenfassender Name für Nachtigall, Rotschwänzchen, Rot- und Blaukehlchen im System der Vögel. 25. Die im Erlenbruchwald lebende Sängerkönigin. 26. Plattdeutscher Name für unsere bei der ordnungsmäßigen Reinigung der Gewässer für längere Zeit verschwindenden Laichkräuter. 27. Rauhblattgewächs in den humosen Laubwäldern (z. B. Herrenholz, Cappelner Bruch) mit blaßroten, später blauvioletten Blüten. 28. In Hecken und Gebüschen wachsender, leider immer seltener werdender Strauch mit langen Zweigdornen und blauschwarzen Früchten. 29. In feuchten Gebüschen wachsender Strauch mit unfruchtbaren Randblüten und leuchtendroten Beeren, auch als Zierstrauch beliebt. 30. Plattdeutscher Name für den an feuchten Stellen wachsenden brennenden Hahnenfuß, weil er an Orten wächst, wo die Egelarten sich befinden. 31. Volkstümlicher Name für den feuchtigkeitsliebenden großen Stechginster, der besonders häufig im Herrenholz vorkommt. 32. Lästigstes Unkraut im Garten, da es sehr schnell die Samen ausstreut. 33. Pflanzenfamilie mit eigenartigen, farbenprächtigen Blüten, mit sehr vielen Arten in den Tropen als Epiphyten auf den Bäumen wachsend; nur einige wachsen bei uns und werden immer seltener. 34. Rosengewächs, gelbblühende Staude mit nelkenartig riechendem Wurzelstock. 35. Baum- oder strauch-

Landesbibliothek Oldenburg

artiges Gleißblattgewächs und hochgeschätzte Heilpflanze, früher in Bauerngärten ein heiliger Strauch. 36. Eingeschlepptes, dem Mohn und Lerchensporn verwandtes, kleinblütiges Kraut (Kalkfreund), benannt nach der Farbe der Blätter. 37. Häufigster Mistkäfer, gräbt seine Brutröhren unter Düngerhaufen. 38. Gut tauchender Schwimmvogel.

(Auflösung des vorstehenden Rätsels am Schluß des Kalenders.)

Josef Hürkamp

Auflösung des vorjährigen heimatkundlichen Rätsels:

1. Handorf
2. Herrenholz
3. Sagterems
4. Langfoerden
5. Dersagau
6. Hunte
7. Hollen
8. Baumweg
9. Tecklenburger
10. Bleichhütte
11. Reuterweg
12. Küstenkanal
13. Garther Heide
14. Alkoven
15. Duemmer
16. Bleiburg
17. Flottsand
18. Steinmeteorit
19. Wulf
20. Dalinghausen
21. Esch
22. Buchweizen
23. Dersaburg
24. Zinnteller
25. Windmuehle
26. Soeste
27. Buehrener Tannen
28. Auf dem Desum
29. Lindern
30. Hoffmannshof
31. Schwichteler
32. Naturschutz
33. Niemann
34. Dammer Berge
35. Füchtel
36. Visbek

Der Spruch befindet sich am Vordergiebel des Hoffmannshofes im Museumsdorf und lautet:

In Gottes Namen fang ich an,
was mir zu thun gebuehret.
Mit Gott wird alles wohlgethan
und glücklich ausgefuehret.
Was man in Gottes Namen thut
mit glaubensvollem Sinn und Muth,
das muß uns wohl gedeihen.

Niederdeutsches Sprachgut

in den Familiennamen des Oldenburger Landes

Unsere germanischen Vorfahren gaben ihren Kindern recht sinnvolle und wohlklingende Namen, die in der großen Mehrzahl aus zwei Wortstämmen bestanden, und nur wenige wie Ernst, Hugo, Karl waren einstämmig. Alle diese Namen waren Wunschnamen und enthielten für den Neugeborenen einen Segenswunsch, etwa derart: er möge hochwertige Eigenschaften erwerben und dadurch ein Held und echter Germane werden. Der große altgermanische Namensschatz war aber nach und nach durch die ständige Bevorzugung bestimmter Namen sehr stark zusammengeschrumpft, obwohl neben den Vollnamen auch noch viele Kurznamen und Koseformen vorhanden waren. Später kamen die mit dem Christentum auftretenden kirchlichen Namen hinzu. Diese wiesen im Gegensatz zu den altgermanischen Namen immer auf ein biblisches oder ein besonders frommes Vorbild aus dem christlichen Leben hin. Es waren also Vorbildnamen, aber fremdsprachiger Art, denn sie entstammten der hebräischen, griechischen oder der lateinischen Sprache. Aber immer herrschte zunächst die Einnamigkeit, was ja auch genügte, da das Leben sich noch in engen Kreisen bewegte. Doch mit der Zunahme der Bevölkerung — die schließlich zur Städtegründung führte — und der damit zusammenhängenden Entfaltung von Handel und Gewerbe entstanden verwickeltere Rechtsverhältnisse, so daß die vielen Träger des gleichen Einzelnamens nicht mehr klar von einander unterschieden werden konnten. Jetzt war die Notwendigkeit entstanden, zuerst den Stadt-, bald darauf aber auch den Landbewohnern zu dem einen Namen noch einen Zweitnamen beizufügen.

Im niederdeutschen Gebiet ist diese Art Namen in der Hauptsache erst im 14. und 15. Jahrhundert entstanden. Eine solche

Landesbibliothek Oldenburg

Zweitbenennung schuf man am natürlichsten durch die Beifügung des Vaternamens. Ferner unterschied man die gleichnamigen Personen durch Benennung nach dem Herkunftsort oder der Wohnstätte, dann nach dem Beruf und schließlich auch nach einer auffallenden körperlichen oder geistigen Eigenschaft und nach jedem sonstigen auffallenden Merkmal. Wenn sich nun diese Zusätze von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, wurden sie zu Familiennamen. Aus diesen angeführten Quellen flossen alle Familiennamen, auch die des niederdeutschen Sprachgebietes, von denen hier besonders die Rede sein soll.

1. Familiennamen aus altgermanischen und kirchlichen Taufnamen.

Zwei Namen — der Vatername und der Name des Großvaters — wurden vereinigt. Beide Bestandteile waren Kurzformen aus altgermanischen Vollnamen, aber es kam auch vor, daß ein altgermanischer Name mit einem kirchlichen Namen und umgekehrt zusammengesetzt wurde. So entstanden Familiennamen wie: Henkenbehrens (Johannes und Bernhard), Ottenjann (Otto und Johannes), Janotte. Besonders Kurzformen lassen sich in dieser Weise leicht zusammenstellen. Oft wurde dem eigenen Namen ein Zusatz angehängt, der die Sohnschaft andeutete. Der unveränderte Zusatz — sohn hat sich in Deutschland nur wenig gehalten, aber die geschwächte Form — sen ist in Holland und Dänemark und in den angrenzenden Gebieten weit verbreitet, so auch im Oldenburgischen: Andersen (Sohn des Andreas), Asmussen (Erasmus), Chrisiansen, Cornelssen (Cornelius), Friedrichsen, Hansen, Jansen, Janssen, Janßen, Johannsen, Johnsen (Johannes), Jürgensen, (Georg), Matthiesen (Matthias), Tönniessen (Antonius). Noch häufiger sind die einfach genitivischen Namen auf -es und -en: Addicks (Adolf), Alfs (Adolf oder Alfred), Allmers (Adalmar), Berens (Bernhard), Johans, Friedrichs, Harms (Hermann), Oltmanns, Wessels (Werinhart, Werner), Willms (Wilhelm); Claasen (Nicolaus), Eden (Eduard), Lübben (Liutbert). Zahlreich sind auch die Familiennamen mit der niederdeutschen Verkleinerungssilbe -ke: Engelke, Heinke, Henneke, Hermke, Gieske, Jantke, Siefke (Siegfried). Diese Endsilbe wurde zu -ken und -kens: Engelken, Gebken (Gebhard), Heinken, Oetken, Harmkens. Das Anhängsel -ing bezeichnet die Sohnschaft, aber auch die Sippschaft: Cording (Kurt), Detering (Dietrich), Friedering, Hansing, Hermening, Henking, Harding (Gerhard), Wieting. Koseformen sind die Familiennamen mit der Endung -mann: Dettmann, Dittmann (Dietrich), Diermann, Diezmann, Engelmann, Franzmann, Friedemann, Giesemann, Hannemann, Hansmann, Hinzmann, Klusmann (Klaus), Lüdemann, Paulmann, Petermann.

2. Familiennamen nach dem Herkunftsort und der Wohnstätte.

Hier begegnen wir Namen niederdeutschen Klanges in großer Anzahl. Der Abstammungsname wurde mittels „von" dem Personennamen beigefügt. Dieses Verhältniswort ging aber bei den bürgerlichen und bäuerlichen Familien meistens bald verloren, nur der Adel hat es bis zur Gegenwart beibehalten. Man bezeichnete den Zugezogenen einfach mit dem bloßen Ortsnamen oder hängte diesem, ihn dabei manchmal verkürzend die Endung -mann an. Zusammensetzungen mit brock, di(c)k, dorp, hoff, holt, husen, kamp, pohl (Pfuhl) usw. lassen ohne weiteres die Stammheimat erkennen. In Familiennamen erscheinende Verhältniswörter wie achter, bi, voer, to, up, ut, u. a. sind Merkmale dafür, daß die ursprüngliche Wohnstätte innerhalb Niederdeutschlands zu suchen ist.

Familiennamen dieser Art: Lanwe(h)r, Langfermann (Landwehr = Grenzbefestigung), Ganseforth (Furt = Flußübergangsstelle), Schierloh (Grenzwald), Bredendiek (am breiten Deich), Fischbeck (Fischbach), Hülsebus (am Stechpalmenbusch), Ohlrogge (ein westfälischer Hofname), Aschenbeck (Eschenbach), Brockshus (Haus am oder im Bruch), Vagelpohl (Pfuhl, Tümpel, auf dem sich Wasservögel aufhalten), Gausepohl (Gänseteich), Averbeck (oberhalb des Baches), Imsiecke (Siek = feuchte Niederung), Köhntopp (Ortsname Köntopf/Köslin), Thormählen (zur Mühle), Tombrink (Brink = Grashügel), Bavendiek (oberhalb des Deiches), Ledebur (Wüstung bei Tecklenburg), Niermann (in der Niederung wohnend), Uptmoor (auf dem Moor), Bowensiepen (oberhalb der sipe = vom Bach durchflossene Wiese), Fahrholt (mehrfacher Ortsname Fahrenholz), Butjenter Butjadinger = außerhalb der Jade), Rietbrok (Bruch mit Reith, Schilf), Sadewater (Brunnenwasser), Schlobohm, Schlöhbohm (Schlehe), Torbeck (Bäcker am Stadttor), Zumbrock (zum Bruch).

3. Familiennamen nach dem Beruf.

Einen großen Einblick in mittelalterliche Arbeitsverhältnisse gewähren die Berufsnamen. In allen mit -maker zusammengesetzten Familiennamen haben wir mit Be-

Landesbibliothek Oldenburg

stimmtheit einen niederdeutschen Gewerbetreibenden vor uns. Für -maker finden wir oft auch ein schlichtes -mann. Die Berufsendung -er ist mehr in Oberdeutschland üblich. Schriefer (Schreiber, im Mittelalter meist Rechtsgelehrter, Notar), Höl(l)scher (Holzschuhmacher), Schomaker(s), Schoster, Schoknecht (Schuhmacher), Böedeker, Bödeker, Böttger (Böttcher, Büttner), Hutfilter (bereitet den Filz für Hüte), Grüttner (Grützemüller oder -verkäufer), Klockgether (Glockengießer), Möhlmann (Müller), Pieper (Stadtpfeifer), Fisser, Visser (Fischer), Stöver (besaß eine öffentliche Badestube oder war in einer solchen tätig; die Badestube spielte im Mittelalter eine große Rolle, öffentliche Badeanstalten gab es nicht), Tollgrewe (war Oberbeamter über die Zolleinnehmer), Rademaker (Stellmacher), Wefer (Weber), Schnittker, Schnittger (Tischler, Schnitzer), Scheper (Schäfer), Schipper (Schiffer), Mestemaker (Messerschmied), Döscher (Drescher), Brouwer (Brauer), Kettelhake (verfertigte die oft kunstvoll geschmiedeten Haken zum Aufhängen der Kessel, Töpfe über dem offenen Feuerherd), Schlüter (Schließer, Torwärter, auch Gefängnisaufseher), Pannebacker (Dachpfannenbrenner), Pottbacker (machte irdene Töpfe), Pottgießer (machte metallene Töpfe), Grapengeter (goß metallene Töpfe), Schöttler, Schötteldreyer (drehte Holzschüsseln), Drost(e) (Truchseß, Amtsverweser, Landdrost).

4. Familiennamen nach auffallenden Eigenschaften und Merkmalen.

Auffallende körperliche oder geistige Eigenschaften, auch Merkmale hinsichtlich Kleidung, Lebensgewohnheiten, Beschäftigungsart, Ausdrucksweise usw., gaben oft Anlaß zu einem Beinamen, der, wenn er erblich geworden war, Familienname wurde. Schnell war auch ein Vergleich, meist aus der Tierwelt entnommen, zur Hand. Zu diesen gehören auch die sog. Satznamen oder auch Befehlsnamen, weil in ihnen ein kurzer Befehl steckt, der meist nur aus zwei kurzen Wörtern zusammengezogen wurde. Düwell (Teufel, Darsteller eines solchen in den mittelalterlichen Volksschauspielen), Kortlang (der lange Kurt, Konrad), Korthals (hatte einen kurzen Hals), Lüning (Sperling), Grotjan (der große Johannes), Grote (Groß), Hartogh (Darsteller eines Herzogs in den mittelalterlichen Volksschauspielen), Wittrock (Weißrock), Wittkop (Weißkopf), Moldwurd (Maulwurf, ahd. Multwurf, Müllwefer, schles. Mondwurf, Mondwolf), Burfeind (Bauernfeind), Achnitz (achte nichts), Bötefür (mache Feuer an), Schlalos (schlage los), Griepenkerl (greif den Kerl — Übername für den Häscher), Schmietenknop (schmeiß den Knopf — Übername für den Schneider), Bliefernich(t) (bleibe da nicht), Drinkuth (Übername für den Trinklustigen), Fürchening (fürchte nicht — Übername für einen Unerschrokkenen), Gripentrog (greif in Trog — Truhe), Hotop(p) (Hut ab), Mackedanz (mache den Tanz — Übername für einen Tanzlustigen), Schlepegrell (Grelle = Spieß der Bürger und Bauern), Schneidewind (durchschneide den Wind — Übername für einen Landfahrer), Senkpiel (Feuerpfeil — Übername für einen, der durch einen solchen einen Hausbrand anstiftet).

Paul Szyska

Lach eis!

Dat Läben is schwor in use Tied, schwörder as fördem, as noch dei Mensken van'n frauen Morgen bett'n laoten Aobend knucksen mössen. In dei Hast un Jagd häbt dei Mensken kien Fieraobend mehr. Sei häbt kien Tied taun Schnacken un taun Lachen. Wat dei Sünnenschien för Planten un Blaumen, dat is dat Lachen fört' Menskenhärt, dorümme: „Lach eis!"

*

Vör Jaohren, as dei Kinner up'n Lanne noch kien Hochdütsk hörden, möß dei Schaulmester mit ehr Plattdütsk schnacken. Do kunn dei Lehrer mit dei unbedarften Bussen, dei schnackden, as ehr dei Schnuten wassen wören, noch mannigen Spaoß beläwen.

*

Ick beschnackde eines Daogs mit dei Lüttken I-Männekes den mensklicken Körper, halw hoch, halw platt. Wi seegen, dat Ogen un Ohren, Näsen un Mund ehren Zweck han'n. Ut Jucks frög ick: „Wecker Lüe häbbt tüsken Näsen un Mund uck noch wat?" Son krägeln Burnjungen sä: „Schnurrbort"! As ick wiederfrög: „Dei häw doch nu gor kien Zweck?" kek hei minen Schnurrbort an, sprüng up un röp: „Dat di dei Schnött nich in'n Mund löpp!"

*

Wat häw wi lacht! Dei groten Kinner han'n Spaß för fiew Minuten, ick för min ganzet Läben, un in dei Schaule wör Sünnenschien.

Ordins Job

Landesbibliothek Oldenburg

Selbstporträt des Malers C. H. M. Cooymans-Den Haag, der Jahre lang im südlichen Oldenburg wohnte und malte.

Baukweitenjannhinnerk

In miene Kinnerjohren gef dat in alle Hüse up'n Lanne morgens toun Fröistück erst'n richtigen Baukweitenjannhinnerk mit veier Stücke Speck dorin (Meßhöpe säen dei Burnlüe uk woll); dann güng'n dei Kinner nao re Schaule un dei groten Lüe an de Arbeit. Wi Kinner kregen jeder 'n halben Pannkauken un dann dor Brot (Schwattbrot) tau; dat „stünd vört Vaterland" sä man. — Disse Jannhinnerk wüdd van Baukweitenmähl backt, un den Weiten bauden dei Lüe sülben in'n „Gassenmauer" (Hochmoor). Bi Winterdag güng'n dei Lüe hen tou „Baukweitenland hacken": Erst wüdden lange Gräöbens dört Mauer trocken, bett an dei Kneie deip, dann wüdd dei Heidegrund mit'n Hacker ümhackt. Dei Hacker seeg bolle ut as so'n bögeden Torfspaont; dat öllere Land wüdd mit'n „Tinnenhacker" hackt. In sesse of säben Jaohr wör dat Land afbaut, dat hett:

Landesbibliothek Oldenburg

Dann wör dat Mull meist wäge, un in den Törf wull dei Weiten nich wassen; un dann stünd uk all foaken dat ganze Land vull van Untüg, besonners van Spirges (Spörgel), Stuven (Baldgreis, Senecio) un Reik (Knöterich, Polygonum). — Dat Hacken wör 'ne schwaore Arbeit un geef licht Quesen inne Han'n. Dei klauken Lüe möken sick gern so'ne Salben van Waß un Bomölge un schmerden dor dei Han'n mit in, dann schürde dei Stäl nich so daone. Ja, un dann bi Wind un Weer dor in'n Mauer staohn, kien Hütten of Schur, kien Busk of Boom, dat wör nich so licht; mancherein heff sick dor all'n Pliten weghaolt. — In'ne Maitied, so üm Himmelfaohrt, wörn dei Kluten wat afdrögt; dann wüdden sücke lüttke Höpkes upsettet of touhopehakt. Dei Lüe haolden dann van den Mauervaogt 'nen „Brennschien", un wenn so'n paor „felle Daoge" kömen, dann wüdden dei Höpkes anstickt. Wenn dei dann so richtig in Glaut wörn, wüdd dat Füer mit'n olle Schüppen ut'nänner schmäten, dat dei ganze Lapp'n owerbrennde. Deip brennde dat Füer nich in; ünner wör ja dat fuchtige Mauer. — Dat geef dann unbannig väle Rook, denn in'n Saoterlan'n un in'n Emslan'n un allerwägs, wor Mauerweiten baut wüdd, wör dat genau so, un so köm et, dat in dei Tied dei ganze Luft vull wör van Mauerrook, dei ower ganz Dütschland trück; „Haarrauch" sä'n dei Städter un möken 'n helsk krus Gesicht; so'n Röke gefüllt eer nich. — Use Mauerlüe wüssen dor nich väle van un freiden sick, wenn dat Land düchtig owerbrennde, dann wüß dei Weiten gout in dei Asken. (Wecke Lüe seiden in dei lesten Jaohrn uk woll all „Kunst" (Chili) up dat Weitenland, aower dann wüdd dei Frucht licht tou geil.) Up dat brennde Land wüdd „dei Weiten seiht" un mit hölpen Ägen inegget; Keihe un Peer kunn'n upt Mauer nich gaohn, dorüm mössen dei Lüe (meist twee Mann) dei Ägen trekken, un dat günk nich vansülben. Un dann köm et upt Glück an; dei Baukweiten wör vör Frost hellsk empfindlick. Wenn dei Weiten at lütk affröös, dann seihden dei Lüe woll toun twedden Maol; wenn dei Frost aower läöter inne Tied noch köm, dann harn sick dei Lüe för dat Jaohr ümsüß quält.

Ganz lebennig wüdd et in'n Gassenmauer in'n Sommer, wenn dei Weiten bleihde; dann bruste dat van Im'm, dei ganze Luft flög vull van dei fliedigen Dierkes, dei trücken so richtig at son groten Schwarm henn un her. — In'n Harwst wüdd dei riepe Weiten afmeiht; up dei Seißen wüdd dortou so'n besonnern „Jäger" stäken, dei Gaben wüdden nich bunn'n un uk nich upstellt, bloß af un tau ganz sachte ümmtrokken; dat wör so'ne nette Arbeit för dei grötern Kinner. Dat Stroh drögde man langsaom. Wenn et einigermaoten dröge wör, wüdd'n dei Gab'n mit de Koor'n (Schiebkarre) naon Damm schaoben un dor vörsichtig up'n Waogen packt un bi Hus uk ganz sachte afflaon, änners fullt tou väle Körn af. Dösket wüdd dei Weiten soforts of in'n Winter bi Frostweer mit'n Flägel. Bi dat Dösken mössen dei Lüe dei Hölske uttrecken, änners treen sei dat Körn twei; wi trücken dorbi geern olle Söcken (Schotthaosen!) üm dei Föite. Bi dat Stöwen geef et vull Kaff, dat kreegen dei Mutt'ns tou fräten. Dei reine Weiten wüdd upn Bääh'n gaoten, dat hei nich mulsk wüdd. Af un tou brochden dei Lüe 'n Schäpel Baukweiten nao're Mäöhl'n tou bühlen; dat griese Mähl geef dann den leckern Pannkauken mit den krossen Rand, un dat wör dei richtige Jannhinnerk. Dei ollen Mamm's verstünnen dat best, dissen Pannkauken so recht lecker tou backen; ick glöwe, dor köm manges „Mäusken" van'n Aobend vörher of'n Schuß schwatten Kaffee in, dat hei'n krossen Rand kreeg. Veier Stücke Speck up alle Fälle. Wecke Lüe bauden uk woll Baukweiten up schroen Sandboden, aower dei schöt licht int Krut un geef nich väle Körn, und dat Mähl knisterde licht tüsken dei Tänen. — In'n Mauer wädd hiertoula'n kien Baukweiten mehr baut un up'n San'n uck selten; väle Lüe in'n Mönsterlande kennt nich eis Baukweiten mehr. Nu giff et aff un tou noch woll Baukweitenmähl tou kopen; dat wedd maokt ut holstein'schen of russischen Weiten, so segget dei Möllers. —

Ick bliewe dorbi: So'n richtigen Baukweitenpannkauken is'ne leckere Maohltied un'ne däftige Kost.

Georg Vogelpohl

Lach eis!

As wi läöter all'n bitken läsen kunn, köm in'n I-Bauk dat Wort „Arche" vör. Dei Geschichte van Noe un sine Arche han sei all hört mit dei Groten, man ick dachte, dat schullen sei in Hochdütsk woll nich verstaohn häbben, und vertellde ehr dei Geschichte in „Missingsk" noch eis. Üm mi tau aowertügen, off sei dat nu begräpen han, frög ick: „Warum ertrank Noe nicht?" Do antwortde mi sone lütke Deern: „Hei ha kin Döst!"

Ordings Job

Landesbibliothek Oldenburg

Verbotene Genüsse

Wer heute mit Genuß seine Tasse Kaffee oder Tee trinkt, wird vielleicht über die hohen Steuern seufzen, die die Freude an diesen ermunternden Getränken eindämmen; aber er kann sicher sein, daß ihn im übrigen keine Obrigkeit dabei stört. So war es aber nicht immer. In einer Zeit, in der die Behörden sich berufen fühlten, auch das Privatleben weitgehend ihrer Kontrolle zu unterwerfen, war das Kaffeetrinken keine ungefährliche Angelegenheit. Das lehren uns die landesherrlichen Edikte v. 24. Aug. 1766 und vom 2. März 1768, die sich mit dem Verbot des Kaffee- und Tee-Trinkens befassen. Den Stadtbürgern zwar blieb ein solches Verbot erspart, dafür wurden die Bewohner des Landes umso strenger beschränkt, allerdings — wie die Verordnung dartut — zu ihrem eigenen Wohle, denn „durch den sich immer mehr ausbreitenden Gebrauch des Kaffees und Tees wird viele Zeit ohne Gewinn und Nutzen zugebracht, werden Knechte, Mägde, Tagelöhner und andere zur schädlichen Verschwendung ihres Lohnes verführt und zum Borgen angereizt"; aber auch die Tatsache, daß dadurch erhebliche Beträge ins Ausland gehen, wird nicht unerwähnt gelassen. So wird denn kurzerhand allen Bauern, Heuerleuten, Knechten und Mägden das Kaffeetrinken verboten. Drei Thaler Strafe kostete die Zuwiderhandlung, und einen davon bekam der Denunziant, dessen Name zudem verschwiegen werden sollte. Die Obrigkeit wollte ganz sicher gehen: damit das Verbot nicht umgangen werden konnte, durften alle, denen das Kaffeetrinken verboten war, auch keinen Tee oder Kaffee im Hause haben, kein Tee- und Kaffeegeschirr besitzen und schließlich nicht einmal gebrannten Kornkaffee trinken, da auch dies „nur der Umgehung des Gesetzes dienlich" wäre. Immerhin konnten aber auch Bauern und Heuerleute die Erlaubnis zum Kaffeetrinken erlangen, wenn sie, wie es etwas ärgerlich über die Uneinsichtigkeit solcher widerspenstigen Untertanen hieß, „sich zu ihrem eigenen Besten des Tee- und Kaffeetrinkens nicht enthalten wollten." Für zwei Thaler im Jahre gab der Amtseinnehmer ihnen einen Erlaubnisschein.

In dem weiteren Edikt von 1768 wurden einige Zweifelsfragen geklärt. Da heißt es, daß auch Chirurgen und Hebammen sich des Kaffees zu enthalten hätten, denn sie seien auch nichts anderes als Handwerker, und gerade für diese gelte das Verbot. Nur Gewandschneider, Seiden- und andere Stoffhändler, Weinhändler und Schildwirte mit ihrem Gesinde sollten von dem Verbot ausgenommen sein. Dagegen galt das Verbot auch für Kranke, denen Ärzte, Apotheker oder Chirurgen den schwarzen Trunk verordnet hatten; die Verordnung stellte kurz und bündig fest, die Ärzte hätten früher auch keinen Kaffee verordnet, überdies dienten die ärztlichen Verordnungen nur der Umgehung des Gesetzes.

Die gute, alte Zeit hat also auch ihre Schattenseiten gehabt.

Konrad Händel

Röbbelens Reiseerlebnisse

IM OLDENBURGER MUNSTERLAND 1840

Der vormals zu Rastede ansässig gewesene Färbermeister Friedrich Wilhelm Röbbelen verspürte in reiferem Alter in sich die Berufung, seinen bisherigen Beruf aufzugeben und das Fach der Schriftstellerei zu ergreifen. Er hatte die Lauheit und Flachheit der religiösen Empfindungen seiner Zeitgenossen genügend kennengelernt und beschloß, die kleine Schar der für Glaubensfreiheit und vertiefte Religiosität kämpfenden Ritter um ein Mitglied zu vermehren. Er entwarf den Plan zu einem Buch mit dem Titel „Forschungen in der Natur und am Firmamente" und brachte für dieses schriftstellerische Unternehmen außer einem guten Schul- und Berufswissen nur die Kenntnis eines populärwissenschaftlichen Wagnerschen Werkes „Erdenleben" mit; ferner zog er bei seiner Niederschrift dauernd Heises Fremdwörterbuch zu Rate.

Landesbibliothek Oldenburg

Voll Gott- und Selbstvertrauen gab er 1839 seine bisherige Beschäftigung auf und setzte sich an den Schreibtisch, ohne einen Verleger zu haben. Bald geriet seine zahlreiche Familie in Nahrungssorgen. Kurz entschlossen ließ er das erste Heft seines geplanten Werkes auf Kredit in Delmenhorst drucken und reiste über Land, um sein eigenes Buch zu verkaufen und zugleich Bestellungen für die nächsten Hefte zu sammeln. Mit Unterbrechungen war er in den Jahren 1839—1842 bald Schriftsteller, bald Buchhändler, bald Subskribentenwerber und kam auf seinen Reisen zu Fuß, mit der Postkutsche und zu Schiff durch ganz Nordwestdeutschland zwischen Ems und Eider. Seine Reiseerlebnisse veröffentlichte er 1844 unter dem Titel „Drei Jahre aus meinem Leben". Sie sind trotz vieler ermüdender und höchst gleichgültiger Betrachtungen im ganzen doch eine willkommene und wenig bekannte Quelle zur Kulturgeschichte der Biedermeierzeit im Nordwesten des Reiches und für die Heimatgeschichte noch nicht erschlossen.

Röbbelens achte Reise fand in der Zeit vom 1. bis 21. September 1840 statt und führte durch das Oldenburgische Münsterland. Mit geringer Hoffnung beseelt und mit 31 Groschen Reisegeld in der Tasche wanderte er auf gut Glück nach Friesoyhte. Wider Erwarten fand er für sein Werk an einem Vormittag 9 Subskribenten, fast das ganze „dortige für so etwas sich eignende Publikum", und so wanderte er schon nachmittags hoffnungsvoll nach Cloppenburg weiter. Der Weg führte durch einsame, unfruchtbare Heide- und Sandgegend, und sehr müde und fußkrank langte der Meister am Ziel des Tages an. Er fand Unterkunft beim Gastwirt Overmann. Trotz angestrengter Bemühungen gelang es ihm aber in Cloppenburg in 2 Tagen nicht, mehr als 8 Abnehmer für sein Buch zu finden. Die Herren vom Gericht wichen verlegen aus: man wolle sich erst noch mal darauf besinnen. Und da die Herren Beamten nicht den Anfag mit dem Einzeichnen machten, hatten die übrigen Privatleute kein rechtes Vertrauen zu der Sache. Auch die Bekanntschaft des Pastors Kohlmann in Cappeln und des Pastors Niemöller in Krapendorf nützte dem reisenden Schriftsteller nichts. So reiste er am 5. September „per pedes apostolorum" weiter nach dem freundlichen Flecken Löningen, wo er bei dem Gastwirt Theodor Meier logierte, der ihn sehr freundlich beherbergte. Die neue Kirche und der Massenandrang zum Gottesdienst machten auf den Protestanten, der von Rastede her so etwas nicht kannte, großen Eindruck, doch konnte er sich dennoch nicht mit dem Zwang zum Kirchenbesuch anfreunden. Es gelang ihm am Montag 9 Exemplare abzusetzen, und dann ging er nach Essen weiter, wo er 2 Subskribenten gewann, darunter einen jungen Arzt, Doktor Averdam. Dieser war erst kürzlich von der Universität zurückgekehrt, hatte aber schon einige verblüffende Heilerfolge aufzuweisen, so daß er beim gemeinen Mann als „Wunderdoktor" bezeichnet wurde. Er bekam bei einem Besuch in Löningen solchen Zulauf, daß das Haus seines Gastgebers von Kranken, die auf Wagen und Schiebkarren herbeigefahren wurden, förmlich umlagert wurde. Fast mit Gewalt mußte er sich freimachen und nach Essen zurückkehren, von wo aus er bald darauf nach Tettens im Jeverland übersiedelte.

In Quakenbrück glückte es Röbbelen in 1½ Tagen doch nur, 2 Subskribenten zu werben. Er setzte recht bedrückt am 9. September seine Reise nach Dinklage fort, wo der Amtmann Pankratz ebenso bereitwillig wie sein in Cloppenburg wohnender Vater sich einzeichnete. Der Graf von Galen fand bei Einsichtnahme in das Heft freilich des Verfassers Ansicht, daß die Erde nach geologischen Schlüssen weit über 6000 Jahre existiert habe, für nicht vereinbar mit den Aussagen der Bibel und lehnte deshalb den Ankauf des Buches ab. Der Pastor nahm Anstoß an dem Bemühen Röbbelens, religiöse Wahrheiten aus den Grundsätzen der Vernunft zu schöpfen, und meinte, er wolle den Überschuß seines Einkommens lieber den Armen zukommen lassen als diesem Buch. Trotz solcher Befangenheit auf der einen Seite gab es andrerseits auch in Dinklage vorurteilsfreie Leute, und so fanden sich doch 6 Abnehmer, darunter der Leutnant Keil (Gayl?), dessen Garten mit einer überaus reichhaltigen, prächtigen Georginenflora geschmückt war. Der Hausmann Bölling in Holdorf, ein sehr nachdenklicher Mann, wußte Röbbelens Interesse auf das mächtige Raseneisenerzvorkommen zwischen Löningen und Damme hinzulenken, aber an eine Ausbeutung war noch kein Gedanke.

Der Ort Damme machte auf Röbbelen trotz einiger romantischer Partien keinen guten Eindruck, da die Gebäude stark im Verfall begriffen waren. Einen ähnlich trostlosen Eindruck hatte der Verfasser nirgends im ganzen Herzogtum Oldenburg gewonnen.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Wirtschaftsleben beschränkte sich auf Leinwandhandel, doch die Qualität erschien ihm nur „ordinär", die Farbe zu „greis". Immerhin gelang es ihm doch, 7 Subskribenten zu finden, darunter einen jungen poetisch begabten Amtsschreiber namens Salen, der sich als Mitarbeiter der „Lesefrüchte" bereits einen Namen gemacht hatte. In freimütigem Gespräch vertrat dieser die Meinung, daß die lutherische Reformation sich infolge ihrer Kritik sehr heilsam für die katholische Kirche ausgewirkt habe. Auf dem Wege von Damme nach Steinfeld genoß der wandernde Schriftsteller sehr den schönen Blick auf die Dümmerlandschaft, wurde in Steinfeld aber etwas betrübt, als er nur 2 Bezieher zu finden vermochte. Ein Bramscher Tabakfabrikant lud ihn ein, einen Abstecher nach Bramsche zu machen; sie trafen erst am Sonntagabend in dem freundlichen Städtchen ein. Der ganze Montag ging mit Herumwandern von einem zum andern Adressaten hin, erst am Abend bissen 2 Lehrer auf das Angebot an. Besser ging es in Vörden, wo sich 6 Unterzeichner fanden, und in Neuenkirchen, wo 5 Subskribenten gewonnen wurden. Obwohl die Einwohner von Neuenkirchen teils katholisch, teils protestantisch waren und abwechselnd e i n e Kirche benutzten, lebten die beiden Konfessionen infolge der guten persönlichen Beziehungen zwischen dem Dechant Gieseke und dem evangelischen Pastor Krehe (Kreye?) seit Jahrzehnten in bestem Einvernehmen. Selbst unter den beiderseitigen Lehrern herrschte Eintracht, die sich auf die Schuljugend so günstig auswirkte, daß „das Unkraut der Intoleranz samt seinen Keimen fast gänzlich ausgerottet" war.

Der Weitermarsch ging nach Lohne, aber dieser gewerbefleißige Flecken, wo vier Federposenfabriken etwa 80 Menschen beschäftigten, stellte doch nur einen Buchkäufer. In dem nahe gelegenen Vechta dagegen vermochte Röbbelen in 1½ Tagen nicht weniger als 11 Subskribenten zu werben, wobei die katholische Geistlichkeit sich besonders wohlwollend zeigte. Allen voran unterzeichnete der Offizial Dr. Herold, und der Pastor Mertz brachte dem Lebensweg des Schriftstellers „edle Teilnahme" entgegen.

Im Begriff, nach dem 6 Stunden entfernten Wildeshausen zu marschieren, gedenkt Röbbelen noch eines mit Eifer betriebenen Gewerbes, der auf den unendlichen Heideflächen des Münsterlandes weit verbreiteten Schafzucht und der Verarbeitung der Wolle zu Garn und zu handgestrickten Strümpfen. Mit einem wahren Bienenfleiß ist das einfache Volk beschäftigt, seine kärgliche Existenzgrundlage zu verbessern; selbst auf dem Wege zur Feldarbeit und zurück wird das Strickzeug nicht aus der Hand gelegt. Abends sieht man oft die Dorfbevölkerung in ein oder zwei Häusern um einen brennenden Kienspan versammelt, emsig strickend, um sich die Zeit zu kürzen und Licht und Feuerung zu sparen. Anderntags kommt man in einer anderen Kate zusammen, und die Arbeit wird fortgesetzt.

Die Abnahme der Wolle, des Garnes oder der gestrickten Strümpfe liegt in der Hand von Unternehmern, die zu regelmäßig festgesetzten Zeiten ihre bestimmten Ortschaften und Wirtshäuser aufsuchen. Röbbelen beschreibt die Tätigkeit mit solcher Anschaulichkeit, daß wir ihn zum Schluß selber zu Worte kommen lassen wollen: Der Wollkaufmann „setzt sich morgens auf seinen Wagen und trifft um 8 Uhr in einem bekannten Lokal ein, woselbst er seine gefüllten Wollsäcke und seine Kontrolle abpackt. In einer Ecke der Diele oder in einem besonderen Zimmer schlägt er nun ohne weiteres für den Augenblick sein Büro auf, indem er die Waagschale passend anbringt, die Konten aufschlägt und die geöffneten Wollsäcke sowie aber auch vor allem den wohlgespickten Geldbeutel neben sich stellt. Vierzig und noch wohl mehr Leute haben ihn hier schon sehnlich erwartet, und das Wort der draußen Spähenden „He kummt, he kummt!" verbreitet sich von Mund zu Mund. Ein jeder bemächtigt sich dann seines Packens und nahet sich so schon nach Verlauf von fünf Minuten dem erwähnten Geschäftstisch. Nach richtiger Ablieferung einer Anzahl Strümpfen oder Garnes erhält er seine taxmäßige Bezahlung und nach eigener Wahl frische Arbeit. Dieses wird pünktlich notiert, und mit einem andern wird ebenso verfahren. Nach Verlauf von höchstens einer Stunde ist alles abgemacht. Der Geschäftsführer besteigt wieder seinen Wagen und eilt einem andern Ort zu, woselbst man auch schon sehnlichst auf ihn harrt, bis der auch hier erschallende Ruf „He kummt, he kummt!" sämtliche Anwesende mit geschäftiger Regsamkeit erfüllt."

Den Abschluß der Münsterlandreise bildete Röbbelens Besuch in Wildeshausen, wo er es auf 14 Abnehmer brachte, darunter war der Gründer der Taubstummenanstalt,

Landesbibliothek Oldenburg

Lehrer Heumann, ein wahrer Menschenfreund. Die altertümliche Stadt an der Hunte mit ihren reinlichen und geraden Straßen, mit den meist in heller Ölfarbe sauber gemalten Häusern, hatte etwas ungemein Anheimelndes für jeden. Der mit Eichen und Buchen geschmückte Stadtwall und die romantische Umgebung der Stadt machten auf den Schriftsteller Röbbelen keinen geringen Eindruck. Vor allem aber gefiel ihm der gesellige und biedere Umgangston der Wildeshauser Einwohner. Alle Eigenschaften zusammengenommen sprachen Röbbelen so sehr an, daß er Wildeshausen den Vorzug vor allen übrigen oldenburgischen Ortschaften und Städten gab.

Hermann Lübbing

Pioniere unserer heimischen Wirtschaft

Johann Heinrich Krogmann

Johann Heinrich Krogmann, der Gründer der Firma Gebr. Krogmann & Co., Pinsel- und Bürstenfabrik in Lohne, und einer der hervorragendsten Pioniere unserer heimischen Wirtschaft, entstammte einer Heuerlingsfamilie und wurde 1815 geboren. Während die Familie die Heuerstelle verwaltete, strebte der Vater hinaus in die Welt. Er wollte seiner Familie die Mittel schaffen für eine Existenz gewerblicher Art, um seinen Kindern den Weg zur Selbständigkeit zu ebnen. Er ging zur See, wurde Steuermann und dann Kapitän eines stolzen Dreimasters. Und was er von seinen Einkünften erübrigen konnte, schickte er getreulich seiner Familie in die Heimat. Er erlebte noch, daß Frau und Kinder in Lohne ein Kolonialwarengeschäft und eine Schankwirtschaft übernehmen konnten.

Dieser Unternehmungsgeist, dieser Drang in die Welt lebten auch in Johann Heinrich Krogmann, seinem ältesten Sohn. Wir wissen, daß die Kinder des Kapitäns Krogmann überdurchschnittlich begabt waren, daß der tüchtige Lehrer Brokhage in Lohne sie nicht nur im planmäßigen Schulunterricht, sondern auch in freiwilligem Unterricht an Abenden weiter gefördert hat. Das Können und das Streben war also in ihnen. Dazu kam der Wille, weiter zu kommen. Wenn der Amtmann des Amtes Steinfeld 1836 von den Krogmanns schrieb: „Betriebsam waren die Leute immer sehr", so ist damit ein Grundzug der Familie bezeichnet, der für Johann Heinrich Krogmann von großer Bedeutung war. So ist es auch verständlich, daß die Familie Krogmann, insbesondere auch der älteste Sohn, Johann Heinrich, als der Tod des Vaters ihm die Grundlage der neuen Existenz zu nehmen schien, den Mut nicht sinken ließ, sondern durch Ausbau des Erreichten sie zu sichern suchte. Als der erste Schritt nicht von Erfolg war, wurde der zweite versucht, und er führte zum Erfolg. Johann Heinrich Krogmann, knapp 21 Jahre alt, beantragte beim Amt die Genehmigung zur Fabrikation von Schreibfedern und gründete, als er die Genehmigung in Händen hatte, die Firma Gebr. Krogmann & Co., deren Herz und Seele er 40 Jahre war, und die er zu einem schon damals bedeutenden Unternehmen ausbaute. Bis 1835 stand sein jüngerer Bruder Josef ihm zur Seite.

Wenn man bedenkt, daß er seinen neuen Betrieb sozusagen aus dem Nichts aufbauen mußte, daß er die Verbindungen betr. Beschaffung von Rohstoffen und zur Werbung von Kunden selbst aufnehmen mußte, und wenn man dann in seinem peinlich gewissenhaft geführten Geschäftsbuch von 1830 feststellt, daß die Zahl seiner Kunden schon nach fünf Jahren in die Hunderte ging und diese Kunden in allen deutschen Gauen, von der Nordsee bis nach Süddeutschland hinein, wohnten, so muß man den Mut, die Tatkraft und das Können des Mannes bewundern, der zu dieser Zeit in der Mitte der Zwanzig stand. Durch Deutschland und in das Ausland hatten ihn die Reisen geführt, sie hatten ihm den Blick geweitet, ihn wirtschaftliche Möglichkeiten erkennen und sehen gelehrt, hatten seiner Firma ein festes Fundament gegeben, auf dem er weiterbauen konnte. Was er draußen sah und erlebte, das war für ihn nur ein Ansporn zu neuem Schaffen. Überall und immer stand ihm seine Aufgabe vor Augen, und gerade Reisen — in den Archiven des Kreisamtes Vechta stehen sie aufgezeichnet — brachten neue Kunden und neue Verbindungen. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen — teilweise wurden die Reisen mit Gespann oder zu Pferde durchgeführt —

Landesbibliothek Oldenburg

waren Reisen von acht bis zwölf Monaten keine besondere Annehmlichkeit. Die Firma bewahrt heute noch die sog. „Goldwaage" auf, die damals die Inhaber der Firma mit auf die Reise nahmen, um Gold- oder Silbermünzen wiegen und so auf ihren Gehalt prüfen zu können. Eine wichtige Aufgabe allein schon war es, die vorhandenen Transportmöglichkeiten richtig aufeinander abzustimmen, um den Kunden in Süd- oder Mitteldeutschland oder sogar im Ausland die bestellten Lieferungen so schnell wie möglich zukommen zu lassen. Zwischen den Reisen war dann der Betrieb, sein Ausbau, seine technische Verbesserung usw. die Hauptsorge. Wahrlich, ein gerütteltes Maß an Arbeit und Verantwortung.

Und noch eins, was Johann Heinrich Krogmann auszeichnete: Er wußte sich Mitarbeiter zu schaffen, die ihm beim Aufbau und Ausbau der Firma treue Helfer waren. Sie standen ihm in der Produktion zur Seite, oder gingen als seine Vertreter auf Reisen. Er hat sein Werk organisch aufgebaut, er hat immer die nötige Vorsicht walten lassen, er hat nie spekuliert, und er hat stets jeglichen, auch den kleinsten Verlust zu vermeiden gesucht. Wen er nach langjähriger Prüfung als treu erkannt hatte, dem hielt auch er die Treue, und so gewann er, sei es als Teilhaber oder als Arbeiter, Mitarbeiter, die mit ihm gleichen Geistes waren. So konnte das gemeinsame Werk alle Schwierigkeiten überstehen, und sogar die völlige Umstellung der Produktion, wie sie 1861 auf Pinsel und Bürsten notwendig wurde, hat die Linie der Aufwärtsentwicklung des Betriebes nicht zum Absinken gebracht. Johann Heinrich Krogmann konnte den Erfolg dieser Umstellung noch erleben, und er wußte sein Werk in guten Händen, als Gott ihn am 6. Juni 1865 aus einem tätigen und erfolgreichen Leben zu sich rief. Sein Sohn Richard war zwar erst zwölf Jahre alt, aber sein Mitinhaber Hoyng nahm die Last der Leitung des Betriebes und damit die Verantwortung auf sich und führte den Betrieb im Geiste des Gründers weiter. 70 Jahre alt, starb er 1902, sein Mitinhaber Richard Krogmann 1898.

Die Pinsel- und Bürstenfabrik Gebrüder Krogmann & Co. ging dann durch Kauf in den Besitz des in der Firma tätigen Heinrich Holtvogt aus Vechta über. Volle 41 Jahre hat Heinrich Holtvogt als Inhaber der Firma den Betrieb geleitet, ihn weiter ausgebaut, und 24 Jahre steht nun auch schon sein Schwiegersohn Eberhard Kotthoff in der Leitung des Betriebes, seit 1945 als alleiniger Inhaber der Firma.

Pioniere waren es, die die Fundamente der Lohner Spezialindustrien schufen, unter ihnen hat Johann Heinrich Krogmann einen hervorragenden Platz. Und die das Werk aus ihren Händen als Erbe nahmen, um es im Geiste der Gründer zu verwalten und weiter aufwärts zu führen, waren und sind Männer, die aus einer harten Schule kamen. Sie haben sich nicht geschont, sondern sich voll eingesetzt. Und wir alle haben diesen Männern viel zu danken.

Konrektor Johannes Ostendorf in Lohne hat aus Anlaß des Jubiläums der Firma Gebr. Krogmann & Co. eine ausführliche Geschichte der Gründung und Entwicklung der Firma geschrieben, die alles wichtige im Besitz der Firma und in staatlichen, kommunalen und kirchlichen Archiven befindliche Material zusammenfaßte und zu einem interessanten Beitrag zur Entwicklung der Industrie Südoldenburgs gestaltete. Es wäre zu wünschen, daß unsere Heimatforscher auch diesem Gebiet sich mehr als bisher zuwenden würden.

Josef Siemer, gen. „Appel-Siemer", der Begründer des bäuerlichen Obstbaues in Langförden.

Das Obstbaugebiet Südoldenburg ist heute zu einem Begriff geworden in Deutschland. Mit seinem Mittelpunkt Langförden-Spreda erstreckt es sich von Goldenstedt bis nach Cappeln-Sevelten. Zehntausende von Zentnern bestes Tafelobst schickt es jährlich in die deutschen Länder, und alles übrige Obst wird in Mostereien usw. weiterverarbeitet. Die Südoldenburger Obstbauern betreiben den Obstbau als einen Teil ihres landwirtschaftlichen Betriebes, der mit zur Festigung des Gesamtbetriebes beiträgt und darin auch seine natürliche Begrenzung findet.

Über die Vorgeschichte und die Geschichte des Obstanbaues im Südoldenburger Obstbaugebiet, vornehmlich in Langförden, hat Hauptlehrer i. R. Franz Ostendorf-Langförden in den „Heimatblättern" (August 1941) umfangreiches Material veröffentlicht, das insbesondere auch deshalb interessant ist, weil es das tatkräftige und erfolgreiche Wirken von Geistlichen und Lehrern auf dem Gebiete der Förderung des Obstanbaues im jetzigen Südoldenburger Obstbaugebiet schildert. Neben Pastor Dyckhoff in Cappeln, der in Wort und Schrift und Tat sich für die Hebung des Obstbaues einsetzte, waren es in Langförden vor allem die Lehrer Bernhard

Landesbibliothek Oldenburg

Anton Josef Frye und H. Wilking, die durch Anlage von Baumschulen und im Unterricht ihre Schüler gleichfalls durch Wort und Tat in Theorie und Praxis des erfolgreichen Obstbaues einführten. Darüber hinaus haben sie auch durch Gewinnung guter Apfelsorten zur Förderung des Obstbaues in der Heimat viel beigetragen. Ihrem Wirken war es auch zu verdanken, daß die obere Schulbehörde 1839 durch einen Erlaß bestimmte, daß möglichst bei jeder Schule eine Baumschule einzurichten sei.

Unter den Schülern H. Wilkings war auch Josef Siemer aus Spreda. Von seinem Vater hatte er Sinn und Liebe für den Obstbau geerbt, und Lehrer Wilking förderte diese Anlagen nach Kräften. Hauptlehrer Franz Ostendorf schildert seinen Lebenslauf wie folgt: „1870, 19 Jahre alt geworden, mußte Josef Siemer Soldat werden; er rückte mit der Besatzungsarmee nach Frankreich, wo er Jahre hindurch Gelegenheit hatte, im Lande des klassischen Obstanbaues allerhand zu sehen, was die Pflege und Sorten der Obstbäume, sowie die Verwertung des Obstes betrifft.

Als er dann nach der Beendigung der Okkupation wieder zu Muttern kam, da fand er im Hause nur noch seine alten Eltern vor; Bruder Klemens stand als junger Lehrer in Bremen, Bruder Heinrich kam in gleicher Eigenschaft nach Bakum. Joseph war bestimmt, das väterliche Erbe anzutreten. Und das war nicht so einfach. Das väterliche Erbe war nicht groß, ein Pferd konnte er darauf halten; zudem lasteten auf der kleinen Stelle allerhand Schulden, verursacht durch den Hausneubau, durch Landankäufe, vielleicht auch in etwa durch das Studium der beiden Brüder. Dabei waren die landwirtschaftlichen Verhältnisse in den 70er und 80er Jahren wirklich keine rosigen.

Joseph aber wollte den Betrieb in die Höhe führen. Da verfiel er wieder auf seine alte Lieblingsbeschäftigung, auf den Obstanbau. Alle Vorbedingungen waren ja gegeben, nur der Absatz fehlte. Durch seinen Bruder Klemens nahm er dann Beziehungen mit Bremen auf. Mit seinem Namensvetter und Verwandten, dem Bauer August Siemer, spannte er zusammen und wagte die erste Fuhre nach Bremen. Dort wurden die sorgsam ausgesuchten Äpfel von Haus zu Haus verkauft. Diese „Klinkenputzerei" war zwar nicht angenehm. Aber beharrlicher Wille führte zum vollen Erfolg. Das Kompaniegeschäft wurde bald gelöst. 1885 kam die Bahn Ahlhorn—Vechta, dadurch wurde der Apfelversand erheblich erleichtert. Schon längst deckte der eigene Obstgarten den Bedarf nicht mehr, Joseph wurde Apfelhändler, der die ganze Gegend nach guten Äpfeln abgraste. Auch Oldenburg wurde bald angeschnitten, besonders aber auch Wilhelmshaven, wo Marine und Werft aufblühten und seine besten Abnehmer wurden. In Wilhelmshaven hatte er Jahre hindurch mehrere Filialen, in denen ständig Obst zum Verkauf angeboten wurde. Sein Plan war geglückt.

Durchaus Fachmann, dabei grundehrlich und reell, konnte er seinen Betrieb dauernd vergrößern. Der bekannte „goldene Boden" wirkte sich dann auch aus, Joseph konnte Ländereien ankaufen und so den landwirtschaftlichen und obstwirtschaftlichen Betrieb auf gesunde Grundlage stellen. 1941 standen auf seinen Obstplantagen mehr als 7000 tragende Obstbäume.

„Appelsiemer" oder „Appeljosep", wie das Volk ihn schon lange nannte, ist dann, 73 Jahre alt, im Dienste seiner Äpfel, am Montag, dem 23. Juli 1923 verunglückt; ein Fehltritt beim Verlassen des Balkens der Scheune verursachte seinen Tod."

1914 übernahm Josef Siemer zusammen mit Gottfried Deye, einem Verwandten, der um die Jahrhundertwende in sein Geschäft mit eingetreten war, die Verwaltung der Landesstelle für Gemüse und Obst. Damit gewannen sie auch für den Obstbau Südoldenburgs weitere wertvolle Verbindungen, denn beide hatten erkannt, daß die Organisation des Absatzes die wichtigste Voraussetzung für die Rentabilität einer weiteren Ausdehnung des Obstanbaues war. Und danach handelten sie. Gottfried Deye baute später sein Geschäft zum reinen Obstversandgeschäft aus und konnte es erfolgreich zum größten Geschäft dieser Art in Nordwestdeutschland entwickeln. Mehere Hundert Waggons Äpfel gingen bezw. gehen jährlich durch seine Hand in das ganze Bundesgebiet.

Das große Werk, zu dem Josef Siemer den Grundstein legte, erfuhr in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg bis heute einen gewaltigen Ausbau. Nicht nur die Obstanbauflächen wuchsen; die modernsten Erfahrungen im Anbau und in der Verwertung wurden genutzt. Große Kühlräume — heute auf etwa 20 Höfen — wurden geschaffen, um das Tafelobst bis zur Marktreife lagern

Landesbibliothek Oldenburg

zu können, auch umfassende technische Anlagen zur Verwertung von Fallobst und allem sonstigen Obst (Wirtschaftsobst). Obstgetränke und Beerensäfte aller Art werden in diesen Süßmostereien, wie z. B. Uptmoor-Schneiderkrug und Dr. Hermann Siemer, der Erbe von Josef Siemer, sie errichteten und zu den größten Anlagen dieser Art ausbauten, hergestellt. Letzterer führte auch den Anbau von Spindelobst ein. Von Langförden-Spreda aus ging dann der Ruf an alle Obstbauern des Südoldenburger Obstbaugebietes, sich zusammenzuschließen zu gemeinsamer Arbeit. Dieser Zusammenschluß, der im Obstbauberatungsring erfolgte, war unbedingt notwendig, denn nur gemeinsam konnten die großen Aufgaben gelöst und der rapide fortschreitenden Entwicklung Rechnung getragen werden. Heute zählt der Obstbauberatungsring etwa 550 Mitglieder. Später schloß er sich dem Verband niederelbischer Obstbauern an. Wertvolles hat er in den Jahren seines Bestehens bereits geleistet; seine Obstbauversuchsanstalt, seine Baumschulen, seine umfassende Beratung hinsichtlich Obstbaumpflege (regelmäßige Spritzung, Schädlingsbekämpfung, Sortenwahl, Technisierung usw. usw.) sind für alle Obstbauern von großem Nutzen gewesen. In den letzten Jahren trat noch hinzu die Obstabsatzgenossenschaft, die eine der modernsten Sortiermaschinen besitzt und die Verbindung mit allen Großmärkten hat. In enger Zusammenarbeit mit dem Obstgroßhandel hilft sie den Absatz der vielen Tausend Zentner Edelobst aus dem Südoldenburger Obstbaugebiet sichern. In diesem Zusammenhang sei des Bauern Bernard D a m m a n n-Astrup gedacht, der durch seine aus der Praxis gewachsenen technischen Erfindungen, z. B. eine für alle Obstbauernbetriebe zweckmäßige Sortiermaschine, sich große Verdienste erwarb. Wenn die Entwicklung im Südoldenburger Obstbaugebiet, über die wir nur kurz berichten konnten, heute schon zur Erörterung der Frage, ob für das Südoldenburger Edelobst Exportmöglichkeiten gefunden werden können, führte, so ist damit angedeutet, daß die verantwortlichen Männer im Südoldenburger Obstbaugebiet — außer den bereits genannten seien noch A l f o n s R o s e n b a u m und H e i n r i c h W e m p e in Spreda genannt — auf dem Posten sind.

Immer aber wird im Laufe der weiteren Entwicklung des Pioniers des Südoldenburger Obstbaues, unseres J o s e f S i e m e r, besonders gedacht werden. Seine erfolgreiche Arbeit hat viele angespornt, es ihm gleichzutun, und so wurde der Obstbau in einem großen Teil der Südoldenburger Landwirtschaft zu einem wichtigen Betriebszweig.

H e r m a n n T h o l e

Nachtrag

zu dem im Heimatkalender 1952 S. 130 ff. veröffentlichten Aufsatz:

„Ein aktenmäßig verbürgter Grundriß eines sog. niedersächsischen Bauernhauses".

Zu diesem Aufsatz machte Oberregierungs- und Vermessungsrat Fritz Diekmann, Oldenburg, folgende ergänzende Mitteilung, die er den Akten der Vermessungsdirektion entnahm:

„Es handelt sich wohl um das Gebäude der G e m e i n d e B a k u m, Flur 21, Flurstück 73.

Bei der Aufstellung des provisorischen Güterverzeichnisses im Jahre 1837 ist es unter dem Eigentümer

Vollerbe Ording, Margaretha, Witwe in Märschendorf im Kirchspiel Lohne

verzeichnet. Unmittelbar darauf geht es auf

Vollerbe Hachmöller, Clemens

über.

Ab 1862 ist das Gebäude unter Vollerbe Ording, Besitzer Hachmöller, Clemens, zu Märschendorf, verzeichnet, und später unter Hachmöller, Franz (fr. Ording).

Das Gebäude hatte bei verschiedenen Aufmessungen eine Länge von 34,3 m, das sind 116 old. Fuß, und eine Breite von 14,4 m, das sind 48⅔ Fuß.

Da die Angaben über die Länge und Breite noch Zweifel enthielten, so sind sie wohl durch die obigen Zahlen aufgeklärt."

Landesbibliothek Oldenburg

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort des Herausgebers, von Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	3
Kalendarium	4
Unsere Monatsbilder, von Klaus Gruna, wissenschaftl. Assistent am Museumsdorf Cloppenburg	28
Heimatpflege und ihre Verankerung im Religiösen, von P. Dr. C. H. Siemer O. P., Köln	29
Wer für seine Liebe Dank erwartet, liebt nicht, v. Alwin Schomaker, Langenteilen	31
Anpassungs- und Lebensfähigkeit der niedersächsischen Bauernhausform, von Prof. Gustav Wolf, Landesbaupfleger, Münster	33
Die Geschichte eines alten Bauernhauses, von Gerhard Eitzen, Lüneburg	37
Frühmorgens im Bauernhaus, von August Hinrichs, Schriftsteller, Huntlosen	42
Wegkreuz, Gedicht, von Heinz von der Wall, cand. phil., Hemmelte	45
Flägelei, Gedicht, von Dr. Hubert Burwinkel, Studienrat, Cloppenburg	46
Der letzte seines Stammes, von Elisabeth Reinke, Schriftstellerin, Vechta	47
Dat „mea culpa", Anekdote, von Bernard Becker, Cloppenburg	54
Gott schütz' dein edles Roß! von Aloys Meyer, Dipl.-Volkswirt, Dinklage	55
Von der Kleiderkiste zum Kleiderschrank, von Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	60
Was ist sicher in der Urgeschichte? von Dr. Josef Bergmann, Kassel, Landesmuseum	65
Geheimnisse unter dem Esch, von Dieter Zoller, Justizinspektor, Bad Zwischenahn	69
Die Silberschatzfunde von Klein-Roscharden bei Lastrup, von Dr. Otto-Friedrich Gandert, Museumsdirektor a. D., Berlin	72
Der Schatz im Acker, von Dr. Peter Berghaus, Münster, Landesmuseum	80
Vor 700 Jahren kam die Grafschaft Vechta an Münster, von Otto Terheyden, Studienrat, Vechta	82
Friesoythe im zweiten Weltkrieg, von Richard Kühling, Rektor, Friesoythe	85
Konn ji seltersk balle? Haye un de rotte, Anekdote, von Herm. Janssen, Saterland	86
Als Cloppenburg noch Garnison war, von Bernhard Riesenbeck, Rektor, Emsdetten	87
„Karakterkopp", Anekdote, von Bernard Becker, Cloppenburg	88
Essen-Quakenbrück'sche Grenzhändel in alter Zeit, von Professor Dr. Hermann Rothert, Ministerialrat a. D., Münster	89
Ein Hoheitsgrenzstreit von 100 Jahren, von Fritz Diekmann, Oberregierungs- und -vermessungsrat, Oldenburg	91
Ein „Knaoltjer" vor 60 Jahren, von P. Laurentius Siemer O. P., Köln	93
Dei ame Holskenmaoker un de rieken Burn, Anekdote, von Bernard Becker, Cloppenburg	99
Die Mühle in der Bokeler Mark, von Dr. Otto Harms, Oldenburg	100
Die Rechnungsbücher des alten Amtes Vechta, von Konrad Händel, Staatsanwalt, Mannheim	105
Zur geschichtlichen Entwicklung der Landgemeinden, von Dr. Kurt Hartong, Oberkreisdirektor, Cloppenburg	106
Köster un Pastor, Anekdote, von Bernard Becker, Cloppenburg	107
Anfänge und Entwicklung der Post im Kreise Vechta, von Engelbert Hasenkamp, Kreisinspektor, Vechta	108
Die Post im Kreise Cloppenburg in fortschrittlicher Entwicklung, von Benno Harengerd, Postinspektor, Cloppenburg	110
Anekdoten, von Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	112
Bischöfe des Oldenburger Münsterlandes (Fortsetzung), von Franz Ostendorf, Hauptlehrer i. R., Langförden	113
Zum 20. Todestag von Prof. Pagenstert, von Prof. Dr. Georg Reinke, Vechta	117
Dei Geometrie, Anekdote, von Bernard Becker, Cloppenburg	118
Direktor Johann Wewer, ein verdienter Schulmann, von Bernhard Riesenbeck, Rektor, Emsdetten	119
Münsterländer als Walfischfänger, von Konrad Händel, Staatsanwalt, Mannheim	121
En olet Leiden, Anekdote, von Heinrich Bockhorst, Hauptlehrer i. R., Oldenburg	122
Der Räuberhauptmann Hardemente, von Johanna Kröger, Lehrerin i. R., Essen i. O.	123

Landesbibliothek Oldenburg

Seite

Anekdoten, von Bernard Becker, Cloppenburg 124
Peter Pudel, von Johannes Ostendorf, Hauptlehrer i. R., Lohne 125
Gisken Tedor, von Franz Brägelmann, Hauptlehrer i. R., Bokern bei Lohne . . 127
Anekdoten, von Bernard Becker, Cloppenburg 127
Klocken-Gerd, von Georg Vogelpohl, Hauptlehrer i. R., Vechta 128
Ein gotischer Kruzifixus im Museumsdorf Cloppenburg, von Dr. Hans Eickel, Münster, Landesmuseum 129
Die Molbergener Krippe, von Dr. Gustav Vriesen, Oldenburg, Landesmuseum . . 131
Die Kanzel in Vestrup, von Klaus Gruna, Cloppenburg, Museumsdorf 133
Alte Dorfkirchenorgeln im nördlichen Oldenburg, von Dr. Rudolf Reuter, Münster 136
„Du, Goldenstedt, bleibst meine Heimat", Gedicht, von Antonia Wilke, Rheine . . 140
Plattdeutsch im Gottesdienst, von Klaus Gruna u. Kaplan Morthorst, Cloppenburg 141
Wie entstanden die Cloppenburger Geest und die Dammer Berge? von Dr. Fritz Hamm, Kustos am Niedersächsischen Landesmuseum, Hannover 142
Du und der Wald, von Walter Hulverscheidt, Forstmeister, Ahlhorn 146
Vogelleben an der Thülsfelder Talsperre, von Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg 148
Am Probedeich, von Heinrich Schürmann, Lehrer, Damme 150

Seite

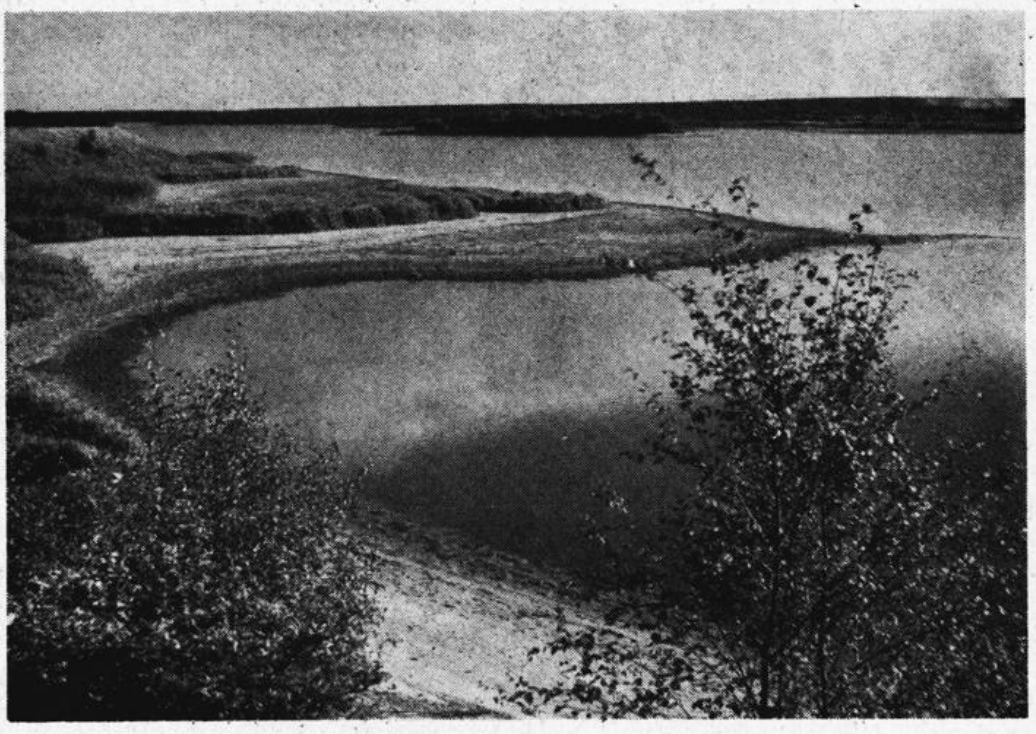
Das Herrenholz, ein unbekanntes Paradies, von Johannes Wagner, Amerbusch über Vechta 152
Rund um dat Brögeler Mauer, von Clemens Tombrägel, Bauer, Brägel üb. Lohne 154
Anekdoten, von Bernard Becker, Cloppenburg 156
Heimatkundliches Silbenrätsel, von Josef Hürkamp, Stud.-Ass., Dinklage 157
Niederdeutsches Sprachgut in den Familiennamen des Oldenburger Landes, von Paul Szyszka, Lehrer i. R., Nordenham 158
Lach eis!, Anekdoten, von „Ordings Job" 160
Selbstporträt des Malers C. H. M. Cooymans, Den Haag 161
Baukweitenjannhinnerk, von Georg Vogelpohl, Lehrer i. R., Vechta 161
Lach eis!, Anekdote, von „Ordings Job" 162
Verbotene Genüsse, von Konrad Händel, Staatsanwalt, Mannheim 163
Röbbelens Reiseerlebnisse im Oldenburger Münsterland 1840, von Dr. Hermann Lübbing, Staatsarchiv-Direktor, Oldenburg 163
Pioniere unserer heimischen Wirtschaft, von Hermann Thole, Hauptschriftleiter, Vechta 166
Nachtrag zum Aufsatz „Ein aktenmäßig verbürgter Grundriß" im Heimatkalender 1952, S. 130 f, von Fritz Diekmann, Oldenburg 169
Auflösung des heimatkundlichen Silbenrätsels auf Seite 157 171

Die Auflösung des heimatkundlichen Silbenrätsels im Heimatkalender 1953 Seite 157

1. Waldmeister, 2. Asseln, 3. Swiensohr, 4. Gundelrebe, 5. Ihlkruud, 6. Bekassine, 7. Thimothee, 8. Erlenzeisig, 9. Surmous, 10. Streifenfarn, 11. Christrose, 12. Ölkäfer, 13. Nieszwurz, 14. Enzian, 15. Rainfarn. 16. Ellernboom, 17. Strichvögel, 18. Ackermoß, 19. Ulmengallen, 20. Fetthenne, 21. Engerling, 22. Roßkastanie, 23. Dreizahn, 24. Erdsänger, 25. Nachtigall, 26. Alkruud, 27. Lungenkraut, 28. Schlehdorn, 29. Schneeball, 30. Ilenblatt, 31. Christus Dornenkrone, 32. Vogelmiere, 33. Orchideen, 34. Nelkenwurz, 35. Holunder, 36. Erdrauch, 37. Roßkäfer, 38. Zwergtaucher.

Ergebnis: Was gibt es Schöneres auf Erden als sich von Herzenslust zu freuen an Vogelsang und Blumenduft.

Landesbibliothek Oldenburg



Hôtel Seeblick

(Inhaber: Heinz Göken, Ruf Thüle 05)

in herrlicher Lage, am schönsten Punkt der Thülsfelder Talsperre

(unfern der Straße Cloppenburg–Friesoythe)

Klub- und Restaurationsräume · Hotelzimmer mit Heizung, Bad und fließendem Wasser · Geräumige Terrasse · Idealer Badestrand

Erstklassige Verpflegung, auf Wunsch volle Pension

Schäfers' Hotel

HOTEL
RESTAURANT
BIERSTUBE
WEINZIMMER

Tagungs- und Gesellschaftsräume

Bahnhofstraße 2
Telefon 2484

Cloppenburg (Oldb)

Landesbibliothek Oldenburg

Jahrzehntelanges Vertrauen unserer Kundschaft bürgt für höchste Qualität!

Wir liefern Ihnen:

B. K. 1 Kükenaufzuchtmehl

B. K. 4 Aufzuchtgrütze (fein)

B. K. 2 Aufzuchtmehl

B. K. 4a Aufzuchtgrütze (grob)

B. K. 3 Junghennen-Aufbaumehl

B. K. Junghennen-Körner

B. K. 5 Legemehl

B. K. 8 Zuchtfutter in Mehlform

B. K. Körnerfutter mit Eiweißzusatz

Durch Koudijs' B. K.-Futter höchste Leistung und gesunde Tiere

Unser Futter ist an allen Orten durch den Handel erhältlich

B. K.-Großhändler

H. Nehmelmann

CLOPPENBURG (OLDB) **Telefon 2368**

Landesbibliothek Oldenburg

JOSEF

MIDDENDORF

VECHTA (OLDB)

Gegründet 1855 Telefone 413 und 617

Lebensmittel-Großhandlung
Kaffee-Großrösterei

MIDDENDORF KOHLEN

Weizen- und Roggenmehle erster Mühlen · Sämtliche Futtermittel · Brennmaterialien · Spirituosen und Weine erster Firmen · Brennspiritus für Apotheken, Drogerien und zugelassene Verkaufsstellen

Floorbest-Fußböden

Bernhard Bergmann

Holz / Sperrholz
Furniere / Baustoffe
Zementwarenfabrik

STEINFELD (OLDB)
Postfach 2
Fernsprech-Anschluß Nr, 232

Landesbibliothek Oldenburg

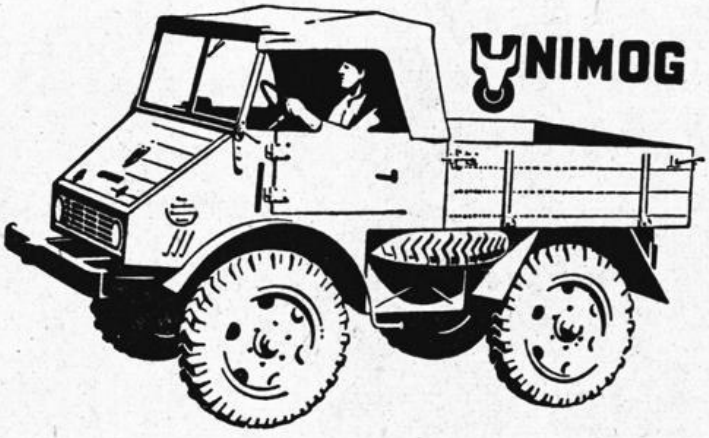
WALHALLA

Inhaber: Alfred Werner

CLOPPENBURG (OLDB)

Telefon 2293

Speiserestaurant · Saal · Klubzimmer · Fremdenzimmer , Garagen



Arbeitsmaschine / Schlepper und Transporter

Ein Erzeugnis der DAIMLER-BENZ-WERKE

Wilh. Debring jun., Vechta (Oldb)

FERNSPRECHER 520

Zylinder- und Kurbelwellen-Schleiferei

Landesbibliothek Oldenburg

Seit Jahrzehnten

heimat- und wirtschaftsverbunden durch

Dienst am Kunden

Spart
bei den örtlichen
Geldinstituten:

Landessparkasse zu Oldenburg
und deren Zweiganstalten

Oldenburgische Landesbank A.-G.
und deren Filialen

Spar- und Darlehnskassen des
Oldenburgischen Münsterlandes

Landesbibliothek Oldenburg

SPREDA-KELLEREI

Dr. Hermann Siemer

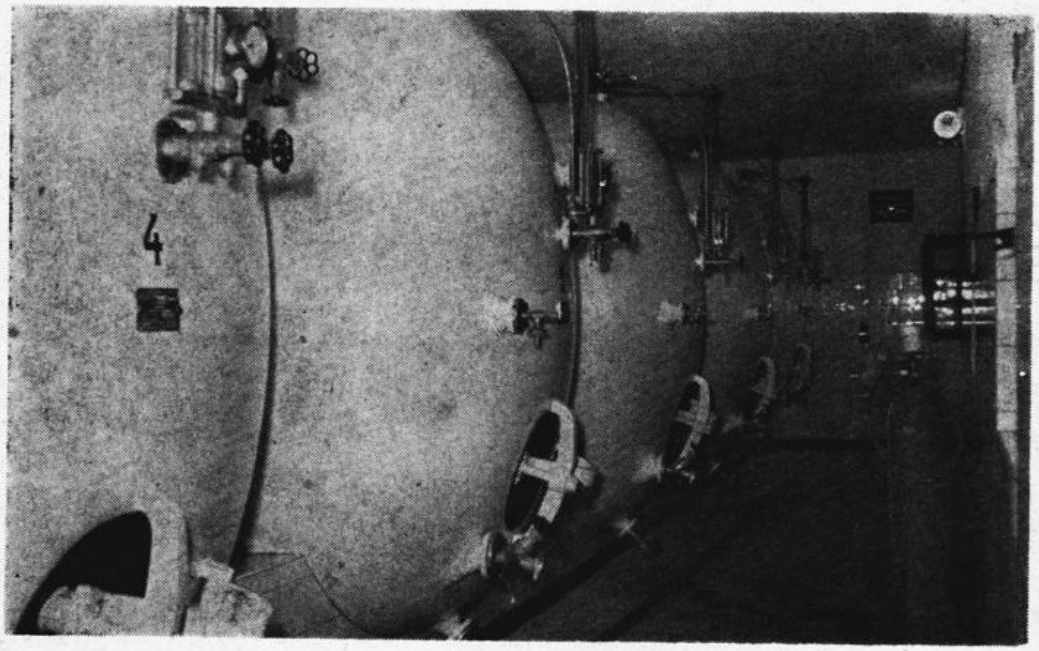
Spreda-Vechta, Tel. Vechta 275

Fordern Sie Angebote:

Apfelsaft, naturrein
Weine · Spirituosen

Siemer's SPREDA Apfelsaft

Eigene Likörfabrik und Apfelweinkellerei



Teilansicht des Lagerkellers, in welchem Apfelsaft nach dem neuesten Verfahren unter Kohlensäure-Druck gelagert wird.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Heimatkalender

für das Oldenburger Münsterland

gehört in jedes Haus. Er trägt in Wort und Bild ein Stück Heimat in die Familien. Er dient der Bildung und dem Wissen.

Zu haben in allen Buchhandlungen und direkt beim Verlag

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH.

VECHTA (OLDB), Am Markt 11, Telefon 545

Neueröffnung!

Möbel-Nemann

CLOPPENBURG (OLDB), Sevelterstraße

Große Auswahl in Schlafzimmern, Wohnzimmern, Küchen und Einzelmöbeln

Landesbibliothek Oldenburg

Elektro-Nordmann AN C

Cloppenburg (Oldb)

Ecke Hagen- und Bahnhofstraße, Ruf 2479

Das Haus für moderne Beleuchtung

Beleuchtungskörper und elektrische Geräte jeder Art in großer Anzahl am Lager

Empfehle mein neuzeitlich eingerichtetes

Konditorei-Café **FRERKER**

CLOPPENBURG (OLDB)

Fernruf 2520 in der Nähe der St. Andreaskirche und des Marktplatzes

Landesbibliothek Oldenburg

Ihre Drucksachen

sind das Spiegelbild Ihres Unternehmens!

WIR DRUCKEN ALLES

- **Für Behörden**

  liefern wir alle vorkommenden Formulare in jeder Ausführung, Karteikarten, Tabellen, Rundschreiben aller Art usw.

- **Für den Geschäftsbedarf**

  Briefbogen, Rechnungen, Briefumschläge, Postkarten, Quittungen, Rundschreiben, Kataloge, Preislisten, Prospekte, Speisekarten, Geschäftsbücher, Ein- und Mehrfarbendrucke, Post- und Bahnformulare

- **Für den Familienbedarf**

  Visitenkarten, Geburts-, Verlobungs- und Vermählungskarten, Einladungskarten, Trauerbriefe, Totenbilder (mit und ohne Photographie), sowie Danksagungskarten für jeden Zweck

- **Vereinsdrucksachen**

  Wirkungsvolle Plakate, Programme und Festbücher, Eintritts- und Mitgliedskarten, mehrfarbige Diplome, Satzungen, Beitragsquittungen

- **Sonstige Drucksachen**

  Zeitschriften, Urkunden, Jubiläumsschriften, Dissertationen, Reklamedrucksachen, Weinkarten, Etiketten, Zahlkarten, Durchschreibeblocks, Liefer- und Bestellscheine, lose und geblockt.

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH.

VECHTA (OLDB), Am Markt 11, Fernsprecher 545

Landesbibliothek Oldenburg

„Kalkhoff" K

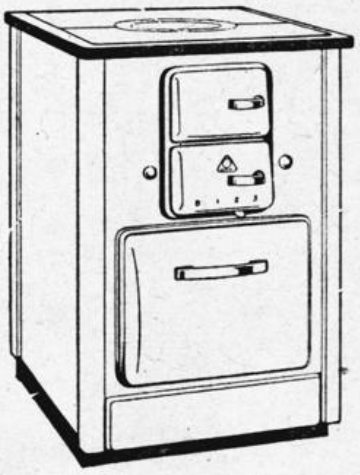
MARKENFAHRRÄDER

Spitzenerzeugnisse bester Qualität

Export nach allen europäischen u. überseeischen Ländern

Kalkhoff-Werke GmbH., Cloppenburg (Oldb)

Haus- und Küchengeräte
hauswirtschaftliche Maschinen
Elektro-Geräte
Herde und Öfen
Kesselöfen
Futterdämpfer
Draht u. Drahtgeflechte



Clemens Krapp

Cloppenburg (Oldb)

Telefon 2210

Landesbibliothek Oldenburg

Eure Heimatzeitung

ist die

Oldenburgische Volkszeitung

weil sie

- **umfassend und schnell über das Geschehen in der Heimat berichtet,**
- **wachsam und sorgfältig die politische Entwicklung verfolgt und Ihnen vermittelt,**
- **mutig und ohne Scheu Mißstände anprangert und für die Belange des Christentums und der Heimat eintritt,**
- **spannend und interessant durch Reportagen und Bilderdienst Ihrer Bildung und Unterhaltung dient,**
- **regelmäßig und pünktlich Ihnen die Bekanntmachungen der heimischen Behörden anzeigt,**
- **tagtäglich und in steigendem Maße mit ihrem umfangreichen Anzeigenteil aus dem Südoldenburger Raum Ihrem geschäftlichen und wirtschaftlichen Interesse dient.**

Landesbibliothek Oldenburg

DEUTSCHE ASBESTZEMENT-AKTIENGESELLSCHAFT · HAMBURG - BERLIN - TÖNNING

DIE QUALITÄTSMARKEN

seit 50 Jahren

Eternit

Wellplatten, Dachplatten, Tafeln, Regenrinnen- und Fallrohre, Abgas- und Entlüftungsrohre, Kabelrohre, Formstücke, Glanzgranitwandplatten, 14 Farben

die stabile Bauplatte

Internit

biegsam und stoßfest, für Decken, Wände, Türen, 2, 3, 4, 6 mm stark Plattengröße: 2500 x 1200 mm

der ideale Fußboden

floorbest

20 Farben, dauerhaft, fußwarm, elastisch, staubfrei schnell zu verlegen, leicht zu pflegen

Eternit VERTRIEB

Badde & Sudendorf-Cloppenburg i. O.

GEGRÜNDET 1884 · BAUSTOFFGROSSHANDLUNG · FERNSPR.: 2141/2142

Landesbibliothek Oldenburg

Anerkannte Herdbuch- und Vermehrungszucht für schwere, weiße Leghorn, rebhuhnfarbige und kennfarbige Italiener / Stammbaumzucht von New Hampshire und White Rocks / Lehrwirtschaft
Preisgünstige Lieferung von Qualitäts-Eintagsküken, Junghennen u. Zuchthähnen

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg